This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

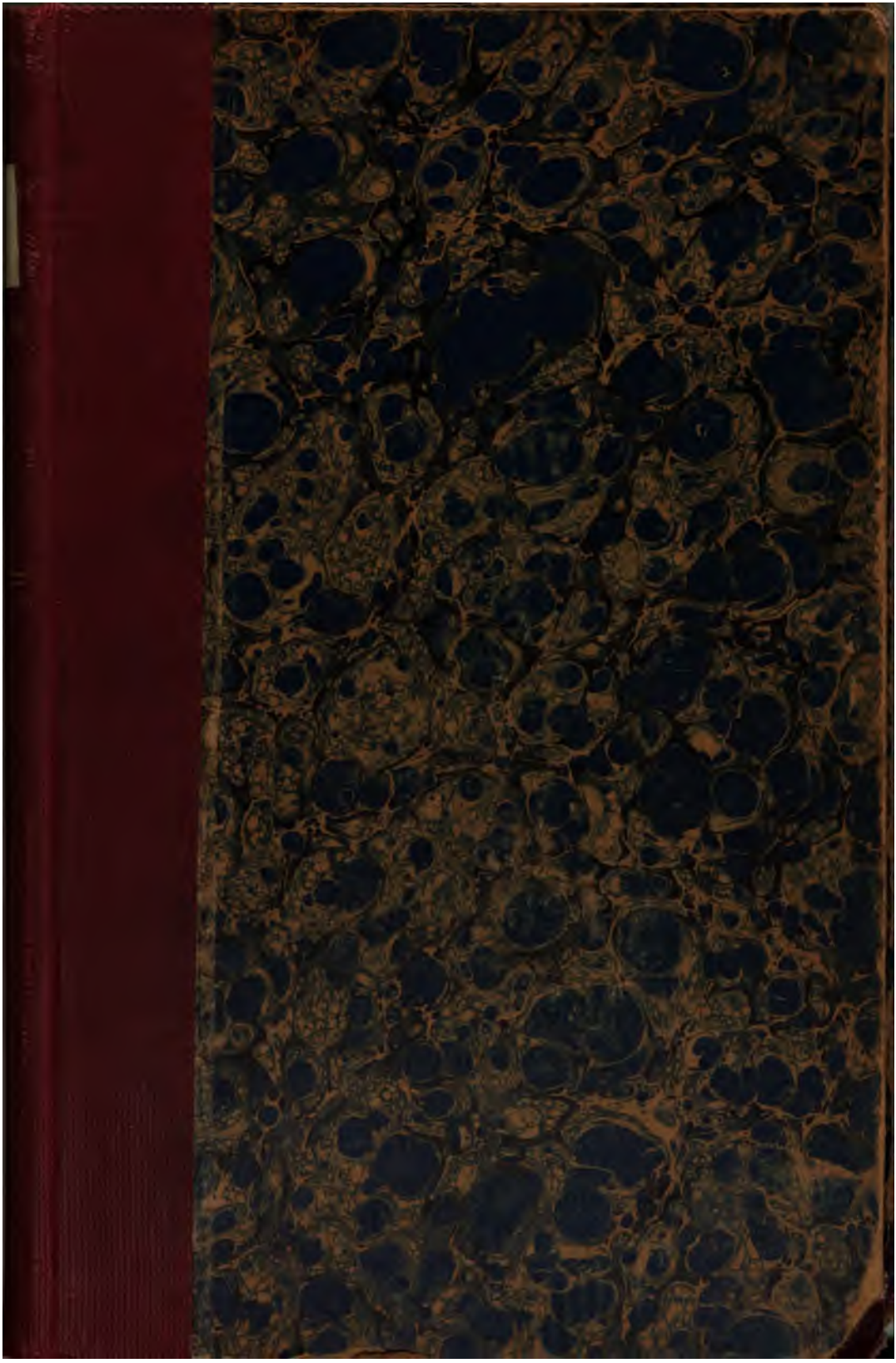
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Jud 118.79

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
JOSEPH GRESSER

THE GIFT OF HIS SON
WILLIAM GRESSER
Class of 1917

RECEIVED APRIL 26, 1932

JOSEPH GRESSER

Die jüdiſchen Frauen

in der

Geſchichte, Literatur und Kunſt.

Nr. 2091
G. Diercks.

Die

Jüdiſchen Frauen

in der

Geſchichte, Literatur und Kunſt.

Von

M. Kayſerling.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1879.

Jud 118.79

HARVARD COLLEGE LIBRARY

APR 26 1932

GIFT OF

William Gresser.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

PRINTED IN GERMANY

Vorwort.

Das Streben, auf die Bildung und Veredelung des weiblichen Geschlechts einzuwirken, veranlaßte mich zur Abfassung dieser Schrift, welche nicht als eine Apologie der jüdischen Frauen zu betrachten ist. Alles das zusammenzustellen, was jüdische Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst geleistet, was sie für ihren Glauben und ihre Ueberzeugung gelitten haben, erschien mir um so wichtiger bei einem Stamme, der wie der jüdische viele Jahrhunderte hindurch von der Gesellschaft ausgeschlossen und verachtet war. Durch die Frauenbilder, welche in diesem Buche vorgeführt werden, soll das Selbstbewußtsein geweckt, soll die Liebe zu dem Glauben gestärkt und angefacht werden. Denn in weit höherm Maße als von der Religiosität der Männer ist die Zukunft jeder Religion von der religiösen Bildung und Hingebung des weiblichen Geschlechts abhängig.

Den Kreis der Gebildeten mit den hervorragenden Frauen des jüdischen Stammes, ihrem Lebensgange, ihrem Wirken und ihrem Dulden bekannt zu machen, ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Er nimmt kein anderes Verdienst in Anspruch, als Zerstreutes gesammelt, Vergessenes aufgefrischt und die Blüten der verschiedenen Zeiten und Länder in einen Kranz vereinigt zu haben. Ergänzungen und Berichtigungen werden jeder-

zeit dankbar angenommen und in einer etwaigen zweiten Auflage gern verwendet werden.

Die Frauen der Bibel wurden nicht in die Galerie mit eingereiht, weil sie als bekannt vorausgesetzt werden können und auch schon vielfache Darstellungen gefunden haben.

Der Vollständigkeit wegen durften hingegen jene Frauen nicht fehlen, welche in den spätern Jahren ihres Lebens das Judenthum, das sie entweder gar nicht oder nur von einer negativen Seite kannten, verlassen oder doch völlig hintangesetzt haben. In jener trüben Epoche, in der die gesellschaftliche und staatliche Gleichstellung der Juden erst angebahnt wurde, waren gerade sie die eigentlichen Factoren dieses Processes. Es erschien mir aber auch ein dringendes Bedürfniß, diese geistig so hochbegabten und dennoch auf Abwege gerathenen Persönlichkeiten als Warnung hinzustellen; hat doch auch die Gegenwart noch immer zu klagen über den Mangel an Einklang der gesellschaftlichen Bildung mit der innigen werkthätigen Liebe zum Judenthum.

Möge denn dieses Buch wohlwollend aufgenommen und von vielen gelesen werden, möge es Gutes stiften und zu edeln Entschlüssen anregen!

Budapest, im September 1878.

Dr. M. Kayserling.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitung 1

I. Geschichte.

Frauen auf dem Throne 15
Die Frauen und das Christenthum 47
Proselytinnen 49
Martha, die Schulengründerin 56
Mohammed und die jüdischen Frauen 60
Märtyrerinnen 63
Heldinnen 70
Favoritinnen 74
Spanische und portugiesische Flüchtlinge 76
Donna Gracia Nasi 80
Donna Reyna Nasi, Herzogin von Naxos 87
Die Jüdinnen des Harems 89
Märtyrerinnen der Inquisition 94
Maria Nuñes Pereyra 97
Die Märtyrerin Suleika 99
Sarah, die Messiasbraut 101
Eva Frank 106
Die Hofjüdin Liebmann 108
Wohlthäterinnen 110

II. Literatur.

Frauen des Talmud 119
Rabbinische Frauen 134

Seite
Eine arabiſche Dichterin 142
Aerztinnen 144
Setzerinnen und Druckerinnen 146
Jüdiſch-deutſche Schriftſtellerinnen 150
Italieniſche Dichterinnen 157
Spaniſche Dichterinnen 171
Gelehrte Frauen des 17. und 18. Jahrhunderts 175
Die berliner Salons 182
Die wiener Salons 220
Einige Salons der ſpätern Zeit 228
Zwei ältere Romanſchriftſtellerinnen 232
Neuere Dichterinnen 237
Neuere Romanſchriftſtellerinnen 245
Pädagogiſche Schriftſtellerinnen 254
Engliſche Schriftſtellerinnen 271
Franzöſiſche Schriftſtellerinnen 290
Italieniſche Schriftſtellerinnen 294
Holländiſche Schriftſtellerinnen 298
Eine ungariſche Schriftſtellerin 300
Amerikaniſche Schriftſtellerinnen 302
Neuere hebräiſche Schriftſtellerinnen 306
Förderinnen der Wiſſenſchaft 314

III. Kunſt.

Sängerinnen 319
Schauſpielerinnen 328

Anmerkungen 337
Perſonenregiſter 369

Einleitung.

Bevor wir die geweihten Hallen weiblicher Wirksamkeit betreten und jene Frauen jüdischen Stammes kennen lernen, welche als Fürstinnen und Märtyrerinnen, Heldinnen und Wohlthäterinnen, als Dichterinnen und Schriftstellerinnen einen Ehrenplatz in der Geschichte und Literatur einnehmen, müssen wir einige Augenblicke in der Vorhalle verweilen und einen übersichtlichen Blick auf die Stellung des jüdischen Weibes im allgemeinen werfen.

Die Bibel, die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, weist gleich auf den ersten Blättern dem Weibe die Stellung an, welche sowol seiner psychischen Eigenthümlichkeit wie seiner Würde als Person am meisten entspricht: das Weib tritt nicht als Sklavin, sondern als helfende Genossin des Mannes, als Männin (Ischah) und Frau im wahren Sinne des Wortes in die Welt. Diese Anschauung blieb maßgebend für die Stellung, welche das Weib zu allen Zeiten bei den Juden einnahm, und welche im Vergleich mit der bei allen übrigen Völkern des Alterthums eine viel edlere, menschenfreundlichere war.

Die Liebe, das allmächtige Gefühl, das im Menschen Wunder wirkt, diese Blüte des Lebens, wir finden sie in den frühesten Zeiten bei den Juden in der Innigkeit des Familienlebens, und die erhabensten Vorstellungen über die

Heiligkeit der Ehe wurden durch das Volk verbreitet, bei dem die Polygamie nie gänzlich untersagt, aber auch niemals allgemein war. Das Judenthum lehrt die Ehe des Einen Mannes mit dem Einen Weibe, die Monogamie, die allein dem innern Wesen des Judenthums wie der Heiligkeit der Ehe entspricht. Die wenigen Beispiele der Polygamie, welche wir in der Bibel finden, daß Private mehrere oder einzelne Könige viele Weiber, einen völligen Harem hatten, sind Ausnahmen und liefern den Beweis, daß im Volke die Monogamie stets allgemein war. Es ist daher auch nicht überraschend, daß die Verordnung, welche zu Anfang des elften Jahrhunderts R. Gerschom, „die Leuchte des Exils", mit Zustimmung der meisten rabbinischen Autoritäten seiner Zeit, zu Worms gegen die Bigamie erließ, in Deutschland und dem nördlichen Frankreich leicht Eingang fand. Uebrigens war auch im südlichen Europa, namentlich in Spanien, die bigamische Ehe sehr selten und wurde nur in außerordentlichen Fällen eingegangen. Es bedurfte zur Schließung einer solchen Ehe der königlichen Erlaubniß, welche freilich noch im Jahre 1322 von König Jakob von Aragonien ertheilt wurde. Um dieselbe Zeit findet sich die Polygamie unter den Juden auch noch in dem kleinen Königreich Navarra. Der König Theobald erließ, sonderbarerweise ganz im Sinne des Talmuds, ein Gesetz, wonach er jedem Juden seines Landes gestattete, so viele Frauen zu ehelichen, wie er zu ernähren und zu regieren im Stande sei, jedoch unter der penibeln Bedingung, daß er nicht eine von ihnen verstoßen durfte, ohne zugleich alle übrigen zu entfernen.

Der Wirkungskreis des jüdischen Weibes war das Haus, seine reine Werthschätzung das eheliche Leben, der häusliche Beruf. Das Ideal eines Weibes ist dem Psalmdichter „ein Weib gleich früchtereichem Weinstock im Innern des Hauses", und in dem Lobliede, in dem der Dichter Unschuld, Treue, Anmuth, Fleiß und Verträglichkeit als Zier und Schmuck des

Weibes besingt, zeichnet er ganz besonders die für das Haus lebende Frau. Dieses Lied vom braven Weibe, das goldene Alphabet genannt, welches der fromme Israelit noch allwöchentlich beim Empfange des Sabbats zu singen pflegt, ist in der Literatur des Alterthums einzig seiner Art.

Ach, ein Biederweib, wer findet es?
Höher denn Perlen ist ihr Werth.
Bei ihr vertraut des Gatten Herz,
Und an Gewinn fehlt's nicht.
Durch alle ihre Lebenstage
Thut sie ihm Gutes, Böses nie.
Eifrig sucht sie Woll' und Flachs
Und wirkt mit Lust der Hände.
Fast Kaufmannsschiffen gleich
Schafft von ferne sie Nahrung sich herbei.
Ganz Nacht ist's noch, sie stehet auf,
Theilt ihrem Hause Nahrung und ihren Mägden Tagwerk zu.
Hat sie ein Feld im Sinn, erwirbt sie es;
Von ihrer Hände Frucht bepflanzt den Weinberg sie.
Ihre Hüften gürtet sie mit Kraft,
Rührt wacker ihre Arme.
Ihr Streben frommt, das fühlet sie;
Nicht in der Nacht erlischt ihr Licht.
Klug streckt sie die Hand zum Rocken aus,
Die Spindel fassen ihre Finger.
Leidenden breitet die Hand sie aus
Und reicht dem Dürftigen die Hände.
Mag doch ihr Haus den Schnee nicht fürchten,
Denn all ihr Haus ist karmesin bekleidet.
Nicht minder wirkt sie Decken sich,
Linnen und Purpur ist ihr Kleid.
Oeffentlich wird ihr Mann genannt,
Sitzend bei des Landes Räthen.
Prachthemden webt und verkaufet sie,
Und Gürtel liefert sie dem Kaufmann.
Reichthum und Würd' ist ihr Gewand,
Sie lacht dem neuen Tag entgegen.
Sie öffnet ihren Mund mit Weisheit,
Der Anmuth Lehre ist auf ihrer Zunge.

Treu schaut sie auf ihres Hauses Wege,
Und Brot der Trägheit ißt sie nicht.
Um sie zu preisen, treten ihre Söhne auf,
Ihr Gatte, um sie zu loben:
„Viele Frauen vollbrachten Herrliches,
Doch du übertrifft sie alle!"
Wie lügt die Anmuth, trügt die Schönheit!
Ein gottesfürchtig Weib, das ist zu loben.
Zu ihrer Hände Früchten fügt's hinzu,
Denn in den Thoren loben ihre Werke sie.

Häuslichkeit war und bleibt das schönste Lob, das dem Weibe gespendet werden kann. Wie viel Herrliches schließt ein solches Lob ein! Diese Anforderung an das musterhafte Weib drücken die jüdischen Weisen in dem allegorischen Bilde seiner Schöpfung aus: „Sie ist nicht vom Haupte des Mannes geschaffen, auf daß sie nicht stolz sei, nicht vom Auge und Ohr, damit sie nicht neugierig sei, nicht von seinem Munde, damit sie nicht geschwätzig, nicht von seinem Herzen, damit sie nicht leidenschaftlich und eifersüchtig sei, auch nicht von der Hand, damit sie nicht alles betaste, nicht von dem Fuße, damit sie nicht unnütz aus dem Hause gehe —, sondern von demjenigen Theile, der verborgen ist, damit sie fein sittsam und verschämt sei."

Dieser Anschauung entsprechen auch die Pflichten, welche dem Weibe obliegen; dieselben bestanden zunächst in der Besorgung des Hauswesens, wie kochen, spinnen, waschen, weben. Die jüdischen Frauen waren schon im Alterthum Kunstweberinnen, und ihre Arbeiten wurden ein Gegenstand des Handels nach fremden Ländern. In Algier und Marokko liefern sie noch heute die kostbarsten Seidenwebereien. Um den Sinn für Häuslichkeit schon bei den kleinen Mädchen zu wecken, kauften ihnen die Mütter statt unnützer Spielzeuge sogenannte Mädchenöfen.

Die Pflege und Erziehung der Kinder war fast ausschließlich Sache der Gattin; ganz besonders wurde das Führen der Kinder in die Schule und das Holen aus der-

ſelben den Müttern als ein hohes Verdienſt angerechnet. R. Chia hatte ein ſehr böſes Weib, das immer das Gegentheil von dem that, was der Mann wünſchte, und dennoch war dieſer ſo aufmerkſam gegen ſie, daß er, was nur immer Schönes ihm auffiel, ihr nach Hauſe brachte. Als man ihn einſt fragte, ob ſeine Frau denn auch dieſe Aufmerkſamkeit verdiene, antwortete er: „Die Frauen erwerben ſich ſchon dadurch ein unzerſtörbares Verdienſt, daß ſie unſere Kinder erziehen.“

Und was thaten nicht Mütter alles für ihre Kinder! Es gab der jüdiſchen Mütter nicht wenige, welche in der religiöſen Erziehung den edelſten Eifer bewährten. Eine Mutter wallfahrte zu den Feſten nach Jeruſalem, um ihre verwaiſten Kinder mit dem göttlichen Geſetz bekannt zu machen, und die Großmutter des R. Sakkai entäußerte ſich ihres Kopfſchleiers, um den zum Segensſpruch beim Eintritte des Sabbats nöthigen Wein für ihren Enkel kaufen zu können. Es bildete ſich in Jeruſalem ſogar eine Art Frauenverein zur Heranbildung von Jünglingen, welche dem Hohenprieſter bei den Functionen zu aſſiſtiren hatten.

Wie viele bedeutende Perſönlichkeiten verdanken ihrer Mütter die Höhe, die ſie erreicht, ſodaß ſie ſogar den Namen der Mutter führen! Wir erinnern nur an Mari, der nicht anders als Sohn der Rahel genannt wird, an Abba Saul, den Sohn der Mirjam; und viele andere aus früherer und ſpäterer Zeit könnten hier genannt werden.

Aus der Erkenntniß, daß dem Weibe der höchſte Beruf, die bedeutendſte Rolle im Leben, die Erziehung der Kinder, die ſeeliſche Befriedigung im Hauſe zugewieſen ſei, floß auch die Achtung und Hochſtellung, welche ſie von ſeiten des Gatten genoß. Das jüdiſche Weib war freilich nie Gegenſtand eines ritterlichen Cultus; Troubadours und Minneſänger hat der jüdiſche Stamm nur in ſehr geringer Zahl hervorgebracht: die unter allen Verhältniſſen edlere Seite des Weibes aber, das echt Weibliche, wurde von ihm immer

gepriesen und verherrlicht. Das beweisen die zahlreichen Vorschriften über das Verhalten des Mannes gegen sein Weib: „Immer habe der Mann Acht auf die Ehrerbietung gegen sein Weib, denn das Glück im Hause kommt nur um seinetwillen.“ „Immer habe der Mann Acht auf die zarte Behandlung seines Weibes, denn weil ihr die Thräne nahe liegt, ist sie auch leicht gekränkt.“ „Ist dein Weib klein, neige dich zu ihr, und thue nichts ohne ihren Beirath.“ Raba, der selbst ein kluges Weib besaß, predigte den Leuten von Machusa: „Schätzet eure Frauen hoch, das bringt euch Segen.“ „Wer sein Weib liebt wie sich selbst, sie noch in größern Ehren hält als sich selbst, auf den findet das Schriftwort Anwendung: Und du nimmst wahr, daß Friede dein Zelt ist.“

Aber nicht allein von seiten des Gatten, auch von Fremden wurde dem jüdischen Weibe besondere Hochachtung gezollt. Männer von Bildung verfehlten nie, sich von ihren Sitzen zu erheben, wenn ein ehrbares Weib sich ihnen näherte. Das Weib genoß dieselbe Achtung wie der Mann selbst und hielt deshalb auch dessen Beruf in Ehren. „Ist der Mann auch nur so groß wie eine Ameise“, sagt ein Sprichwort, „so setzt sich die Frau dennoch zwischen die Vornehmen.“ „Ist der Mann auch nur ein Feldhüter“, sagt ein anderes Sprichwort, „so ist die Frau zufrieden und verlangt in dem Kopftuch keine Linsen.“ Und ein drittes lautet: „Ist der Mann auch nur ein Wollkämmer, so ruft ihn die Frau vor die Schwelle des Hauses und setzt sich neben ihn.“ Dieses Selbstbewußtsein ist die natürliche Folge der ehelichen Liebe, welche sich auch in den kleinlichsten Verhältnissen glücklich fühlt.

An aufopfernder Liebe hat es dem jüdischen Weibe nie gefehlt. Welch edles Frauenbild taucht aus dem Nebel der Vorzeit in Rahel, der Tochter Kalba Sabua's, auf! Verklärt und gestärkt durch die Macht der Liebe, entsagte diese Tochter des jerusalemischen Krösus willig dem Glanze des Reichthums, um Noth und Armuth zu theilen mit dem

Manne ihrer Herzenswahl, mit jenem R. Akiba, der, ein Heros seiner Zeit, für die Freiheit und den Glauben den Märtyrertod erlitt. Die Liebesgeschichte der Rahel zu R. Akiba, welcher auf Verlangen seiner Geliebten sich noch im vorgerückten Alter dem Studium widmete, mag sagenhaft ausgeschmückt sein: so viel ist gewiß, daß sie ihre Haarflechten verkaufte, um ihrem studirenden Gatten das Nothwendigste zur Lebensfristung liefern zu können. Mitten im Winter bettete sie sich auf ärmliches Strohlager, eifrig bemüht, die stechenden Halme aus den Haaren Akiba's zu ziehen, damit sie das theuere Haupt nicht verwunden. Eine würdige Genossin dieses edeln Weibes sehen wir in ihrer Tochter, die gleich ihrer verstoßenen, von dem Vater später wieder aufgenommenen, ja sogar bevorzugten Mutter einem armen Mann, dem in seinem Wissensdurst unersättlichen Ben Asai, die Hand reichte und Anlaß zu dem Sprichwort gab: „Das Lamm wie die Mutter, die Tochter folgt der Mutter."

R. Akiba machte seiner Frau ein kostbares Geschmeide mit dem Bilde der Stadt Jerusalem zum Geschenk, um das sie von vielen andern beneidet wurde; denn trotz aller Zurückgezogenheit und Häuslichkeit hatten die jüdischen Frauen, wie alle Orientalinnen, an Pracht und Schmuck besonderes Gefallen. Nasen-, Ohren- und Fingerringe trugen sie schon zur Zeit der Patriarchen. Durch die Bekanntschaft mit den Nachbarvölkern, namentlich den Aegyptern und Phöniziern, durch die Handelsverbindungen mit Sidon und Tyrus wurde der Hang zum Luxus noch gesteigert, und da Unsittlichkeit meistens eine Folge desselben ist, so wurden die Propheten nicht müde dagegen zu eifern. Aus ihren Strafreden können wir uns ungefähr ein Bild von dem reichen Schmuck und der Pracht der Toilette machen, welche die jüdischen Frauen damals entfalteten. Da gingen „die Töchter Zions einher mit gerecktem Halse, umherwerfend das Auge; trippelnd schritten sie einher, und klirrten mit den Fußspangen". Der Prophet Jesaias wirft ihnen vor die Pracht ihrer Spangen, Haarnetze und

Gehänge, der Kopfbunde und Schleier, Riechfläschchen und Spiegel. Womöglich noch größer war der Luxus und der Aufwand der jüdischen Frauen zur Zeit der Römerherrschaft: da wurde die Pracht der milesischen Seidenkleider entfaltet, da prangten die schweren Perlenreihen am Halse, die kostbarsten Ohrgehänge und Diademe, und sie stolzirten in den mit Verzierungen reichbesetzten Schuhen.

Der vom Papste Innocenz III. im Jahre 1215 erlassene Befehl, daß die Bekenner des Judenthums in der ganzen Christenheit sich von den andern Nationen durch ihre Kleidung unterscheiden sollten, war am drückendsten für die Frauen. Während die Männer in spitzen Hüten erschienen, mußten die Frauen an ihren Schleiern gelbe oder rothe Ringe, oder wie in Frankreich, Spanien, Italien, Ungarn radförmige Abzeichen, in einzelnen Gegenden Deutschlands blaue Streifen am Kopftuch und sogar Glöckchen tragen.

Trotz dieser erniedrigenden Gesetze verschwand der Luxus nicht; er hielt mit der günstigen Stellung, welche die Juden in den verschiedenen Zeiten einnahmen, und mit ihrem wachsenden Reichthum stets gleichen Schritt. Nirgends wurde von den Regierungen sowol wie von den Rabbinern und Moralpredigern mehr gegen den von den Jüdinnen getriebenen Luxus geeifert als in Spanien.

In dem Jahre 1412, einem der traurigsten in der jüdischen Geschichte, erließ die spanische Regentin D. Catalina ein Gesetz, daß alle Jüdinnen lange Kleider und Mäntel tragen, die bis zu den Füßen reichen, und ihre Köpfe mit Kapuzen bedecken, daß sie keine Mantillen und mit Spitzen oder Besatz versehene Schleier anlegen, auch keine Kopfbedeckungen mit goldenen Verzierungen haben sollen.

Zwanzig Jahre später mußte eine aus Rabbinern und Delegirten der jüdischen Gemeinden zusammengesetzte, in Valladolid abgehaltene Synode besondere Verbote gegen den überhandnehmenden Luxus erlassen. „Da es hinsichtlich der Kleidertrachten der Frauen und ihrer Schmucksachen",

heißt es in der diesbezüglichen Verordnung, „in vielen Gemeinden unangemessene und schädliche Gebräuche gibt, welche jedes Maß überschreiten, indem die Weiber kostbare und luxuriöse Gewänder tragen, nämlich reiche Stoffe, Schleppen und Schmucksachen von Gold und Silber, seltene Perlen, reichen Besatz und viele andere Dinge, welche viel Unheil herbeiführen und Verschwendung erzeugen, auch die Familienväter sich darüber beschweren, daß gerade durch den Luxus der Neid und Haß der Christen neue Nahrung erhalte: so erachten wir es für Pflicht, durch ernste Maßregeln energisch gegen den Luxus einzuschreiten, und setzen fest, daß außer den Mädchen in der Brautzeit und den jungen Frauen im ersten Jahre ihrer Verehelichung keine Frau luxuriöse Kleider von kostbaren, golddurchwirkten, olivenfarbenen, durchsichtig feinen leinenen, seidenen, oder feinen wollenen Stoffen, oder an ihren Roben Besatz von Sammt, Brocat oder olivenfarbigen Stoffen trage. Sie sollen ferner keine Agraffen von Gold, Perlen, keine olivenfarbene Stirnbänder, an keinem Kleide lange Schleppen, nicht falbenreiche Kleider gleich den mauriſchen Weibern, keine Mäntel mit hochstehenden Kragen, keine Roben von hochrothen Stoffen, keine weiten Aermel u. dgl. m. tragen. Silberne Agraffen, Broschen u. dgl. m. dürfen sie jedoch tragen; doch darf keins dieser Schmucksachen mehr als vier Unzen im Gewicht haben."

Selbst in die abgesperrten Ghettos der deutschen Juden war die Sucht nach Gold und Edelsteinen und die Luſt, in werthvollen Kleidern zu prunken, gedrungen, sodaß noch im 18. Jahrhundert die Vorsteher und Rabbiner der Gemeinde in Frankfurt a. Main öffentlich bekannt machen ließen, „daß die Frauen und Jungfrauen keine Kleider mit Gold und Silber gestickt, keine Juwelen oder Perlen, keine Hütchen mit Blumen und Federn, keine goldenen Ketten, keine Medaillons, keine goldenen Uhren, keine Schärpen und Bänder um den Leib tragen sollen". Bei einmaliger Uebertretung verfielen

die Schuldigen in eine Strafe von 20 Thalern, welche zur Hälfte der Stadt, zur Hälfte der Gemeinde-Krankenkasse zufiel.

Trotz diesen und ähnlichen durch die Zeitverhältnisse gebotenen Verfügungen war der Verkehr und die geistige Sphäre des jüdischen Weibes nie engherzig eingeschränkt.

Von einer Ausschließung kann auch in religiöser Beziehung nicht die Rede sein. Die Glaubenslehren sind im Judenthum dieselben für das Weib wie für den Mann, und die höchsten Muster unerschütterlicher Glaubenstreue hat in der Leidensgeschichte des jüdischen Volkes das Weib geliefert. Von gewissen religiösen Functionen waren sie freilich ausgeschlossen und, einem rabbinischen Grundsatze gemäß, von den meisten religiösen Pflichten befreit, die an eine bestimmte Zeit gebunden sind. Nichtsdestoweniger besuchten Frauen stets das Gotteshaus, und manche Frau versah bei ihren Glaubensschwestern das Amt einer Vorsängerin; so wird die Vorsängerin Urania in Worms, welche 1275 starb, wegen ihrer Frömmigkeit besonders gerühmt. Die Pforten der Lehrhäuser standen ihnen offen, und so gering auch der Werth war, welcher von den Juden bis in die neuere Zeit auf den Unterricht und die Ausbildung des weiblichen Geschlechts gelegt wurde, einzelne wißbegierige Frauen scheuten sich nicht unter den Jüngern Platz zu nehmen, um dem Vortrage des Lehrers zu lauschen.

So nahmen die jüdischen Frauen an allen öffentlichen Ereignissen, an den festlichen Versammlungen, an dem allgemeinen Wohl und Weh ihres Volkes lebhaft theil. Sie traten, wie in frühester Zeit als Richterinnen, Prophetinnen und Dichterinnen, so auch später als Fürstinnen und Märtyrerinnen, als Schriftstellerinnen und Bildnerinnen des Volkes auf: in socialen und wissenschaftlichen Angelegenheiten fiel ihnen ihre Rolle zu, wie sich in der Folge zeigen wird.

I.

Geschichte.

Frauen auf dem Throne.

Das Judenthum, das dem Weibe seinen eigentlichen Beruf im Hause und in der Familie anweist, entzieht ihm die Berechtigung, an der Spitze des Staates zu stehen und zu regieren. Die Frauen der früheſten jüdiſchen Könige ſtanden demgemäß den Regierungsgeſchäften völlig fern. Die meiſten Frauen David's, die Maachah, Eglah, Abigail und wie ſie alle hießen, werden nur als die Mütter ſeiner Kinder genannt; die kinderloſe und bigote Michal — ſie war ſo bigot, daß ſie, was ſonſt nur Männern zukommt, nach talmudiſcher Tradition Gebetriemen anlegte — erkühnte ſich ein einziges mal, dem Könige darüber eine Gardinenpredigt zu halten, daß er nach damaliger Sitte öffentlich getanzt und, ſeine königliche Haltung vergeſſend, an der Volksfreude theilgenommen hatte. Die durch Ehebruch erworbene Bathſeba wagte es nicht ohne prieſterliche Vermittelung, den König an ſein gegebenes Verſprechen betreffs der Erbfolge ihres Sohnes zu erinnern.

Sobald Weiber ſich in die Regierungsgeſchäfte miſchten oder gar, wie die götzendieneriſche, blutdürſtige Iſabel, die Herrſchaft an ſich riſſen, brach für den jüdiſchen Staat eine Zeit des tiefſten Verfalls ein. Iſabel's Tochter Athalia, die einzige wirklich regierende Königin im Reiche Juda, die Brunhild der Bibel, war ein Ungeheuer in Frauenkleidern.

Um nach dem Tode ihres Sohnes auf den Thron zu gelangen, ließ sie die ganze königliche Familie bis auf ihren einjährigen Enkel ermorden. Nach einer sechsjährigen Regierung wurde sie von der durch den Hohenpriester angezettelten Verschwörung überrascht, aus dem Tempel, wohin sie geeilt war, geschleppt und getödtet.

Vielfache Beweise von Frauengröße liefert uns die spätere Geschichte der Juden, zunächst die Periode der Hasmonäer.

Hasmonäerinnen.

Das erste Weib aus diesem ebenso berühmten als unglücklichen Geschlechte, das auf die Geschicke des jüdischen Staates wesentlichen Einfluß übte, ja selbst eine Krone trug, war Salome Alexandra. Bei dem Umstande, daß die wenigen noch vorhandenen Quellen in der Charakterzeichnung dieser Frau nicht übereinstimmen, indem der Annalenschreiber des Herodianischen Fürstenhauses sie als ein herrschsüchtiges, ränkevolles Weib schildert, der Talmud aber sie zu einem schwachen, willenlosen Werkzeuge einer Partei stempelt, wird es schwer, ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen.

Sie war die Gemahlin des ältesten Sohnes Johann Hyrkan's, unter dessen Regierung der neugegründete jüdische Staat seine Selbständigkeit wiedererlangte, aber auch der Keim zu den innern Streitigkeiten und dem bald ausbrechenden Bürgerkriege gelegt wurde, jenes Aristobul, der den Königstitel zuerst wieder annahm. Von schlechten Rathgebern geleitet, verdrängte er nach dem Tode Hyrkan's seine Mutter, welche von dem Vater mit der Leitung der Staatsangelegenheiten betraut war, vom Throne und warf sie sammt dreien seiner Brüder ins Gefängniß, wo sie vor Kummer und Kränkung, oder, wie andere behaupten, vor Hunger, bald starb. Mit Antigonos, seinem Lieblingsbruder, seinem Waffengefährten und Kampfgenossen, theilte der junge König die Regierungsgeschäfte.

Gegen dieſen Schwager ſoll Alexandra einen tödlichen Haß gehegt und in ihrem Gemahl den Verdacht genährt haben, daß er nach der Krone ſtrebe. Anfangs taub gegen alle Einflüſterungen der Königin und der ſie unterſtützenden Partei, wurde der ſchwache Ariſtobul doch endlich gegen ſeinen Bruder eingenommen. Ariſtobul, der ſiegreich gegen die an der Grenze Paläſtinas wohnenden Ituräer vorgedrungen war, mußte, von einer ſchweren Krankheit befallen, plötzlich nach Jeruſalem zurückkehren und den Oberbefehl ſeinem Bruder Antigonos übertragen. Dieſer ſetzte den Krieg mit Glück fort und kehrte zur Feier des Hüttenfeſtes im Triumph nach der Hauptſtadt zurück. Ohne ſich Zeit zu gönnen, ſeinen Waffenſchmuck abzulegen, eilte er unmittelbar nach ſeiner Ankunft an der Spitze ſeiner Leibgarde in den Tempel, um Gott für die ihm und dem Heere verliehenen Siege zu danken und für die Geneſung ſeines Bruders zu beten. Dieſen Umſtand benutzte die Königin, Antigonos neuerdings zu verdächtigen und den ſchwer erkrankten Ariſtobul gegen den Bruder aufzuſtachelu. Trotz ſeiner innigen Liebe zu ihm beſchloß er, den Verdächtigungen ſeiner Gemahlin Gehör gebend, Antigonos auf die Probe zu ſtellen. Er ertheilte ihm den Befehl, ohne Säumen unbewaffnet vor ihm zu erſcheinen; zugleich ließ er in einem unterirdiſchen Gange, der zu ſeinen Gemächern führte, ſeine Leibwache aufſtellen mit der Weiſung, Antigonos, falls er bewaffnet eintrete, ſofort niederzumachen. Alexandra, welche von dem Auftrage Kunde erhalten hatte, ertheilte dem an Antigonos abgeſchickten Boten den gerade entgegengeſetzten Befehl: der König wünſche, daß der Bruder in voller Rüſtung erſcheine. Er folgte und erſchien ſo, und wurde dann bei ſeinem Eintritt in den Gang ſofort niedergeſtoßen.

Ob dieſe Erzählung in das Reich der Sage zu verweiſen, oder ob Wahrheit mit Dichtung hier untermiſcht iſt, genug, infolge der Gewiſſensbiſſe über den Tod des Bruders verſchlimmerte ſich die Krankheit des Königs und nahm ſchnell

einen tödlichen Verlauf. Nach nur einjähriger Regierung schied er aus dem Leben; Salome Alexandra war Witwe. Alsbald entließ sie die Brüder ihres verstorbenen Gemahls aus dem Kerker und übergab dem ältesten derselben mit der Krone auch ihre Hand. Die kinderlose Witwe heirathete ihren dreiundzwanzigjährigen Schwager, den Hoheprieſter-König Alexander Jannai.

In der durch äußere und innere Kriege bewegten siebenundzwanzigjährigen Regierungszeit des tapfern, aber grausamen Alexander Jannai übernahm Salome nicht selten die Rolle der Vermittlerin zwischen den im Innern wüthenden, die Wohlfahrt des Landes untergrabenden Parteien: den Phariſäern, welche weniger am Buchstaben der Schrift hafteten, sondern dem Judenthume durch geistige Auffassung der Lehre eine angemessene Entwicklungsfähigkeit verliehen, und den Sadducäern, welche die Unsterblichkeit der Seele leugneten, sich überhaupt mehr zum Hellenismus neigten. Während der König, gleich seinem Vater, auf Seite der Sadducäer stand und infolge eines am Hüttenfeste im Tempelhofe ausgebrochenen Tumults, der nahe an sechstausend Menschen das Leben kostete, entschiedener Gegner der Phariſäer wurde, neigte Salome den Phariſäern zu, wozu ihr verwandtschaftliches Verhältniß zu dem Führer dieſer Partei, dem gelehrten Synhedrial-Präsidenten Simon ben Schetach, wol das meiste beitrug. Gleichviel ob Simon der Bruder oder sonst ein naher Verwandter der Königin war: er stand bei ihr in hoher Gunst und hatte freien Zutritt bei Hofe. Bei dem Könige verleumdet, war er einmal genöthigt, Jerusalem zu meiden und sich verborgen zu halten; die Königin allein wußte seinen Aufenthaltsort. Als nun nach einiger Zeit parthiſche Gesandte an Alexander's Hof kamen und Simon, an dessen Weisheit sie sich früher ergötzt hatten, vermißten, ersuchten die fremden Gäste den König, den verbannten Gelehrten kommen zu lassen. Alexander wandte sich dieſerhalb an die Königin, welche erst dann einwilligte, Simon zur

Rückkehr zu bewegen, als der König ihr das Verſprechen gegeben, ihrem Verwandten nichts zu Leide zu thun. Mit ſtolzem Selbſtbewußtſein nahm Simon an der Seite der Königin Platz und ſprach zu dem darüber verwunderten Alexander: „Die Weisheit, der ich diene, gewährt mir den Rang, mich Königen gleichzuſetzen.“

Unglücklich in ſeinen Kriegen, von den Phariſäern, von denen er achthundert in Einer Nacht ans Kreuz ſchlagen ließ, tödlich gehaßt, von dem Volke, das ihn nicht anders als den „Thracier“, den „Mordſüchtigen“ nannte, verachtet, ſah ſich Alexander infolge ſeiner Ausſchweifungen und üppigen Lebensweiſe im kräftigſten Mannesalter plötzlich am Ende ſeiner Tage. Weinend und jammernd, um ihre und ihrer beiden Söhne Zukunft tief bekümmert, ſtand Salome an ſeinem Sterbebette. „Verbirg meinen Tod den Soldaten“, ſchärfte er in der letzten Stunde ihr ein, „bis die Feſtung, die wir belagern, in unſerm Beſitze iſt. Sodann wirſt du als Siegerin deinen Einzug in Jeruſalem halten und den Phariſäern Macht und Herrſchaft einräumen. Berufe alsbald die Häupter und Führer dieſer Partei und zeige ihnen meinen Leichnam, es ihnen überlaſſend, die Leiche ihres Königs würdig zu beſtatten, oder ſie zu ſchänden. Verſprich ihnen, daß während deiner Regierung du ohne ihre Zuſtimmung nichts verfügen wolleſt. Fürchte weder die wahren Phariſäer noch die echten Sadducäer, ſondern ſei auf deiner Hut vor den Gefärbten, den Heuchlern.“

Dem letzten Willen des Königs gemäß übernahm Salome die Regentſchaft. Sie erwarb ſich ſchnell die Gunſt des Volkes, indem ſie ſich über die von ihrem Gemahl verübten Gewaltthätigkeiten ſehr betrübt zeigte. Im Grunde war ſie blos Regentin dem Namen und der Würde nach; die eigentliche Macht übertrug ſie, ebenſo ſehr aus perſönlicher Neigung wie dem Wunſche des verſtorbenen Königs gemäß, der Partei der Phariſäer, an deren Spitze ihr Verwandter Simon ben Schetach, im Verein mit dem aus der Verbannung

zurückberufenen gelehrten Juda ben Tabbai, stand und nunmehr eifrig bemüht war, die vernachlässigte Rechtspflege zu verbessern. Unter der Regentschaft Salome's wurde den früher häufig vorkommenden Ehescheidungen dadurch vorgebeugt, daß es dem Ehemann gesetzlich zur Pflicht gemacht wurde, mit seinem ganzen Vermögen für die der Frau am Hochzeitstage verschriebene Summe zu haften. Durch Errichtung von Schulen in den größern Städten des Landes ward die Bildung der erwachsenen Jugend wesentlich gefördert, auch dem überhandnehmenden Aberglauben in energischer Weise gesteuert; achtzig der Zauberei angeklagte Weiber wurden in Askalon ans Kreuz geschlagen.

Die Regierung der frommen Salome Alexandra war eine glückliche, nach außen unabhängig, im Innern ruhig und friedlich, von Gott gesegnet; lange bewahrte man die erstaunlich großen Getreidekörner, welche während der Zeit ihrer Regierung auf Judäas Feldern reiften. Ihr ältester Sohn Hyrkan, ein gutmüthiger, aber schwacher Mann, stand als Hoheprieſter dem Heiligthum vor und ließ sich von der mächtigen Partei der Pharisäer gänzlich leiten, während ihr jüngerer Sohn Aristobul, ein muthiger, unternehmender Geist, mit der Leitung des Heerwesens betraut, sich in den Jahren der pharisäischen Reaction der unterdrückten und verfolgten Sadducäer annahm. An der Spitze der Vertreter dieser Partei trat er vor seine Mutter und protestirte energisch gegen die Gewaltthätigkeiten, welche unter der Autorität ihres Namens verübt wurden; er ging so weit, daß er sich in Schmähungen gegen diejenigen erging, welche ihrem Ehrgeiz Vorschub geleistet und die Zügel der Regierung in die Hände eines schwachen Weibes gelegt hätten.

Das weiche Herz der Königin konnte den Thränen der im Kriege ergrauten Männer, dem stürmischen Verlangen ihres Sohnes nicht widerstehen und gab den Wünschen der Sadducäer insoweit nach, daß sie ihnen mehrere Festungen einräumte.

Wenige Monate nach diesem Ausgleiche verfiel die Königin in eine schwere Krankheit; ihr Zustand war hoffnungslos. Aristobul fürchtete, daß sein schwacher Bruder Hyrkan, als der Nächste zum Throne, von den Pharisäern unterstützt, zur Regierung käme, und verließ unter Mitwissen seiner Frau — er hatte sich mit seiner Cousine, der Tochter seines Oheims Absalom, verehelicht — blos in Begleitung eines Dieners heimlich die Hauptstadt. Das Signal zu einem Aufstande ward gegeben, und innerhalb funfzehn Tagen waren die meisten festen Plätze des Landes in seiner Gewalt; Aristobul, von den Sadducäern freudig begrüßt, wurde von dem Heere zum König proclamirt.

Die Königin war über den kühnen Schritt ihres Sohnes nicht wenig beunruhigt, und ihre Besorgnisse mehrten sich bei jeder Nachricht von seinen Erfolgen. Sie ließ die Frau und die Kinder Aristobul's verhaften; zu einer entscheidenden That fehlte ihr jedoch die Kraft. Noch wenige Stunden vor ihrem Scheiden trat Hyrkan mit den Angesehensten der Pharisäer an ihr Sterbelager und bat sie flehentlichst um ihren Rath in dieser verzweifelten Lage. Allein ihre Kräfte waren erschöpft; sie verwies ihn auf das Heer, auf das ihr treu ergebene Volk und den Staatsschatz. Bald darauf starb sie (70 v. Chr.) nach einer neunjährigen Regierung und hinterließ Judäa der Wuth des Bürgerkrieges. Sie war die einzige selbständige Regentin des jüdischen Staates.

Kaum stieg Salome Alexandra ins Grab, so standen die beiden feindlichen Brüder im offenen Kampfe sich gegenüber. Doch die streitenden Parteien einigten sich bald, indem Hyrkan dem jüngern, aber befähigtern Bruder die Krone überließ und sich mit der Hohenpriesterwürde begnügte. Dieses im Tempel feierlich beschworene Bündniß der Brüder wurde durch die Verheirathung ihrer Kinder noch befestigt: Aristobul's Sohn Alexander heirathete des schwachen Hyrkan einzige Tochter Alexandra (69—68 v. Chr.).

Was hat dieses Weib nicht alles ertragen müssen! Ihr

ganzes Leben iſt eine ununterbrochene Kette von Leiden ſchwerſter Art.

Der durch die Ehe herbeigeführte Friede war nur von kurzer Dauer.

Ein Mann jenes Volksſtammes, der von Johann Hyrkan, dem Großvater Ariſtobul's, unklugerweiſe zur Annahme des Judenthums gezwungen ward, der Idumäer Antipater, deſſen Vater bereits unter Salome Alexandra im Staatsdienſte verwendet worden, ſchürte unaufhörlich die eine Zeit lang niedergehaltene Feindſchaft der Brüder, bis ſie endlich in hellen Flammen ausbrach und das länderverſchlingende Rom als Schiedsrichter angerufen wurde. Hyrkan und Ariſtobul mußten vor Pompejus erſcheinen, der unter dem Vorwande einer Empörung gegen Jeruſalem zog, die Stadt nach dreimonatlicher Belagerung an einem Sabbat einnahm und Judäa zur römiſchen Provinz erkärte. Zum erſten mal mußten jüdiſche Frauen, die beiden Töchter des entthronten Ariſtobul, ſammt ihrem jüngern Bruder Antigonos als Gefangene nach Rom gebracht, zum Ergötzen der ſchauluſtigen Römer vor dem Triumphwagen des Siegers einhergehen.

Alexandra's Gemahl, der junge unternehmende Alexander, war auf dem Wege nach Rom entflohen und hatte, kaum in Judäa angekommen, ein Heer um ſich geſammelt, mit dem er der Macht der Römer kräftigen Widerſtand leiſtete, bis er von dem römiſchen Feldherrn Gabinius beſiegt wurde. Nur der Fürſprache ſeiner Mutter, welche durch Klugheit die Gunſt der Römer zu gewinnen wußte, verdankte er ſein Leben. Noch einmal verſuchte es Alexander, in Verbindung mit ſeinem aus Rom entflohenen Vater, der römiſchen Uebermacht Trotz zu bieten; Ariſtobul wurde alsbald durch Gift aus dem Wege geräumt, und Alexander zur ſelben Zeit auf Pompejus' Geheiß zu Antiochia enthauptet. Alexandra und ihre beiden Töchter fanden Schutz bei dem Fürſten des am Fuße des Libanon gelegenen Chalcis, Namens Ptolemäus, deſſen Sohn Philippion ſich in die eine derſelben, welche

gleich der Mutter Alexandra hieß, verliebte und sie heirathete; aber sein Vater Ptolemäus ließ aus Liebe zu seiner Schwiegertochter seinen eigenen Sohn tödten, um dessen Witwe heimzuführen.

Während die Römer sich zu Herren über Judäa aufwarfen und das Land mehrere unglückliche Versuche machte, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, war Herodes, der Sohn des ränkevollen Idumäers Antipater, von Julius Cäsar begünstigt, immer mächtiger geworden. Um seine Plane schneller zur Ausführung zu bringen und sich leichter der Krone zu bemächtigen, suchte er das ihn hassende Volk dadurch zu gewinnen, daß er sich mit einer Prinzessin aus der Hasmonäischen Königsfamilie verband; er verstieß seine Gemahlin, eine Jerusalemerin von niedriger Abkunft, Namens Doris, die ihm bereits einen Sohn, Antipater, geboren hatte, und verlobte sich mit der Tochter jenes Alexander, welcher durch die Ränke Antipater's unter dem Beile endete; die Tochter Alexander's, die Enkelin Hyrkan's, Mariamne, eine der schönsten, aber auch unglücklichsten Frauen ihrer Zeit, wurde Herodes' Braut.

Mariamne, diese kluge, durch den Adel des Charakters und das Tragische ihres Geschicks so berühmt gewordene „letzte Hasmonäerin", konnte sich nur schwer entschließen, dem Mörder ihres Vaters die Hand zu reichen; sie wollte sich das Leben nehmen, sich lieber vom Dache ihres Palastes stürzen, als sich mit dem stattlichen, von ihr aber verabscheuten „idumäischen Knechte" zu verbinden. Es war der Wunsch ihres schwachen Großvaters und ihrer ehrgeizigen Mutter, und sie fügte sich endlich in das Unvermeidliche.

Zwischen der Verlobung und der Vermählung vergingen mehrere, für die unglückliche Braut grauenvolle Jahre. In der Absicht, Herodes zu stürzen und Antigonos, Mariamne's Oheim, den rechtmäßigen Thronerben zu schützen, überzogen die Parther Judäa mit Krieg, und Herodes, nahe daran, von dem Feinde ergriffen zu werden, konnte nur durch schleu-

nige Flucht ſich retten. Er ließ ſeine Braut und deren Mutter in der Feſtung Maſada zurück und eilte nach Aegypten, nach Rom, wo er, ein Meiſter der Verſtellung und der Schmeichelei, es durchſetzte, daß er als König von Judäa anerkannt und römiſche Legionen zur Bekämpfung Antigonos' abgeſchickt wurden. Mitten im Kriege, die Hände noch triefend von dem Blute der treuen Anhänger der Hasmonäerfamilie, feierte Herodes im Frühjahr 37 v. Chr. in Samaria ſeine eheliche Verbindung mit Mariamne. Die Flitterwochen verlebte die junge Gattin — ſie war kaum achtzehn Jahr alt — fern von ihrem Gemahl; unmittelbar nach der Vermählung ſchritt Herodes zur Belagerung Jeruſalems, das im Juni 37 ſich den Römern ergeben mußte. Antigonos, welcher nicht länger als drei und ein halbes Jahr den Thron der Väter eingenommen hatte, wurde gefangen fortgeführt, und auf Herodes' dringendes Bitten gab der römiſche Triumvir Marc Antonius den Befehl, ihn zu enthaupten.

Je größer die Liebe war, welche Herodes gegen Mariamne heuchelte oder vielleicht wirklich hegte, deſto größer war der Haß, den ſie gegen den empfand, welcher der Würgengel ihrer Familie wurde. Der Kreis ihrer Theuern hatte ſich gelichtet: es war nur noch ihre Mutter, ihr Bruder und ihr greiſer Großvater am Leben. Den ränkevollen Planen des Idumäers fielen aber auch dieſe, einer nach dem andern, zum Opfer.

Der alte Hyrkan, von den Parthern, deren Gefangener er war, in Freiheit geſetzt und von den babyloniſchen Juden mit Ehren und Auszeichnung überhäuft, ließ ſich von den Schmeicheleien und Verſprechungen des Herodes locken und kehrte nach Jeruſalem zurück; er ging in die ihm gelegte Falle und wurde gar bald dem Henker überliefert.

Mariamne's einziger Bruder Ariſtobul, ein junger Mann von ſeltener Schönheit und Bewunderung erregender Geſtalt, hatte das nächſte Anrecht auf die Hoheprieſterwürde. Statt ſeinen Schwager damit zu betrauen, bekleidete Herodes einen

Fremden von jenseit des Euphrat, einen gewissen Ananel, mit der Tiara. Diese Zurücksetzung konnte die Mutter Alexandra nicht ruhig hinnehmen; sie that einen Schritt, der für ihre Kinder verhängnißvoll wurde: sie wandte sich an die ägyptische Königin Kleopatra, an dieses durch Schönheit und alle Künste der Buhlerei berüchtigte Weib, mit der Bitte, den auf der Höhe der Macht stehenden Marc Antonius, den sie durch ihre Reize gefesselt hielt, für ihren Sohn zu gewinnen, damit durch seinen Einfluß er zum Hohenpriester ernannt werde. Sie wagte unüberlegterweise noch mehr: auf Anrathen eines Freundes des Triumvirs, der während seines Aufenthalts in Jerusalem von der Schönheit der Kinder Alexandra's bezaubert war, schickte sie die Bilder derselben an Antonius. Dieser, von den Bildern betroffen, brannte vor Begierde, den Jüngling zu sehen, und wandte sich an Herodes mit der Bitte, seinen jungen Schwager an den ägyptischen Hof zu schicken. Herodes hielt es indeß für gerathen, ihn von der Nähe des römischen Machthabers fern zu halten, und ernannte ihn zum Hohenpriester. Alexandra, durch diesen Erfolg kühn gemacht, sann in ihrem nicht leicht zu befriedigenden Ehrgeiz darauf, ihrem Sohne auch die Krone zu verschaffen. Sie rechnete auf die Unterstützung der dem Herodes feindlich gesinnten Kleopatra, welche ihr auch in der That Hülfe zusicherte und ihr den Rath ertheilte, mit ihrem Sohne zu ihr nach Aegypten zu kommen. Zu diesem Zweck ließ sie zwei Särge machen, in diese sollten sie und ihr Sohn gelegt und durch die ins Vertrauen gezogenen Diener des Nachts auf ein zur Abfahrt bereit gehaltenes Schiff gebracht werden. Herodes, dem der Fluchtplan durch einen seiner Getreuen verrathen war, überraschte Mutter und Sohn in den Särgen. Mit tiefem Groll im Herzen dachte er daran, den ihm und seiner Krone gefährlichen Jüngling so bald als möglich aus dem Wege zu räumen. Den Mordplan sofort in Ausführung zu bringen, das wagte er nicht aus Furcht vor Kleopatra, er wartete den geeig-

neten Moment ab. Als der junge Hohepriester in seinem vollen Schmucke, der den Adel seines Wuchses und die Schönheit seiner Gestalt noch hob, am Hüttenfeste den Tempel betrat, wurde er mit nicht enden wollendem Jubel von dem versammelten Volke begrüßt; das war sein Todesurtheil. Bald darauf lud ihn Herodes nach Jericho ein und gab seinen Dienern den Auftrag, ihn spielend ins Wasser hinabzuziehen und ihn unten festzuhalten, bis er den Geist aufgegeben hätte. So starb Aristobul, der einzige Bruder Mariamne's, in dem blühenden Alter von achtzehn Jahren (35 v. Chr.).

Groß war die Bestürzung, als die Nachricht von dem Tode des hoffnungsvollen Jünglings nach Jerusalem gelangte. Alexandra war untröstlich, mehr als einmal dachte sie daran, ihrem Leben ein Ende zu machen; nur der Gedanke, noch einst Rache an dem Mörder ihres Sohnes nehmen zu können, hielt sie aufrecht. Nicht die Trauer, welche Herodes um den Tod seines Schwagers heuchelte, nicht der Prunk, mit dem er ihn bestatten ließ, vermochten den Groll Alexandra's und Mariamne's zu beschwichtigen; die Mutter überließ sich ihrem Schmerze und gab endlich der ägyptischen Kleopatra von dem sie niederbeugenden Vorfalle Nachricht; sie klagte Herodes offen als den Mörder ihres Sohnes an. Herzliche Theilnahme fand sie bei dieser Königin. Sei es aus natürlichem Mitleid mit der unglücklichen Mutter, sei es aus Neid und Haß gegen Herodes: sie zögerte nicht, ihren Anbeter Marc Antonius gegen den jüdischen König aufzustacheln, daß er den von diesem begangenen Mord bestrafe.

Antonius lud hierauf Herodes nach Laodicea ein und forderte ihn auf, sich über den Tod seines Schwagers zu rechtfertigen. Er leistete Gehorsam. Ob er den Haß der leidenschaftlichen Kleopatra fürchtete, oder ob ihn sein schwer belastetes Gewissen drückte: vor seiner Abreise gab er seinem Oheim und Schwager Joseph, dem Gemahl seiner ihm ähn-

lichen Schweſter Salome, den geheimen Auftrag, über Mariamne zu wachen und, falls er in Antonius' Ungnade falle und nicht wiederkehre, ſie ſofort zu tödten; er wollte nicht, daß ein anderer, am allerwenigſten daß Antonius, der ſchon von ihrem Bilde bezaubert war, ſie heimführe.

In ſeinem täglichen Verkehr mit Mariamne hatte Joſeph ihr häufig zu verſtehen gegeben, daß Herodes ſie unausſprechlich liebe, und als dieſe Behauptung von der Königin, ganz beſonders von Alexandra laut bezweifelt, ja geleugnet wurde, da entdeckte ihr der ſchwache Joſeph den ihm gewordenen heimlichen Auftrag, deſſen Triebfeder doch nur der höchſte Grad von Liebe ſein könne. Wie entſetzte ſich die unglückliche Königin! Ihr Haß ſteigerte ſich zu dem ſchrecklichſten Abſcheu.

Da verbreitete ſich in Jeruſalem das Gerücht, Herodes ſei ſeinem Verbrechen gemäß von Antonius beſtraft und zum Tode verurtheilt. Schnell ſann Alexandra auf Mittel zur Benutzung dieſer plötzlichen Veränderung. Sie bat Joſeph, ihr zu geſtatten, daß ſie ſich mit ihrer Tochter Mariamne unter den Schutz der römiſchen Fahnen begebe. Sie gab ſich der Hoffnung hin, Antonius werde nach Jeruſalem kommen, und ſie würde ihn durch die Schönheit ihrer Tochter für ſich und ihre ehrgeizigen Plane leicht gewinnen. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo traf Herodes unbehelligt, ſogar mit der Herrſchaft über Cöleſyrien von Antonius belehnt, wieder in ſeiner Reſidenz ein. Seine Schweſter Salome, die an Ränkeſucht und Ehrgeiz ihrem Bruder nicht nachſtand, hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm die Plane ſeiner Schwiegermutter zu entdecken. Sie war die Hauptfeindin Mariamne's. Ihre Schönheit, die alle Herzen anzog, ihr vorwurfsfreier Wandel und die Sarkasmen, mit welchen ſie fortwährend die idumäiſche Familie überſchüttete, hatten bei Salome einen Haß hervorgerufen, wie ihn nur Weib gegen Weib haben kann, eine der unverſöhnlichſten Leidenſchaften, deren das menſchliche Herz fähig iſt. Sie beſchloß, die Königin zu verderben, und

kannte nur zu gut die verwundbarſte Seite ihres Bruders: ſie klagte ihren Gatten Joſeph, der ihr längſt verhaßt war, des heimlichen Einvernehmens, ja des verbotenen Umgangs mit Mariamne an. Je größer die Liebe, deſto größer die Eiferſucht. Die Anklage verſetzte den König in die heftigſte Aufregung. Mariamne wurde vernommen; ſie betheuerte ihrem Gemahl ihre Unſchuld in ſo herzgewinnender, überzeugender Weiſe, daß derſelbe, völlig beruhigt, ſie noch um Verzeihung bat. Da brach mitten in den Verſicherungen unbegrenzter Liebe Mariamne, die keine Verſtellung kannte und nie anders ſprach als ſie dachte, unter Schluchzen mit dem ihr von Joſeph anvertrauten Geheimniſſe hervor und fragte Herodes, ob denn ſein geheimer Auftrag auch ein Beweis ſeiner Liebe zu ihr geweſen wäre. Wie vom Blitz getroffen ſprang er auf, er riß ſich die Haare aus und geberdete ſich wie ein Raſender. Eines weitern Beweiſes für den verbotenen Umgang Mariamne's mit ſeinem Schwager bedurfte es für ihn nicht. Schon zückte er den Dolch, um die Verbrecherin zu durchbohren; aber die Liebe gewann über den Zorn dieſesmal noch die Oberhand. In ſeiner Wuth ließ er (35 v. Chr.) Joſeph ohne Verzug hinrichten und Alexandra in einen Kerker werfen.

Die unglückliche Königin hatte bereits ihren Vater, ihren Oheim, ihren Bruder hinſchlachten ſehen; ihre Mutter ſchmachtete im Kerker, ſie ſelbſt lag in goldenen Feſſeln: nun mußte auch ihr Großvater, der mehrerwähnte ſchwache Hyrkan, dem Idumäer zum Opfer fallen.

Im Begriff, bald nach der Schlacht bei Actium, dem Auguſtus zur Huldigung entgegenzureiſen, entdeckte Herodes eine von ſeiner Schwiegermutter Alexandra angezettelte Verſchwörung. Dieſe ehrgeizige Frau hatte nämlich ihren alten ſchwachen Vater zu beſtimmen gewußt, ſich mit den wenigen ihm noch übrig gebliebenen Familiengliedern aus dem Lande zu entfernen und bei dem Araberkönig Malich Schutz zu ſuchen. Unglücklicherweiſe gelangte die geheim gehaltene

Correſpondenz zwiſchen Hyrkan und Malich in Herodes' Hände. Hyrkan, des Hochverraths angeklagt, wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Nachdem er auch dieſe Schandthat ausgeführt, ſchickte ſich Herodes zur Huldigungsreiſe nach Rhodus an. Seine Mutter Cypros, ſeine Schweſter Salome und ſeine fünf Kinder ſchickte er nach der Feſtung Maſada, die noch immer gefürchtete Alexandra und ſeine Gemahlin Mariamne ließ er in der Feſtung Alexandrien unter Aufſicht des Quäſtors Joſeph und des Idumäers Soëm, denen er den Befehl ertheilte, beide hinzurichten, ſobald die Nachricht von ſeinem Tode einlaufen würde.

Mariamne, welche den früher gegebenen Befehl ihres Gemahls noch in friſchem Andenken hatte und in Alexandrien mit ihrer Mutter wie eine Gefangene behandelt wurde, ſuchte, nichts Gutes ahnend, das Vertrauen ihres Aufſehers und Kerkermeiſters Soëm zu gewinnen. Dieſer bewahrte anfangs, treu dem empfangenen Auftrage, ein tiefes Stillſchweigen; endlich aber wich ſeine Verſchwiegenheit den Schmeichelreden und Geſchenken der Frauen, ſodaß er ihr den ihm vom Könige ertheilten Befehl offenbarte, ſie ſeinen Tod nicht überleben zu laſſen.

Hochbeglückt kehrte Herodes nach Jeruſalem zurück. Er eilte zu Mariamne, ſie zu begrüßen und unter Liebkoſungen ihr die Erfolge und Erlebniſſe ſeiner Reiſe zu erzählen. Sie hatte kein Mitgefühl für ſeine Freude, kein Ohr für ſeine Schmeicheleien. Ein tiefer Seufzer entfuhr ihrer beklommenen Bruſt bei dem erſten Gruß, und Schwermuth erfüllte die Unglückliche während der Erzählung. So wie ein erwiderndes Lächeln die Liebe bis zur höchſten Glut anfacht, ſo vermag der bloße Schein innerer Kälte der Liebe Flammen in verzehrende Wuth zu verwandeln. Auch in Herodes wechſelten ſchnell die Gefühle, und Rache glühte in dem Herzen, das kurz zuvor von Entzückungen der Liebe erfüllt war. Zorn und Liebe kämpften in ſeinem Innern; unent-

ſchloſſen und heftig bewegt verließ er die Undankbare, um über die Art der Rache zu brüten.

Seiner Mutter und ſeiner ſchadenfrohen Schweſter bot ſich nun die längſt gewünſchte Gelegenheit, den Haß des Königs aufs höchſte gegen Mariamne aufzuſtacheln. Ein ganzes Gewebe von Verleumdungen ward geſponnen und ſo fein angelegt, daß der Erfolg unmöglich fehlſchlagen konnte. Es dauerte auch nicht lange, und die entſcheidende Stunde ſchlug. Eines Tages ſaß der König zur Mittagszeit in ſeinem Gemach, als er, von der Liebe zu ſeinem Weibe gefoltert, nach ihr verlangte. Mariamne erſchien auf ſeinen Ruf, aber alle ſeine Liebkoſungen wies ſie hartnäckig zurück; ſie war unbedachtſam genug, ihren Gemahl den Mörder ihres Vaters und Bruders zu nennen. Dieſen Moment benutzte die lauernde Salome. Sie beauftragte den bereits gewonnenen Mundſchenk, dem königlichen Bruder anzuzeigen, daß Mariamne ihn beſtochen habe, dem Könige einen von ihr gemiſchten Liebestrank zu reichen. Bei dem darauf erfolgten Verhöre ſtellte ſich heraus, daß Mariamne um den geheimen Auftrag wußte. Herodes zweifelte nicht mehr, daß ſeine Gemahlin mit dem ſonſt ſo verſchwiegenen Soëm, dem auf ihre Fürſprache kurz zuvor eine Statthalterſchaft übergeben wurde, vertrauten Umgang gepflogen und ihm ſo das Geheimniß entlockt hätte. In der Aufwallung und Verzweiflung ließ er Soëm ſofort enthaupten und klagte vor einem von ihm zuſammenberufenen Rathe Mariamne des Ehebruchs und des Vergiftungsverſuchs an. Die Wuth, mit der er die Klage vortrug, zeigte den feilen Räthen nur zu deutlich, daß er ein Todesurtheil erwarte, und ſo wurde ohne weitere Unterſuchung die Königin der Giftmiſcherei ſchuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Es lag in der Abſicht der Richter, die Urtheilsvollſtreckung aufzuſchieben und Mariamne vorläufig an einen ſichern Ort zu bringen; aber das verhinderte Salome, welche ihren Bruder zu überreden gewußt, daß das Volk zur Befreiung der letzten Hasmonäerin vielleicht ver-

ſuchen würde, ſie aus dem Kerker mit Gewalt zu befreien. Die ſofortige Hinrichtung ward beſchloſſen. So wurde denn das ſchönſte und edelſte Weib Judäas, die Hasmonäerin Mariamne, zum Richtplatz geführt.

In dieſem feierlichen Augenblicke gab Alexandra das ſeltene Beiſpiel einer unnatürlichen Mutter. Alexandra, welche ihre letzte Hoffnung ſchwinden ſah und fürchten mußte, in die Verurtheilung ihrer Tochter mit eingeſchloſſen zu werden, überhäufte die unglückliche Mariamne mit bittern Vorwürfen über Undank gegen ihren Gemahl, für den ſie, die Heuchlerin, voll des Lobes war, ja ſie ging ſo weit, daß ſie Hand an die Tochter legen wollte. Jedermann war über ein ſolches Benehmen empört, am meiſten Mariamne ſelbſt; ſie erwiderte nicht ein Wort, aber auf ihrem Antlitz war es zu leſen, welch tiefſchmerzlichen Eindruck der Mutter Unnatur auf ſie gemacht. Ohne Schwäche und weibliche Furcht ging die edelſte Frau ihrer Zeit zum Tode. Sie fiel in der Blüte ihres Lebens, nicht älter als 26 Jahre, ein Opfer des Ehrgeizes, der Ränke und Verleumdung (29 v. Chr.).

Nach dem Tode Mariamne's kehrte die glühende Sehnſucht nach ihr in das Herz des Königs zurück. Er konnte ihren Verluſt nicht ertragen und verfiel, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, in Raſerei. Er ließ ihre Leiche in Honig einbalſamiren, rief unter Schluchzen und Seufzen beſtändig ihren Namen, befahl ſeinen Dienern, von ihr als von einem lebenden Weſen zu ſprechen, und ließ alle diejenigen, welche das Todesurtheil über ſie ausgeſprochen hatten, hinrichten. Der Palaſt war ihm zu enge, er floh in die Einſamkeit, um ſich ſeinem Schmerze ganz hinzugeben. Die Gemüthsbewegungen ſtreckten ihn aufs Krankenlager; er lag in Samaria ſo ſchwer danieder, daß die geſchickteſten Aerzte an ſeinem Aufkommen zweifelten. Man erwartete ſtündlich die Nachricht von ſeinem Tode.

Da raffte die von Rachedurſt verblendete Alexandra zum letzten mal ſich auf. Sie machte den Verſuch, den Haupt-

mann von Jerusalem und den Aufseher des Tempels zu überreden, sie zu unterstützen und ihr die Herrschaft zu verschaffen. Sobald der genesende König von ihrem unsinnigen Versuche hörte, ließ er sie ohne weiteres hinrichten. Sie war die letzte vom Hasmonäischen Stamme. Schrecklicheres hat kein Weib erlebt: alle ihre Verwandten hat sie nacheinander eines schmählichen Todes sterben sehen.

Der leidenschaftliche Herodes hatte nicht weniger als zehn Frauen.

Nachdem er sich über den Tod der Hasmonäerin Mariamne getröstet hatte, fiel sein Blick auf die selten schöne Tochter eines aus Alexandrien in Jerusalem eingewanderten Juden Namens Simon, Sohn des Boëthos, die gleichfalls Mariamne hieß. Er entbrannte zu ihr in solcher Liebesglut, daß er mit Hintansetzung aller Rücksichten sie zu heirathen beschloß. Um die niedrige Herkunft seiner Geliebten zu verdecken, verlieh er ihrem Vater die Hoheprieſterwürde, die auch einige Zeit in der Familie verblieb. Nach einer zwanzigjährigen Ehe wurde Mariamne, deren Sohn Herodes zum Thronfolger bestimmt war, in eine Verschwörung gegen den König verwickelt und verstoßen.

Andere Frauen des Herodes waren: die Samaritanerin Malthaka, die Mutter des spätern Königs Archelaus und der Olympias, welche mit ihrem Verwandten Joseph verheirathet wurde; Kleopatra, eine Jerusalemerin, mit der er zwei Söhne, Philipp und Herodes, hatte; Phaedra und Elpis, die ihm zwei Töchter, Roxane und Salome, gebaren; Pallas, die Mutter des Phasael, u. a.

Herodianerinnen.

Die ganze Sittenverderbniß, welche mit der grenzenlosen Ueppigkeit unter den römischen Frauen jener Zeit, namentlich in den höchsten Kreisen, in grausenerregender

Weise überhandgenommen hatte, findet sich bei den Prinzessinnen des Herodianischen Hauses. Wie die Namen einer Livia, Julia, Agrippina, Messalina u. a., welche mit einzelnen Herodianerinnen befreundet waren, sind die Salome, Glaphyra, Herodias, Drusilla der Ausdruck der tiefsten weiblichen Verworfenheit geworden. Die Unsittlichkeit war so groß, daß der König Archelaus, der Nachfolger des Herodes, öffentlich in Rom angeklagt wurde, daß durch ihn die Sittlichkeit der Jungfrauen verderbt und die Unbeständigkeit der Verheiratheten befördert werde.

Die vornehmlichste Repräsentantin der Herodianerinnen war Salome, die ihren Bruder, den König Herodes, an Ehrgeiz und Ränkesucht womöglich noch übertraf. Es gab keine Schlechtigkeit vor deren Ausführung sie zurückschrak. Mit ihrem ersten Gatten Joseph lebte sie in beständigem Hader; sie bezichtigte ihn, wie bereits erwähnt, des unerlaubten Umgangs mit der unschuldigen Mariamne und brachte es dahin, daß der König ihn enthaupten ließ. Ein gleiches Ende bereitete sie ihrem zweiten Gatten, dem Idumäer Kostobar, der zu den Vertrauten des Herodes gehörte. Da sie seiner bald überdrüssig war und ihn los zu werden suchte, trug sie gegen Gesetz und Herkommen auf Scheidung an, und als der König dies nicht zugeben wollte, trachtete sie durch eine Verleumdung ihr Ziel zu erreichen. Sie könne, sagte sie, nicht mit einem Manne vereint sein, der gegen ihren eigenen Bruder im geheimen conspirire und ihm nach dem Leben trachte. Nunmehr ließ sie mit Einwilligung des Königs ihm den Scheidebrief zustellen, und in ihrer Rachsucht ruhte sie nicht, bis Kostobar aus der Welt geräumt war.

Sie hatte die sechzig Jahre schon überschritten, als sie am königlichen Hofe zufällig einen jungen schönen Araber kennen lernte und sich auch in Liebeleien mit ihm einließ. Sylläus, so hieß der Geliebte, hielt in Erwartung der reichen Mitgift um ihre Hand an. Weniger aus Liebe zum

Judenthum als aus Abneigung gegen den arabiſchen Feldherrn gab Herodes nur unter der Bedingung ſeine Einwilligung zur Verbindung mit der Schweſter, daß Syllâus ſich zum Judenthum bekenne; und da dieſer darein nicht willigte, ſo blieb Salome nur die Schmach, mit einem Heiden ein ehrloſes Verhältniß unterhalten zu haben. Später wurde die Schändliche, die durchaus wieder heirathen wollte, von Herodes unter Androhung des Verluſtes ſeiner Liebe und auf dringenden Wunſch der Kaiſerin Julia genöthigt, einem gewiſſen Alexas die Hand zu reichen. Aber auch mit ihm lebte ſie nicht glücklich.

Eine ärgere Intriguantin als Salome hatte es wol nie gegeben; ſie wurde die Plage für das Haus des Herodes. Unverſöhnlich war ihr Haß gegen die Hasmonäerfamilie. Nicht zufrieden, die Mariamne zum Tode geführt zu haben, vernichtete ſie in ihrer Rachſucht auch deren Kinder. Um den tiefen Abgrund des Haſſes zwiſchen ihr und den Kindern der letzten Hasmonäerin auszufüllen, mußte auf Geheiß des Vaters Mariamne's Sohn Ariſtobul Salome's Tochter Berenice heirathen. Der Haß der Salome wurzelte aber zu tief; ſie verwickelte ihren Schwiegerſohn in ein unentwirrbares Netz von Ränken und unterließ nichts, ihn und ſeinen Bruder Alexander bei dem König, deſſen Schwächen ſie nur zu gut kannte, unaufhörlich anzuſchwärzen und zu verleumden, bis jede Ausſöhnung der Kinder mit dem Vater unmöglich war und ſchließlich die Söhne das Los der unglücklichen Mutter theilten und in Sebaſte zum Tode geführt wurden. Bis an ihr Ende hörte ſie nicht auf gegen die Glieder des Hasmonäiſchen Hauſes Ränke zu ſchmieden.

Selbſt von ihrem Bruder mehr gefürchtet als geliebt, erhielt ſie bei ſeinem Tode mehrere Städte, wie Azoton, Jamnia, berühmt durch das von R. Jochanan ben Sakkai dort errichtete Lehrhaus, und Phaſaëlis, wozu ſpäter als kaiſerliches Geſchenk noch die Stadt Aſcalon kam. Auch vermachte ihr Herodes eine beträchtliche Summe Geldes, ſodaß

ihre jährlichen Einkünfte sich auf sechzig Talente beliefen. Alle ihre Besitzungen schenkte sie bei ihrem im Jahre 8 n. Chr. erfolgten Tode der Kaiserin Julia.

Der Mutter ähnlich war Berenice, welche, noch jung, mit Aristobul, dem Sohne der Hasmonäerin Mariamne, verheirathet wurde. Von der Mutter aufgestachelt, trug sie das Ihrige zur Hinrichtung ihres Gatten bei. Kaum war Aristobul ins Grab gesunken, so reichte sie ihrem mütterlichen Oheim Antipater die Hand, jenem Antipater, den Herodes wenige Tage vor seinem eigenen Tode ebenfalls tödten ließ. Später lebte Berenice mit ihren Kindern, welche sie von Aristobul hatte, drei Söhnen und den zwei Töchtern Herodias und Mariamne, in Rom.

Haß bis auf den Tod hegte gegen Salome und Berenice die Glaphyra, eine Tochter des Königs Archelaus von Kappadocien, welche die Frau Alexander's, des andern Sohnes der Mariamne, wurde. So weit war es bei den Herodianern schon gekommen, daß sie sich sogar mit heidnischen Prinzessinnen vermählten. Glaphyra, die sich der Abkunft von dem Perserkönig Darius rühmte und durch ihren Stolz und ihr hoffärtiges Wesen die Verachtung des Volkes auf sich zog, bewahrte ihrem Gatten die treueste eheliche Liebe. Nach dem Tode Alexander's kehrte sie mit ihren Söhnen zu ihrem Vater zurück. Ihr stolzer Sinn ertrug es jedoch in der abhängigen Stellung nicht lange, daher ging sie bald eine zweite Ehe ein mit dem numidischen König Juba. Von diesem zum zweiten mal verwittwet, ging sie wieder an den Hof ihres Vaters. Dort traf sie ihr Schwager Archelaus, der sich in sie verliebte und, nachdem er seine Gemahlin Mariamne, vermuthlich die Tochter der Berenice, verstoßen hatte, sie gegen das jüdische Gesetz auch ehelichte. Ueber das schmähliche Benehmen des Ehepaars sowie über die durch einen plötzlichen Tod bald wieder aufgelöste Ehe war alles empört, und die allgemeine Volksstimmung fand einen Widerhall in der von Josephus mitgetheilten Sage. Wenige Tage

nach ihrer Rückkehr nach Judäa, so wurde erzählt, sei ihr Alexander im Traum erschienen. Vor Freude außer sich, wollte die Fürstin sich ihm in die Arme werfen, aber Alexander wehrte sie ab und sprach zu ihr: „Glaphyra, du rechtfertigst nur zu gut die Behauptung des Volkes, daß den Weibern nicht zu trauen sei; als Jungfrau wurdest du meine Verlobte und Gattin; ich habe Kinder mit dir gehabt, aber du hast meine Liebe vergessen; nicht zufrieden, zum zweiten mal verheirathet zu sein, ruhst du nun bei einem dritten Gemahl, und dieser dritte ist mein Bruder! Ich dagegen bin meiner Liebe zu dir treu geblieben und komme jetzt, das unwürdige Band zu zerreißen, ich bin gewillt, dich wieder zu nehmen und wieder zu der Meinigen zu machen wie früher."

Glaphyra war mit Archelaus nur sehr kurze Zeit verheirathet; sie starb, und Archelaus wurde nach einer fünfjährigen Regierung von Augustus entthront und in die Verbannung nach Vienna geschickt.

Ein anderer scharf ausgeprägter, echt herodianischer Charakter war Herodias, die Tochter der Berenice und des Aristobul. Mit ihrem Bruder Herodes Agrippa unter den Augen ihrer Mutter und unter dem Einfluß der römischen Sitten in Rom erzogen, wurde sie im jugendlichen Alter, wahrscheinlich gegen ihren Willen, mit dem sechzehnjährigen Sohne der schönen Priestertochter Mariamne verheirathet, jenem Herodes, der, von dem königlichen Großvater enterbt, als Privatmann in Rom lebte. Ehrgeizig und leidenschaftlich wie sie war, konnte sie mit der untergeordneten Stellung ihres Gatten sich nicht zufrieden geben; sie wollte eine Krone tragen und herrschen. Durch die freundliche Aufnahme, welche ihre ganze Verwandtschaft am kaiserlichen Hofe fand, und durch die Freundschaft ihrer Mutter zur Antonia Minor, der Tochter des Marc Antonius, ward sie in ihrem ehrgeizigen Streben noch bestärkt.

Alle ihre Plane scheiterten aber an der Schlaffheit und

Willenlosigkeit ihres Gatten, der eine unüberwindliche Abneigung gegen die Unruhen des öffentlichen Lebens hatte und deshalb von ihr mit Verachtung behandelt wurde. Der Tetrarch von Galiläa, Herodes Antipas, der Schwager und Oheim der Herodias, kam in Staatsgeschäften nach Rom und wurde hier von seinem Bruder gastfreundlich aufgenommen. Dieser schwache Antipas hatte sich in seine Schwägerin sterblich verliebt und faßte alsbald den Entschluß, seine Gemahlin, eine Tochter des Königs Aretas von Peräa, mit der er schon mehrere Jahre verheirathet war, zu verstoßen und die Frau seines Bruders zu heirathen. Herodias sah sich am Ziel ihrer Wünsche und bewog ihren Gatten, sich von ihr zu scheiden. Antipas' erste Gemahlin aber, ergrimmt über seine Untreue, ergriff die Flucht; sie ließ sich in das Gebiet ihres Vaters geleiten, und dieser zog gegen den treulosen Schwiegersohn zu Felde; es kam zum Kampfe, und Antipas erlitt eine große Niederlage. Herodias ließ sich, wie längst verabredet war, von ihrem Gatten scheiden und ging, zum großen Aergerniß der jüdischen Bevölkerung, die blutschänderische Ehe mit ihrem Schwager ein. Auch ein Freund des Jesus, Johannes, gab seiner Misbilligung über diese Ehe offen Ausdruck und beharrte bei seiner Forderung, daß Antipas die Herodias fortschicken solle. Man kann sich denken, welchen Haß die Enkelin der Salome gegen den lästigen Sittenprediger empfinden mußte. Sie wartete nur auf eine Gelegenheit, ihn zu verderben. An seinem Geburtstage (30 n. Chr.) befand sich Antipas in Machero. Er gab dort ein großes Fest, bei welchem Herodias' Tochter aus erster Ehe, Salome, welche ebenso sittenlos war wie sie und wegen ihres Talents zum Tanzen „Salome die Tänzerin" genannt wurde, einen jener Charaktertänze aufführte, welche man in Syrien nicht als unschicklich für eine vornehme Person betrachtete. Von dem Tanze entzückt, hatte Antipas der Tänzerin die Erfüllung eines Wunsches versprochen, und diese erbat sich auf

Anstiften ihrer Mutter — „den Kopf des Johannes auf dieser Schüssel". Ihr Wunsch wurde erfüllt: der gefangene Johannes ward enthauptet.

Herodias verschwand sammt ihrem Gemahl sehr bald von dem politischen Schauplatz. Sobald sie erfuhr, daß ihr Bruder Agrippa, zum König ernannt, mit den königlichen Insignien sich öffentlich zeige, hatte sie, von Ehrgeiz verzehrt, keine Ruhe mehr; sie wollte auch Königin werden. Sie drängte ihren Gatten, er möge sich nach Rom begeben und sich dort von dem neuen Kaiser Cajus eine Vergrößerung des Reichs sowie den Königstitel erbitten. Anfangs widerstand Antipas den Bitten seines Weibes; aber unaufhörlich von ihr bedrängt und feige gescholten, überwand er seine natürliche Trägheit und trat, von Herodias begleitet, die verhängnißvolle Reise an. Statt zum König erhoben zu werden, wurde er, von Agrippa verdächtigt, seines Fürstenthums verlustig erklärt und in die Verbannung geschickt.

Im Unglück zeigte Herodias, daß sie, wie verworfen sie auch war, des Adels und der Aufopferungsfähigkeit doch nicht ganz ermangele. Sobald man den Kaiser Cajus daran erinnerte, daß Herodias die Tochter der Berenice, der Freundin seiner Großmutter, sei, änderte er in Bezug auf sie den verhängten Verbannungsbefehl. Man schlug ihr vor, im Genuß der Freiheit bleiben und einen Theil ihrer Güter behalten zu dürfen; sie lehnte dieses Anerbieten mit dem Bemerken ab, ihre Neigung zu ihrem Gemahl schreibe ihr vor, was sie zu thun habe. Da sie sein Glück mit ihm getheilt, so wolle sie auch im Unglück ihn nicht verlassen. Sie begleitete ihn in die Verbannung erst nach Lyon, später nach Spanien, wo sie auch ihr Leben beschloß.

Ihre früher genannte Tochter Salome heirathete den Tetrarchen Philipp und nach dessen Tode Aristobul, den Bruder des Agrippa.

Die letzte jüdische Königin, die Gemahlin des verschwenderischen Agrippa, war Cypros, eine Tochter der

Salampsio, der Tochter der Hasmonäerin Mariamne und des Phasael, des besten der Herodianer. Cypros stand wegen ihres Charakters beim Volke in hohem Ansehen, lebte aber nie in glücklicher Ehe. Durch ihre drei Töchter, von denen eine schlechter als die andere war, Berenice, Mariamne und Drusilla, wurde auch ihr Name entehrt.

Eine der merkwürdigsten Frauen der jüdischen Geschichte und die berühmteste der Herodianerinnen ist Berenice.

Berenice, des Königs Herodes Agrippa älteste Tochter (geb. 28 n. Chr.), war sechzehn Jahre alt, als sie den Vater verlor. Blendend schön, in den leichtfertigen griechischen und römischen Sitten ihres Jahrhunderts erzogen, von Natur ehrgeizig und genußsüchtig, war sie doch besser, als die ihr und ihrer Familie miswollenden Annalenschreiber sie schildern. „Außer der Eifersucht und den andern Feindseligkeiten, welche der Ruf großer Schönheit, der Glanz des Reichthums, die Entfaltung außerordentlicher Pracht und die Erfolge des Geistes stets den damit begabten Weibern erregen, hatte die berühmte Tochter Herodes Agrippa's schon früh von der feindlichen Stimmung zu leiden, deren Gegenstand ihre Familie war, theils von seiten der in Judäa ansässigen griechischen Ausländer, theils von seiten der Juden selbst." Wenn die griechischen Einwohner der Städte Cäsarea und Sebaste bei dem unerwarteten Tode des Vaters Berenice's seinem Andenken alle Arten von Schimpf anthaten und die Soldaten in Verbindung mit dem Pöbel die Statuen seiner drei Töchter, von denen die jüngste erst sechs Jahre alt war, in die schmuzigsten und verrufensten Häuser trugen, sie sogar auf den Dächern zu schimpflicher Verhöhnung ausstellten, so ist das noch kein Beweis ihrer sittlichen Verworfenheit. Ein Muster von Sittenstrenge war Berenice freilich nicht, Sittenreinheit lag durchaus nicht in ihrem Wesen.

Kaum dreizehn Jahre alt, wurde sie mit einem Sohne des reichsten und angesehensten Juden Alexandriens, des Alebarchen Alexander Lysimachus, verlobt. Als aber Markus,

so hieß ihr Bräutigam, ein sehr frühes Ende fand, verheirathete sie ihr Vater (42 n. Chr.) mit seinem kürzlich Wittwer gewordenen ältern Bruder Herodes, demselben, der von dem Kaiser Claudius mit dem kleinen Königreich Chalcis am Libanon belehnt ward und nach dem Tode Agrippa's den Königstitel annahm.

Von diesem Gatten, der 49 n. Chr. starb, waren ihr zwei Söhne geblieben, Berenician und Hyrkan, die einzigen Kinder, welche sie in ihrem Leben gehabt. Berenice, damals 21 Jahre alt, konnte sich nicht entschließen, Chalcis, das von den Römern ihrem, inzwischen König gewordenen, Bruder Agrippa zugetheilt worden, zu verlassen. Da sie länger als man erwartete im Wittwenstande verblieb, so verbreitete sich bald das Gerücht, daß sie mit ihrem um nur ein Jahr ältern Bruder in unerlaubtem Verhältniß lebe. Um diesem Gerede ein Ende zu machen, willigte Berenice ein, ihre Hand Polemon, dem König von Cilicien, zu geben; dieser, weit mehr von ihren Reichthümern als von ihrer Schönheit verlockt, verstand sich auch dazu, ihretwegen das Judenthum anzunehmen. Ihr neuer Gatte war ihr bald in der Seele verhaßt, sodaß sie, den schimpflichen Nachreden Trotz bietend, sich nach kurzer Zeit von ihm trennte und zu ihrem Bruder zurückkehrte.

Der leichtsinnigen, prunksüchtigen Königin, wie Berenice schlechthin genannt wird, fehlte es bei allen Fehlern auch nicht an guten Eigenschaften. Sie hatte innige Theilnahme und Hingebung für ihre Glaubensgenossen und war den Satzungen des Judenthums mit aller Treue ergeben.

Um ein Nasiräergelübde zu erfüllen und im Tempel ihr schönes Haar zu opfern, hatte sie sich im Frühjahr 66 n. Chr. nach Jerusalem begeben. Kaum dort angekommen, hörte sie von den unerbittlichen Befehlen, welche Gessius Florus, der letzte und grausamste römische Procurator in Judäa, gegen die Einwohner der heiligen Stadt erlassen hatte. Sie schickte erst Boten an ihn, und da er diese

ſchnöde abwies, eilte ſie ſelbſt zu ihm; der Tyrann wollte ſie nicht hören; ſie gerieth in Gefahr, von den rohen Soldaten mishandelt zu werden. Durch ſchleunige Flucht rettete ſie ſich in die Burg, wo ſie, umgeben von Wachen, in ſteter Furcht vor einem Ueberfalle der zügelloſen Truppen die Nacht zubrachte. Am andern Tage, während die Aufregung noch fortdauerte und Florus noch immer Todesurtheile verkündete, konnte Berenice ſich ihres Mitgefühls nicht erwehren; ſie vergaß den geſtern ihr angethanen Schimpf und die neuen Gefahren, welche ſie erwarteten; barfuß und in der Tracht einer Schutz Bittenden bahnte ſie ſich einen Weg zum Procurator, und ſeine Knie umfaſſend, flehte ſie ihn an, dem weitern Blutvergießen Einhalt zu thun.

Berenice verließ hierauf die Stadt, in der an dieſem einzigen Tage 6000 Perſonen niedergemacht worden waren, und ſchrieb ſofort eigenhändig an den Proconſul Ceſtius, der einen Tribun abordnete, in deſſen Begleitung ſie nach Jeruſalem zurückkehrte. Auch Agrippa, welcher während der Metzeleien fern von der Hauptſtadt in Alexandrien war, um den neuernannten Proconſul Tiberius Alexander zu begrüßen, war nach Hauſe geeilt. Bald nach ſeiner Ankunft berief er auf den Xyſtus, einen erhöhten Säulengang unweit des Tempels, eine Volksverſammlung, um den Sturm gegen die römiſche Herrſchaft zu beſchwören; Berenice, welche ſich ihres Volks ſo warm angenommen hatte, war in ſeiner Nähe, „ſodaß ſie von allen Seiten geſehen werden konnte", und in der That waren es mehr die Thränen der noch immer beim Volke beliebten Königin als die Rede Agrippa's, welche den Ausbruch der allgemeinen Volksempörung gegen das römiſche Joch noch einige Zeit aufhielten.

Das Volk ſchien beruhigt; Agrippa und Berenice gingen in den Tempel und begannen alsbald in Perſon die Wiederherſtellung der demolirten Tempelhallen. Als Agrippa es aber wagte, das Volk aufzufordern, ſich dem Florus zu unterwerfen und den Römern Steuern zu zahlen, da riß

der Faden der Geduld und das Signal zur Empörung wurde gegeben. Schimpfreden und Steinwürfe nöthigten Agrippa, mit Berenice die Stadt zu verlassen. Es entspann sich jener verzweifelte Kampf, in dem die Juden mit Löwenmuth für ihre Freiheit fochten, selbst Frauen eine beispiellose Todesverachtung zeigten, jener Vernichtungskrieg, in dem Vespasian und sein Sohn Titus die Hauptrolle spielten.

Infolge der eigenen Bande, welche von Anfang an die Herodianische Familie an die römische Herrschaft fesselten, gehörten Agrippa sowol wie Berenice zu der der Nationalität ihres Vaterlands feindlich gesinnten Partei, welche im Bunde mit Rom stand und von dem Siege der römischen Legionen eine Befestigung des wankenden Thrones der den Juden verhaßten Herodianer erwartete. Energisch wie sie war, setzte Berenice ihre ganze Kraft daran, die römischen Machthaber für ihre Plane zu gewinnen. Ihrem zügellosen Ehrgeiz und ihrem unbegrenzten Hange nach Lust und Vergnügen opferte sie ihr Vermögen, ihre Ehre, ihren Ruf, ja sie wurde die Geliebte jenes Mannes, der, „die Wonne des Menschengeschlechts" genannt, grausam, tyrannisch, ein zweiter Nero war und vor keiner Schlechtigkeit zurückschrak, wenn seine Leidenschaft und sein Interesse dabei im Spiele waren.

Berenice war, bereits 39 Jahre alt, noch immer von strahlender Schönheit, als sie den 13 Jahre jüngern schönen und gewandten Titus in Ptolemaïs kennen lernte. Er war zum zweiten mal verheirathet mit der Tochter eines römischen Ritters, die er nicht liebte, und überließ sich dem ausschweifendsten Leben. Berenice war es ein Leichtes, den mit den unwiderstehlichsten Reizen der Verführung ausgestatteten jungen Titus zu fesseln; den Vater, den finstern und geldgierigen Vespasian, entzückte sie durch die Großartigkeit ihrer Geschenke, durch die Festlichkeiten, die sie veranstaltete. Während Tausende ihrer Stammesgenossen für die Freiheit und nationale Selbständigkeit ihr Leben opferten,

verbrachte die jüdiſche Fürſtin mit den römiſchen Feldherren ganze Nächte in Schmauſereien und Trinkgelagen.

Bald galt Berenice im Lager, in ganz Italien für die erklärte Geliebte des Titus. Im Sommer des Jahres 68 n. Chr. wurde dieſer plötzlich von ſeinem Vater nach Rom geſchickt, um dem an Nero's Stelle eingeſetzten neuen Cäſar, dem alten Galba, zu huldigen. Mit Agrippa, der dem neuen Kaiſer ebenfalls ſeine Ehrfurcht beweiſen und den jungen Feldherrn nicht von der Seite laſſen wollte, ſchiffte er ſich ein. In Korinth angekommen, erfuhren ſie aber bereits die Ermordung Galba's und den Ausbruch des Bürgerkrieges zwiſchen den Anhängern der neuen Kronprätendenten Otho und Vitellius. Während Agrippa ſeine Reiſe fortſetzte, kehrte Titus nach kurzem Ueberlegen nach Aſien zurück. Seine raſche Umkehr wurde auf das Liebesverhältniß zu Berenice geſchoben; man behauptete allgemein, die Sehnſucht nach den zärtlichen Umarmungen der ſchönen jüdiſchen Prinzeſſin habe ihn heimwärts getrieben: er kehrte zurück, um für die Wahl ſeines Vaters zum römiſchen Kaiſer mit thätig zu ſein.

An der Erhebung Veſpaſian's auf den Cäſarenthron hatte Berenice keinen geringen Antheil; ſie ſetzte nicht allein alle ihre Beziehungen zu den kleinen ſyriſchen Fürſten zu Gunſten des Flaviers in Bewegung, es war auch ihr Einfluß, daß die jüdiſchen Legionen dem Beiſpiel des ägyptiſchen Heeres folgten und ihn zum Kaiſer ausriefen. Sie begleitete alsbald mit ihrem Bruder Agrippa, der ſich auf einen Wink von ihr ſchleunig in das Lager Veſpaſian's gerettet, den neuen Imperator nach Antiochia und Alexandrien, um die Feier des Regierungsantritts in vollen Zügen mit zu genießen.

Titus, zum Thronfolger und Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, hatte jetzt keinen ſehnlichern Wunſch, als den Krieg in Jüdäa zu beenden und Jeruſalem einzunehmen. Jeruſalem fiel nach einer viermonatlichen Belagerung: die berühmte blühende Stadt, „die Wonne der ganzen Welt“,

wurde grauſam zerſtört, und auch der Tempel, welchen Titus, wie es heißt aus Rückſicht gegen ſeine Geliebte, vor dem Untergange bewahren wollte, ward ein Schutthaufen. Hunderte von Weibern, welche den Fall des Heiligthums nicht überleben mochten, ſtürzten ſich in die Flammen.

Als das Schauerdrama des jüdiſchen Volkes beendet, Jeruſalem und der Tempel von der Erde verſchwunden waren, lächelte der in ihrem Leichtſinn tief geſunkenen Berenice noch die Sonne des Glücks. Blühender als jemals, kam ſie mit ihrem Bruder Agrippa nach Rom, bewohnte den kaiſerlichen Palaſt und begann, wie Dio Caſſius erzählt, mit Titus gemeinſchaftlich zu leben. Sie herrſchte ſchon wie eine Gemahlin und wiegte ſich in den ſüßen Träumen, demnächſt als Auguſta begrüßt zu werden. Titus war ſo von Liebe zu ihr entbrannt, daß er in ſeiner Eiferſucht den mit conſulariſcher Würde bekleideten Cäcina aus Verdacht eines geheimen Liebesverhältniſſes zwiſchen ihm und Berenice ermorden ließ.

Es fehlte nicht viel, daß die jüdiſche Fürſtin römiſche Kaiſerin geworden wäre, aber das Vorurtheil des römiſchen Volks gegen die Juden trat dem längſt geſchloſſenen Herzensbunde vernichtend entgegen. Ganz Rom war voll von den ſchmählichſten Gerüchten. Die Cyniker machten die Jüdin zum Stichblatt ihres Witzes, der Rhetoriker Diogenes erlaubte ſich öffentlich im Theater die frechſten Läſterungen über den Cäſarenſohn und ſeine Buhlerin, ſodaß ſelbſt der ihrer ehelichen Verbindung abgeneigte Veſpaſian ihn auspeitſchen ließ, und der Satyriker Juvenal wärmte in der biſſigſten Weiſe ihr früheres Verhältniß zu ihrem Bruder wieder auf. Bei dem Aufwande, den ſie machte, war ſie genöthigt, einen Theil ihrer Diamanten zu verkaufen. Die römiſchen Juweliere boten ihre Steine als pikante Liebespfänder feil:

den vielberühmten Diamant, der auf Berenice's
Finger gewachſen an Werth. Der Blutſchuld Uebenden gab ihn
Früher einmal der Barbar, ihn gab Agrippa der Schweſter

Dort, wo das Sabbatfeſt nacktfüßige Könige feiern
Und man dem grinſigen Schwein von alters Gnade gewährt.

Der Skandal und der Unwille der Römer wurde immer größer, ſodaß Veſpaſian ſeinem Sohne den Befehl ertheilte, das Verhältniß zu brechen; Berenice mußte die Hauptſtadt meiden; Titus trennte ſich mit ſchwerem Herzen von ihr.

Nach Titus' Thronbeſteigung kehrte ſie noch einmal nach Rom zurück, aber der Kaiſer ignorirte ſie. Was aus ihr geworden, wie und wo ſie ihr tragiſches Leben beſchloſſen hat, wird nicht erzählt.

Berenice's Beiſpiel wirkte auf ihre beiden jüngern Schweſtern, Mariamne und Druſilla, die nicht beſſer waren als ſie.

Mariamne, die zweite Schweſter, geboren 34 n. Chr., wurde ſehr jung und, wie es heißt, noch bei Lebzeiten ihres Vaters mit Archelaus, dem Sohne des Reiteroberſten Chelkias, verlobt. Ihre Ehe war nicht glücklich; ſie verließ ihren Gatten, von dem ſie eine Tochter hatte, Namens Berenice, und wurde die Frau eines reichen alexandriniſchen Juden, Demetrios, der damals die Alabarchenwürde bekleidete und dem ſie einen Sohn, Agrippino, gebar.

Druſilla, die jüngſte und verworfenſte, geboren 38 n. Chr., war anfänglich für den Sohn des ſyriſchen Königs Epiphanius Antiochus beſtimmt. Da aber dieſer das Heidenthum nicht verlaſſen wollte, ſo wurde ſie im Alter von ſechzehn Jahren an Aziz, den König von Emeſa, der ihretwegen das Judenthum angenommen hatte, verheirathet. Zu ihrem Unglück lebte in ihrer Nachbarſchaft ihre Schweſter Berenice. Dieſe, eiferſüchtig auf die heranblühende Schönheit, verbitterte ihr das Leben und trug nicht wenig dazu bei, daß ſie nach kaum einem Jahre ihrem Manne davonlief. Der damalige römiſche Landpfleger von Judäa, ein Bruder des kaiſerlichen Günſtlings Pallas, jener Felix, der ſich bereits mit zwei Frauen aus königlichem Geblüte vermählt hatte, ſah das Weib von ſeltener Schönheit — Druſilla galt für eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit — und verliebte

sich in sie. Ein schwärmerischer Jude aus Cypern, der mit Felix befreundete, auch sonst bekannte Simon Magus, spielte den Kuppler, und für Drusilla war die Aussicht, an Einfluß und Stellung ihre Schwester Berenice zu überragen, viel zu verlockend, als daß sie nicht leicht einwilligte. Sie verließ schnöde ihren Gatten, entsagte ihrem Glauben und wurde das Weib jenes habsüchtigen und blutdürstigen Mannes, der, wie bereits erwähnt, mit grenzenlosem Uebermuthe in Judäa herrschte. Ihr Ehrgeiz war befriedigt, nahm sie doch an der Seite des Landpflegers die erste Stelle im Lande ein und residirte, zum Hohne ihrer schwergebeugten frühern Glaubensgenossen, auf Zion, der alten Königsburg. Doch ihre Herrlichkeit war von kurzer Dauer; nach zwei Jahren wurde Felix seiner Stelle entsetzt (60 n. Chr.).

Drusilla fand mit ihrem Sohne Agrippa und dessen Frau bei dem Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 n. Chr. ihren Tod.

Die Frauen und das Chriſtenthum.

Zur Zeit der Herodianer trat jenes Ereigniß ein, das, geringfügig und unſcheinbar in ſeinen Anfängen, in ſeiner Entwickelung von weltgeſchichtlicher Bedeutung wurde: die Entſtehung des Chriſtenthums.

Schon mit dem erſten Erſcheinen Jeſus, des erſten Stifters des Chriſtenthums, traten Frauen in den Vordergrund.

Von Maria, der Mutter Jeſus, welche nach talmudiſchen Quellen eine Haarflechterin war, kann hier nicht die Rede ſein; ihr perſönlicher Charakter und die Rolle, welche ſie bei Lebzeiten ihres Sohnes ſpielte, ſind im allgemeinen dunkel. Ebenſo wenig wiſſen wir von ihrer gleichnamigen Schweſter, welche ſich mit dem Unterricht und der Erziehung kleiner Mädchen befaßt haben ſoll.

Frauen hingen dem jungen ſchwärmeriſchen Jeſus, „dieſem phariſäiſchen Juden mit galiläiſcher Färbung", von Jugend auf an; es war nicht die perſönliche Anmuth, welche ſie an ihn feſſelte, ſondern das natürliche Mitleid, das ſie mit dem armen talentvollen jungen Manne empfanden, und die Neugierde, welche den Frauen im allgemeinen eigen iſt. Drei oder vier Galiläerinnen, ſprichwörtlich wegen ihrer rohen Unwiſſenheit, waren ſeine treueſten Anhängerinnen; unter ihnen befanden ſich: Maria von Magdala, eine überſpannte

Perſon von zweifelhaftem Rufe; Johanna, die Frau des Hausmeiſters Chuſa; Salome, die Frau des Fiſchers Zebedäus. Außer dieſen waren noch einige andere, welche unbekannt geblieben ſind, ihm ſehr zugethan.

Dieſe treuen galiläiſchen Freundinnen, die ihm nach Jeruſalem gefolgt waren, begleiteten ihn auch auf ſeinem letzten Gang, als er am Rüſttage des Paſſahfeſtes, der damals auf einen Freitag fiel, durch die Römer ans Kreuz geſchlagen wurde.

Jeſus war todt. Man legte den Leichnam, den man wegen des herannahenden Sabbat- und Feſttages nicht alſobald beerdigen konnte, vorläufig in eine vom Richtplatze nicht weit entfernte Höhle. Nach Ausgang des Sabbats kamen die drei galiläiſchen Weiber zur Gruft, aber den Leichnam fanden ſie nicht mehr. Sie vergoſſen reichliche Thränen, und in ihrem Schmerz, in ihrer geſtörten Einbildungskraft glaubten ſie, Jeſus ſei auferſtanden. Der Ruhm der Auferſtehung gehört der Maria von Magdala, ſagt Renan; ſie hat das meiſte für die Begründung des Chriſtenthums gethan.

Dieſe wahren Begründerinnen des Chriſtenthums, Maria von Magdala, Maria Kleophas u. a., wurden bald vergeſſen und traten, wie Renan ſich ausdrückt, in den Zuſtand verlaſſener Heiligen.

Proſelytinnen.

Es iſt eine beachtenswerthe, aber keineswegs überraſchende Erſcheinung, daß unter den vielen, welche kurz vor dem Untergang des jüdiſchen Staats und noch lange nach demſelben, lange nach der Entſtehung des Chriſtenthums zu dem Judenthum übertraten, ſich vorzugsweiſe Frauen befanden. Abgeſehen davon, daß das weibliche Herz für den Glauben weit empfänglicher iſt und ſich mehr für das Religiöſe erwärmt als der Mann, trug auch der Umſtand, daß ſie nicht eine ſchmerzvolle Prüfung zu beſtehen hatten, dazu bei, daß die Frauen mit Vorliebe zum Judenthum ſich bekannten.

Zu Damascus, einer Stadt, die keineswegs iſraelitiſchen Urſprungs war, hatten faſt alle Frauen die jüdiſche Religion angenommen. Selbſt Hirtinnen unterwarfen ſich freudig dem ſtrengen moſaiſchen Geſetz. Nicht wenige von dieſen nach Himmelskoſt ſchmachtenden Seelen waren Römerinnen. Reiche Damen traten zum Judenthum über, nahmen jüdiſche Namen an, bauten Synagogen und zeigten ſich ſtolz auf die hohe Achtung, deren ſie in ihrer kleinen Welt genoſſen. Die jüdiſche Bettlerin mit der zitternden Stimme vermochte der vornehmen römiſchen Dame einige Worte des Geſetzes ins

Ohr zu flüstern und gewann oft die Matrone, die ihr ihre Hand voll kleiner Münzen öffnete. Der Satyriker Juvenal klagt:

Romas uraltes Gesetz gewöhnt überhaupt zu verachten,
Lernen sie nun der Juden Gesetz und halten's und fürchten's.

Die ebenso schöne als lasterhafte Poppäa Sabina, die spätere Gemahlin des grausamen Nero, hatte eine besondere Vorliebe für das Judenthum, sodaß sie sich nicht allein beim Kaiser mehrfach für die Juden verwendete, sondern auch, nachdem sie an einem Fußtritt, den ihr der in sie verliebte Gatte im Zorn versetzt hatte, gestorben war, ihrem letzten Willen gemäß nicht verbrannt, sondern nach jüdischer Sitte beerdigt wurde.

Selbst eine nahe Verwandte des Kaisers Domitian, Flavia Domitilla, bekannte sich offen zum Judenthum sammt ihrem Gemahl, dem Consul Flavius Clemens, den sie überredete, sein Leben für die Rettung der Juden zu opfern. Nachdem er hingerichtet war, wurde die von den Rabbinern wegen ihrer Gottesfurcht gepriesene Proselytin nach der Insel Pandalaria verbannt.

Fulvia, die Frau des vornehmen römischen Senators Saturninus, nahm das Judenthum an und schickte auf Zureden einiger Juden kostbare Geschenke an Gold und Purpur nach Jerusalem, welche diese gewissenlosen Menschen für sich und andere ihrer Genossen behielten. Sobald der Kaiser Tiberius durch den Gemahl der Fulvia von diesem Betrug erfuhr, ließ er 4000 Juden aus Rom nach Sardinien verbannen.

In dem Alter von 70 Jahren trat mit allen ihren Sklaven und Sklavinnen, von denen ein Theil vor ihrer Gebieterin das Proselytenbad genommen, öffentlich zum Judenthum über Veluria oder Veturia, eine auch in der Heiligen Schrift sehr unterrichtete Frau von vornehmer Abkunft. Für ihre Kenntniß der Heiligen Schrift zeugt

der Disput, welchen ſie mit R. Gamaliel, dem Synedrial-Präſidenten, und deſſen Freunde R. Joſé über einen ſcheinbaren Widerſpruch in der Heiligen Schrift führte. „Es heißt in eurer Thora", fragte ſie den R. Gamaliel, „an einer Stelle: Gott nimmt kein Anſehen auf, d. h. er verzeihet nicht, an einer andern Stelle aber: Gott wird ſein Antlitz dir zuwenden, verzeihen; wie erklärt ihr dieſen Widerſpruch?" R. Joſé antwortete ihr in einem Gleichniß und ſchloß mit der Lehre: „Im letztern Ausſpruch wird die Verzeihung der Sünden gegen Gott verheißen, während die Vergebung der Sünden gegen den Nebenmenſchen, wovon im erſten Satz die Rede iſt, erſt dann erfolgt, wenn der Sünder den Nächſten beſänftigt und deſſen Verzeihung erwirkt hat."

Veluria lebte als Jüdin unter dem Namen Sara noch 16 Jahre. Von ihrem bedeutenden Vermögen verwandte ſie einen Theil zur Erbauung von Synagogen; als Mutter der Synagogen zu Campus und Volumnia wird ſie auf ihrem Grabſtein gerühmt.

Das merkwürdigſte Beiſpiel einer frommen Proſelytin gab die adiabeniſche Königin Helena.

In Adiabene, einem kleinen, aber mächtigen Staate an den Ufern des Tigris, heute von den räuberiſchen Kurden bewohnt, herrſchte zur Zeit des Herodes der König Monobaz, der nach macedoniſcher oder perſiſcher Unſitte ſeine eigene Schweſter Helena heirathete. Dieſes Ehepaar hatte außer mehrern Kindern einen Sohn, Namens Izates, welcher der Gegenſtand ihrer ganz beſondern Liebe wurde. Um dieſen ihren Lieblingsſohn dem Neide der Brüder zu entziehen, ſchickten ſie ihn an den Hof des benachbarten Königs Abenerig, der ein ſolches Gefallen an dem jungen Prinzen fand, daß er ihm ſeine Tochter Samacho zur Frau gab.

An dem Hofe Abenerig's machte Izates die Bekanntſchaft des jüdiſchen Kaufmanns Ananias, der den Prinzeſſinnen nächſt ſeinen Waaren auch das Judenthum empfahl und zugleich ihr geiſtiger Berather wurde. Mit dieſem

Ananias brachten die zum Judenthum bekehrten Frauen Izates in nähere Verbindung, und er gewann eine solche Liebe zur jüdischen Religion, daß er den Beschluß faßte, zu ihr sich zu bekennen.

Um dieselbe Zeit ließ sich Helena, ohne daß ihr Sohn es wußte, durch einen andern Juden in der jüdischen Religion unterrichten und wurde für dieselbe gewonnen.

Mutter und Sohn waren noch nicht förmlich zum Judenthum übergetreten, als der König starb und nach dem letzten Willen desselben Izates die Regierung übernehmen sollte. Alsbald berief Helena die Großen des Landes, um deren Meinung über die Thronfolge zu vernehmen. Einstimmig entschieden sie sich für Izates und riethen der Regentin-Mutter, um einen Bürgerkrieg zu verhüten und die Regierung des jungen Königs zu befestigen, die übrigen Brüder aus dem Wege zu räumen. Mit Entrüstung wies Helena diesen grausamen Rath zurück; sie übertrug bis zur Ankunft des zukünftigen Königs dem ältesten Sohne Monobaz II. die Regentschaft und legte mit Zustimmung der Großen des Reichs die übrigen Söhne in Fesseln. Nicht lange nachher traf der junge König in der Hauptstadt ein, tödtete aber keinen der in Gewahrsam gehaltenen Brüder, sondern schickte sie theils nach Rom zum Kaiser Caligula, theils zum Partherkönig Artaban.

Auf den Thron gelangt, säumte Izates nicht, ohne auf die Vorstellungen seiner um die Sicherheit ihres Sohnes besorgten Mutter zu achten, sich auch förmlich zum Judenthum zu bekennen. Die gefürchteten Folgen trafen nicht sofort ein, blieben aber nicht aus, denn im Laufe der Zeit zettelten mehrere adiabenische Große eine Verschwörung an und wiegelten den Araberkönig Abia, später auch den Partherkönig Vologeses auf, ihren Jude gewordenen König mit Krieg zu überziehen. In der Hoffnung auf einen für ihren Sohn glücklichen Ausgang des Krieges legte die fromme Helena das Gelübde der schweren Enthaltsamkeit eines sieben-

jährigen Nasiräats ab. Izates kehrte in der That aus dem Kampfe gegen den Partherkönig, der ihm leicht Krone und Leben hätte kosten können, siegreich zurück und lenkte dann während seiner vierundzwanzigjährigen friedlichen Regierung seinen Sinn gänzlich der Religion zu. Seine Söhne schickte er zu berühmten Lehrern nach Jerusalem, wo seine Mutter bleibenden Aufenthalt genommen hatte.

Um das Jahr 44 n. Chr. trat Helena, dem Drange ihres Herzens folgend, die längst geplante Reise nach Jerusalem an; sie wollte dort Gott für die Rettung ihres Sohnes danken und ihr Gelübde erfüllen. Mit welcher Freude wurde sie in der heiligen Stadt empfangen! Die adiabenische Königin erwarb sich schnell in hohem Grade die Liebe des Volks, als dessen Wohlthäterin sich zu bewähren sie bald Gelegenheit fand. Nach ihrer Ankunft in Jerusalem brach nämlich eine schwere Hungersnoth aus, von der namentlich die ärmere Klasse arg heimgesucht wurde. Helena ließ große Quantitäten Getreide in Alexandrien und getrocknete Feigen in Cypern kaufen und unter die Bedrängten vertheilen. Ihr Sohn, ein Muster der Wohlthätigkeit, gewährte ihr freudig die Mittel zur Befriedigung ihrer freigebigen Neigung und schickte selbst bedeutende Summen für die Armen Jerusalems. Dem Tempel machte sowol sie als Izates königliche Geschenke. Während dieser die zum Opferdienst am Versöhnungstage bestimmten Tempelgeräthe mit goldenen Griffen versah, ließ Helena am Eingang des Tempels eine goldene Ampel, oder nach andern einen goldenen Convexspiegel anbringen, der durch den Reflex der aufgehenden Sonnenstrahlen die genaue Zeit des Morgengebets anzuzeigen bestimmt war. Ferner ließ sie eine goldene Tafel anfertigen, auf welcher der Gesetzesabschnitt eingegraben war, der bei dem Verfahren gegen eine des Ehebruchs verdächtige Frau angewendet wurde. Auch die Stadt Jerusalem verschönerte sie durch Paläste, deren einer sich in dem Mittelpunkt der Unterstadt befand; ein anderer, der ihrer

Enkelin, der Prinzessin Grapte, lag in dem Ophla genannten Stadttheil.

Ueber vierzehn Jahre lebte Helena als Nasiräerin zumeist in Jerusalem, nur zeitweilig hielt sie sich auf ihren Besitzungen in Lydda auf. Als fromme Jüdin befolgte sie die Vorschriften der Religion: sie besuchte den Tempel, las das Gesetz und empfing häufig Besuche von jüdischen Gelehrten, welche auch die Lehrer ihrer Kinder und Enkel waren.

Nach dem Tode ihres Sohnes Izates, der im Alter von 55 Jahren starb und nächst 24 Söhnen ebenso viele Töchter hinterlassen haben soll, eilte sie in die Heimat, wo sie den Sohn nicht lange überlebte. Sie starb ungefähr zehn Jahre vor der Zerstörung Jerusalems, 60 n. Chr. Ihr Sohn Monobaz II., der nach Izates den adiabenischen Thron bestieg und gleich der Mutter dem Judenthum treu anhing, ließ ihre und des Bruders Gebeine nach Jerusalem bringen, wo sie in dem Mausoleum beigesetzt wurden, welches Helena unweit der Stadt bei ihren Lebzeiten hatte erbauen lassen. Die Trümmer dieses aus drei Pyramiden von weißem durchsichtigem Marmor bestehenden Grabdenkmals sind noch heute unter dem Namen „Grabmäler der Könige" bekannt. Man sieht noch eine Felsenvertiefung mit mehrern unterirdischen Räumen, Hallen und Nischen, mit Spuren von Sarkophagen, Säulen und zierlichen Bildhauerwerken, Weintrauben, Blumen und Kränze darstellend, welche dem zerstörenden Zahn der Zeit widerstanden haben. Diese Grabdenkmäler sind die zweitausendjährigen Zeugen von der Anziehungskraft, welche das Judenthum für hochgestellte und gebildete heidnische Frauen gehabt hat.

Wie die Königin Helena waren die meisten Frauen, welche zum Judenthum übertraten, streng, oft strenger als die geborenen Jüdinnen in der Befolgung der religiösen Vorschriften. Hanna, die Tochter eines gewissen Phanuel, brachte ihr Leben in der Nähe des Tempels mit Fasten

und Beten zu, und Mariom aus Palmyra war ſo fromm, daß ſie ſich dem Naſiräat weihte. Viele Proſelytinnen ſchickten wider den Willen ihrer Männer, die Heiden blieben, ihre Söhne aus weiter Ferne nach Judäa, damit ſie ſich dem Studium des Geſetzes widmeten. Einige derſelben, wie Abba Saul, der Sohn einer Frau aus Botna, Jochanan, der Sohn der Hauraniterin, und Joſé, der Sohn einer Damascenerin, werden im Talmud ehrenvoll genannt.

Martha, die Schulengründerin.

Ungefähr ein Jahrzehnt vor der Zerstörung lebte in Jerusalem eine sehr reiche Witwe: Martha, die Tochter des Boëthos, vielleicht desselben Boëthos, der seine Hoheprieſterwürde der Schönheit seiner Tochter Mariamne, der früher erwähnten Gemahlin Herodes des Großen, zu verdanken hatte. Sie verlobte sich mit Josua ben Gamala und erkaufte von dem verschwenderischen, stets Geld bedürfenden König Agrippa um drei Maß Denare für ihren zukünftigen Gemahl die Hoheprieſterwürde, welche Jesus ben Damnai vor ihm bekleidete. Martha's Einfluß ist es wol zumeist zuzuschreiben, daß Josua ben Gamala, trotzdem er, ein Vertrauter des Flavius Josephus, den Römern freundlich gesinnt war, sich seiner Stellung würdig zeigte. Bald nach seinem Amtsantritt ließ er die zum Gebrauch am Versöhnungstage bestimmten Lose, welche bis dahin aus Buchsbaumholz waren, aus eigenen Mitteln aus Gold anfertigen; und als er zum ersten mal den Dienst am Versöhnungstage verrichtete, ließ Martha es sich nicht nehmen, sich in den Tempel zu begeben, um ihren Gemahl in seiner hohenprieſterlichen Würde und als Vorleser der Gotteslehre zu sehen. Bei dieser Gelegenheit ließ sie den Weg von ihrer Wohnung bis zum Tempel mit den kostbarsten Teppichen

belegen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Josua, dieser Hoheprieſter mit der auffallend kleinen Hand, um das Schulwesen, das er, wol auf Martha's Veranlassung, verbesserte. In früherer Zeit wurden nämlich die Kinder von ihren Vätern im Hause unterrichtet; daher kam es, daß Waisen sowol wie auch die Kinder von Unwissenden des Unterrichts entbehren mußten. Später wurden auf Antrieb des bereits genannten Simon ben Schetach in Jerusalem Schulen, doch nur für erwachsene Jünglinge im Alter von 16 bis 17 Jahren errichtet. Erst der Gemahl der reichen Martha, von dem Streben beseelt, die Jugend mit edelm Wissen und gläubigem Geiste zu erfüllen, bewirkte, daß in jeder Stadt eine Schule errichtet wurde, in welcher der Unterricht der Schüler schon in ihrem sechsten oder siebenten Lebensjahre zu beginnen hatte. Für diese That wurde sein Gedächtniß von der Nachwelt gesegnet, „denn ihm hat es Israel zu verdanken, daß die Gotteslehre nicht in Vergessenheit gerieth".

Martha, eine der reichsten und durch die Stellung ihres Gatten angesehensten Frauen ihrer Zeit, hatte des Schicksals Tücke in reichem Maße zu erfahren. Sie war nicht so glücklich wie die fromme, überaus züchtige Kamchith, die ihre sieben Söhne mit der Hoheprieſterwürde bekleidet sah; ihr einziger Sohn, der den Prieſterdienst versah, kam elendig um. Ihr Gemahl wurde nach wenigen Jahren seines Amtes entsetzt, er mußte dem Matthias ben Theophilos, dem letzten Hoheprieſter, weichen und fiel im Kampfe gegen die Unabhängigkeitspartei, die er vergeblich zur Nachgiebigkeit und Schonung ermahnt hatte. Selbst sein Leichnam wurde verhöhnt und seinen Gebeinen nicht die Ruhe des Grabes gegönnt.

Nach dem Tode Josua's bezog Martha aus der Staatskasse eine jährliche Pension, mit der sie, so bedeutend dieselbe auch war, sich dennoch unzufrieden zeigte, denn für die an Reichthum und orientalische Ueppigkeit gewöhnte Frau, um die beständig balsamische Wohlgerüche dufteten

und deren zarte Füße auf kostbaren Teppichen ruhten, genügten auch die Tausende nicht, die ihr zur Verfügung gestellt waren.

Während der Belagerung Jerusalems mußte die verweichlichte Frau auch erfahren, was Hunger heißt. Eines Tages gab sie ihrer Magd eine Hand voll Münzen mit dem Auftrage, ihr Brot vom feinsten Mehle zu bringen. Die Magd kam zurück und meldete, daß keins von jener Qualität, wohl aber Brot von etwas geringerer Sorte zu haben sei. „Bringe mir davon!" antwortete sie mit einem Seufzer. Bald kehrte aber die Magd zurück und sagte, daß auch jenes Brot bereits verkauft und nur noch ganz grobes zu haben sei. „Bringe mir dies!" rief sie ihr fast weinend zu. Die Magd entfernte sich, kam aber bald wieder mit der Nachricht, daß gar kein Brot sich nunmehr vorfinde. Da sprang Martha von ihrem Sitze auf und sprach: „So werde ich selbst gehen und mich nach Brot umsehen." Die Kräfte versagten ihr indeß bald und sie konnte nicht weiter. Da ließ sie all ihr Gold und alle ihre Edelsteine auf die Straße werfen und sprach schluchzend: „Wozu sind diese mir noch nütze? Nicht einmal ein Stück Brot konnten sie mir verschaffen!"

Mag diese Erzählung immerhin poetisch ausgeschmückt sein, genug, Martha gerieth in die drückendste Armuth, sodaß mitleidige Menschen ihr ein Hemd schenken mußten und sie, gleich ihrer Namens- und Leidensschwester Martha, der Tochter des reichen Nikodemos ben Gorion, welche eine Mitgift von hunderttausend Golddenarien erhalten hatte und täglich vier- bis fünfhundert Golddenarien für Gewürze und Räucherwerk verwenden durfte, endlich gezwungen war, besonders zur Zeit der herrschenden Hungersnoth, die weggeworfenen ausgesogenen Feigen und die zertretenen Gerstenkörner aufzulesen, um den nagenden Hunger zu stillen. Während der Belagerung Jerusalems war die Noth so groß, daß Frauen den Männern, Kinder den Aeltern und, was das Schrecklichste von allem war, Mütter ihren kleinen Kindern

das Brot aus dem Munde riſſen, ja Mütter ihre eigenen Kinder tödteten, um mit dem Fleiſche derſelben ihr Leben zu friſten, wie ſolches von der einſt wohlhabenden Maria, der Tochter des Eleaſar aus Bethezob, erzählt wird.

Martha's Ende war ein ſehr trauriges: nach der Einnahme Jeruſalems wurde ſie mit den Haaren an ein Roß gebunden und ſo durch die Straßen der Stadt geſchleift.

Mohammed und die jüdiſchen Frauen.

Wie der Stifter des Chriſtenthums ſtand auch Mohammed, der Stifter des mit dem Judenthum verwandten Islam, mit Juden und jüdiſchen Frauen in Verbindung. Nicht etwa daß ſie in der Ausbreitung ſeiner religiöſen Ideen ihn unterſtützten und Propaganda für den neuen Glauben machten; bei aller Freundlichkeit, die der unwiſſende frühere Handelsmann gegen ſie heuchelte, fand er nur eine ſehr kleine Anzahl Anhänger unter ihnen, ſodaß er ſie bald als Ungläubige verfolgte. Das erſte Opfer ſeiner Rache war die Dichterin Açma aus dem jüdiſchen Stamme Chalma, welche Spottgedichte auf den neuen Religionsſtifter und die Gläubigen verfaßte. Der blinde Omayr, das einzige Mitglied ihres Stammes, welches dem Mohammed huldigte, erbot ſich deshalb, ſie zu tödten. Er ſchlich ſich bei Nacht in ihr Haus und fand ſie von ihren Kindern umgeben: alle in tiefem Schlafe. Ein Säugling lag auf ihrer Bruſt. Der Held entfernte ihn und ſtieß ihr das Schwert durch den Leib (26. März 624).

Unmenſchlich verfuhr Mohammed mit dem jüdiſchen Stamme der Koraytziten, der ſich ihm ergeben mußte, und von dem er an einem Tage ſechshundert Männer, einen nach dem andern, enthaupten ließ. Von den tauſend gefangenen

jüdiſchen Frauen nahm der Prophet, welcher der Leidenſchaft und ſinnlichen Gier in jeder Weiſe fröhnte, zweihundert als Beute für ſich, einige ſchenkte er ſeinen Freunden, andere ſchickte er nach Syrien, um Waffen und Pferde dafür einzutauſchen, viele verkaufte er an ſeinen Schwiegerſohn Othman. Dieſer hatte ſich mit Abd-al-Rhaman aſſociirt und kaufte auf gemeinſchaftliche Rechnung von Mohammed und den Kriegern ſo viele Weiber, als er wohlfeil erhalten konnte. Dann bat er ſeinen Aſſocié, ſie in zwei gleiche Haufen zu theilen. Er that in den einen Haufen die jungen, in den andern die alten Weiber. Othman wählte die letztern. Nach der Theilung ſtellte ſich heraus, daß die alten Jüdinnen große Summen Geldes bei ſich verborgen trugen, während die jungen arm waren. Othman nahm ihnen die Habe ab und verkaufte ſie. Unterdeſſen eilten die Juden aus Chaybar und andern Gegenden herbei, um ihre Glaubensgenoſſinnen loszukaufen, und der Preis ſtieg ſo bedeutend, daß ein Jude für zwei Frauen, von denen jede drei Kinder hatte, 150 Dynare zahlte.

Nach dem Siege über die Koraytziten zog Mohammed gegen das von einem andern tapfern jüdiſchen Volksſtamm bewohnte Gebiet von Chaybar. Auf dieſem Feldzug machte ein muthiges jüdiſches Weib den Verſuch, Mohammed durch Gift aus dem Wege zu räumen. Zaynab, ſo hieß die Jüdin, röſtete ein Lamm für ihn und ſeine Freunde und vergiftete es. Sie hatte ſich vorher erkundigt, welchen Theil er am liebſten eſſe, und man ſagte ihr: die Schulter. Sie rieb daher von dem tödlichen Stoffe mehr in die Schultern als in die andern Theile. Mohammed nahm einen Biſſen in den Mund, ſpie ihn aber wieder aus und rief: Gift! Gift! Einer ſeiner Tiſchgenoſſen ſtarb daran. Die Jüdin wurde zur Rede geſtellt und ſagte, ſie habe ſich überzeugen wollen, ob er ein Prophet ſei oder nicht; im erſten Falle, wußte ſie, würde der Verſuch ihm nicht ſchaden, im zweiten verdiente er zu ſterben. Der kluge Einfall ſoll ihr und

den Ihrigen das Leben gerettet haben. Andere arabische Quellen behaupten, Zaynab sei zum Tode verurtheilt worden.

Eine andere Jüdin, welche bei der Einnahme Chaybars nebst vielen andern Töchtern Israels in die Hände der Moslems fiel, war Çafya, die Tochter Hoyyay's, des Todfeindes Mohammed's. Sie wurde zuerst an einen Sallam ben Miskam verheirathet. Nachdem dieser sie verlassen, heirathete sie den jüdischen Dichter Kinana, welcher, aus Medina vertrieben, mit ihr nach Chaybar flüchtete und dort getödtet wurde. Bei dem Tode ihres zweiten Gatten war Çafya erst siebzehn Jahre alt und von so bezaubernder Schönheit, daß Mohammed ihr unter der Bedingung die Freiheit schenkte, daß sie seine Frau werde. Lange sträubte sie sich dagegen, ihm die Hand zu reichen. Seine Galanterie gegen Çafya ging so weit, daß er ihr den Schenkel hinhielt, damit sie vermittels desselben auf das Kamel steige, und sie auf dem Wege mit seinem Mantel bedeckte. Mit dem Islam war es ihr nie Ernst, und die übrigen Frauen Mohammed's nannten sie nicht anders als „die Jüdin". Sie starb im Jahre 672, also 45 Jahre später als Mohammed, und hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen, das sie zum Theil ihren jüdischen Verwandten vermachte.

Märtyrerinnen.

Ein Märtyrerthum, wie das jüdiſche Volk es erlitten, ſteht vereinzelt in der Geſchichte der Menſchheit. Ueber neunzehnhundert Jahre wandern die Juden mit der Aureole des Martyriums durch die Welt: im Alterthum, im Mittelalter und bis in die neueſte Zeit war Dulden und Leiden das ihnen beſchiedene Los. Ihre Geſchichte, in der faſt jede Seite mit Menſchenblut geſchrieben, iſt ein großes Martyrologium, ein ſtaunenerregendes Zeugniß gläubiger Hingebung und unerſchütterlicher Ueberzeugungstreue.

In dieſem Märtyrerthum gebührt den Frauen ein Ehrenplatz; ſie haben am Dulden und Leiden einen gleich würdigen Antheil wie die Männer, denn:

Die Weiber waren ſtets,
Wenn Männer Männer waren, ihrer werth,
Nur weiblicher, ſonſt ihnen gleich,

und in der Liebe zur Religion ſtanden ſie den ſtärkſten nicht nach, ja ſie haben die Männer oft noch übertroffen und beſchämt.

Was haben nicht Frauen, jüdiſche Mütter für die Erhaltung des Judenthums geleiſtet! Zu allen Zeiten flößten ſie ihren Kindern Muth und Ausdauer im Kampfe für den Glauben ein.

Bekannt iſt das Beiſpiel heroiſchen Muths, das die ſchon oft gefeierte Mutter von ſieben Söhnen gab. Mit Gewalt vor den gleichviel ob ſyriſchen oder römiſchen Tyrannen geſchleppt, wurde einer nach dem andern aufgefordert, entweder das Knie vor dem Götzen zu beugen, oder zu ſterben. Nachdem bereits ſechs den Tod erlitten hatten und ſo zu Glaubenshelden geworden waren, bat die arme Mutter die Schergen, welche ihren jüngſten Sohn eben fortführen wollten, um die Erlaubniß, ihr Kind noch ein mal umarmen zu dürfen. Der Sohn wirft ſich in die Arme der Mutter, und dieſe preßt ihn zärtlich an ihr Herz und küßt ihn mit den Worten: „Meine Kinder! Gehet in Frieden und ſaget dem Herrn, der Stammvater Abraham brachte ihm einen Sohn zum Opfer dar, ich aber, das ſchwache Weib, habe ihm deren ſieben gegeben zum Ruhme ſeines ewigen Namens.“

Wer zählt die Hunderttauſende von Juden und Jüdinnen, welche im Laufe der Jahrhunderte fielen für die Selbſtändigkeit des jüdiſchen Staates, für die Religion, in jenem großen Kampfe, der mit der Zerſtörung Jeruſalems, mit dem Falle Bethars endete, und dann in all den Jahrhunderten, da das Chriſtenthum im Abendlande und der Islam im Morgenlande gegen das Judenthum, aus dem ſie beide entſtanden, und deſſen Bekenner mit aller Unduldſamkeit und Gehäſſigkeit wütheten? Wie viele jüdiſche Frauen und Jungfrauen, deren Namen uns nicht aufbewahrt ſind, endeten in den verſchiedenen weltgeſchichtlichen Kataſtrophen unter Thränen und Martern, unter dem Schwerte, im Waſſer, auf der Folter, auf den Scheiterhaufen!

Eine märtyrerreiche Zeit begann gegen Ende des 11. Jahrhunderts; das größte Märtyrerthum erlitten die Juden. Welch blutige Scenen entrollen die frommen Kreuzzüge!

Da uns drängten ihre Treiber,
Wurden Prieſter auch die Weiber
Und opferten ihre Leiber;

Hingestreckt auf der Mutter Schoße,
Vollbrachten sie das Große,
Als ginge es zum Schlafe —

singt ein ungenannter Dichter aus jener Zeit.

Als die fanatischen Scharen, aus Frankreich kommend, bei Trier deutschen Boden betraten, da gab Esther, die Tochter des Synagogenvorstehers Chiskia, das Beispiel des Märtyrerthums. Gleich ihr beschwerten sich Frauen und Mädchen mit Steinen und stürzten sich in die Mosel, um nicht von den frommen Mördern zur Taufe gezwungen oder geschändet zu werden.

In Speier war eine biedere Frau, deren Name der Nachwelt nicht überliefert worden ist, die erste, welche den Tod dem Leben vorzog (3. Mai 1096); sie ergriff ein Messer und schlachtete sich selbst, weil auch sie es verschmähte, ihren Glauben zu verlassen. Sie war die erste unter den Schlachtenden und Geschlachteten und sprach: „Mein Theil ist Gott, darum harr' ich sein!"

Erbarmungsvolle Mütter schlachteten vierzehn Tage später (18. oder 20. Mai 1096) in Worms voll Muth und Standhaftigkeit ihre Kinder, die mit dem erschütternden Rufe: „Sch'ma Jisrael!" an der Brust ihrer Mutter den Geist aushauchten. Vierundvierzig Frauen und Mädchen werden in dem wormser Martyrologium namentlich aufgeführt, welche mit ihren Familien dem Einig-Einzigen die Ehre gaben. Unter ihnen befand sich Zippora, die Gattin eines R. Meschullam ben Isaak. Sie hatte einen einzigen Sohn, Namens Isaak. Im vorgerückten Alter war er ihr geschenkt, und mit unendlicher Liebe hatte sie ihn groß gezogen. Vor ihren Augen sah sie ihn hinschlachten — dann ging sie mit ihrem Gatten in den Tod. Zu gleicher Zeit starb Mina, eine vornehme Frau, welche mit dem Fürsten des Landes und den Vornehmen der Stadt in Verkehr stand. Die Bürger forderten sie zur Taufe auf; sie aber antwortete: „Fern sei es von mir, meinen Gott zu verleugnen. Auf ihn und seine

heilige Thora ſollt ihr mich tödten, zögert nicht!" Und ſie erlitt den Tod.

Wahrhaft heroiſch zeigten ſich die Juden in Mainz, wo das Schlachten drei Tage vor dem Schawuothfeſt, am 27. Mai, ſtattfand. Männer ſchlachteten ihre Frauen und Kinder; Frauen warfen den Feinden Geld zu, um ſie ſo lange aufzuhalten, bis ſie ihre Kinder getödtet hatten; zärtliche Mütter erwürgten ihre Säuglinge und zeigten deren Geſichter den Feinden.

Die edeln Frauen ſich ſputen,
Daß als Opfer ihre Kinder bluten.
Väter ſchlachten raſch die Söhne
Und ſchonen nicht das eigene Leben.
Gottes Einheit zu erheben,
Weiht dem Tode ſich die Junge und die Schöne.
„Höre Iſrael!" die Lippen beben,
Und vom Bräutigam und von der Braut
Iſt „der einzige Gott" der letzte Laut —

klagt der zeitgenöſſiſche Dichter Kalonymos ben Jehuda aus Mainz.

Unter den Märtyrerinnen von Mainz befand ſich eine ſehr geachtete Frau, Rahel, Tochter des R. Iſaak ben Aſcher. Sie ſprach zu ihrer Freundin: „Ich habe vier Kinder; auch ſie ſollt ihr nicht verſchonen, damit ſie nicht im Irrthum erzogen werden." Die Freundin holte ein Schlachtmeſſer herbei, und die vier Kinder: zwei Söhne, Aron und Iſaak, und zwei Töchter, Bella und Maronna, wurden geſchlachtet. Die Wüthriche, welche die Mutter bei den Leichen ihrer Kinder ſitzen, klagen und weinen fanden, erſchlugen auch ſie.

In Wevlinghofen bei Köln gab die alte Rahel, die Gattin des R. Salomon Cohen, ein Vorbild von Opfermuth, und in Mörs gingen allen übrigen zwei junge Frauen mit ihrem Beiſpiele voran: Jentel und Rebekka. Die eine war gerade eines Söhnchens geneſen; die andere lag krank vor Schrecken. Niemand war bei ihnen als ein junges ſchönes Mädchen. Als die Wallfahrer ſich näherten,

ſchlachteten die beiden Frauen das Mädchen, damit es nicht den frommen Brüdern in die Hände fiele; ſodann hüllten ſie das neugeborene Kind in Gewänder und warfen es von dem Thurme, in dem ſie gefangen waren, hinab auf die Erde; hierauf entleibten ſie ſich ſelbſt.

Welcher Heldenmuth und welche Innigkeit beſeelte die jüdiſchen Mütter und Töchter zu allen Zeiten!

Im Jahre 1146 wurde in Augsburg die Jüdin Guthilde, die den Uebertritt zum Chriſtenthum verweigerte, ertränkt, und in Speier ſchnitt man der Jüdin Mina die Ohren und die Daumen ihrer Hände ab, weil ſie ihren Glauben nicht verleugnen wollte.

Der Geiſt der Verfolgung forderte auch in Frankreich ſeine Opfer.

In Blois, wo ungefähr vierzig Juden wohnten, lebte eine vielvermögende Jüdin, ein biederes Weib, Namens Pulcelina, welche von dem Grafen Theobald, dem Grundherrn von Blois, in ebendem Maße geehrt und geliebt wie von dem Stadthauptmann gehaßt wurde. Der letztere fand bald eine günſtige Gelegenheit, an ſeiner Feindin Rache zu nehmen. Sein Stallknecht machte ihm die märchenhafte Mittheilung, daß er beim Tränken der Pferde beobachtet, wie ein Jude einen gemordeten Chriſtenknaben in die Loire geworfen habe. Auf dieſe lügenhafte Beſchuldigung hin ließ der von dem Stadthauptmann aufgeſtachelte Graf ſämmtliche Juden der Stadt in den Kerker werfen. Pulcelina allein blieb frei; ſie hegte die Hoffnung, den ihr befreundeten Grafen zu Gunſten ihrer unſchuldig leidenden Glaubensgenoſſen umzuſtimmen. Wie bald ſah ſie ſich aber hierin getäuſcht! An der Gräfin hatte ſie wegen der Zuneigung ihres Gatten zu ihr eine erbitterte Feindin; dieſelbe ſetzte es durch, daß die angeſehene Jüdin keinen Zutritt zu dem Grafen fand, und ſo wurden alle Juden von Blois zum Feuertode verurtheilt; nur das chriſtliche Bekenntniß konnte ſie retten. Sie blieben ſtandhaft im Glauben, und 31 Männer ſammt 17 Frauen ſtarben

den 26. Mai 1171 unter Absingen des Gebets, in dem die Einheit Gottes bekannt wird, im Feuer. Auch Pulcelina und eine andere angesehene Frau, Namens Hanna, erlitten den Tod.

Es verging kaum ein Jahr, daß nicht Juden und Jüdinnen unter irgendeinem Vorwande getödtet wurden.

In Erfurt erschlugen Kreuzritter den 6. December 1213 oder 1214 die gelehrte und fromme Gattin des Rabbiners Elasar aus Worms, Dolze, sammt ihren beiden Töchtern Bellette und Anna; und am 16. Juni 1221 wurden in der genannten Stadt 21 Personen ermordet, darunter die fromme Hanna und Salida; die Jungfrauen Matrona und Rahel, zwei Schwestern, stürzten sich ins Feuer.

Infolge der Beschuldigung, Christenknaben getödtet und ihnen das Blut abgezapft zu haben — eine Beschuldigung, die im Laufe der Jahrhunderte vielen Tausenden das Leben gekostet hat — wurden gegen Ende des Jahres 1235 in Fulda erschlagen: Rahel, die Gattin des Elieser ben Mordechai, ihre Mutter Zeruja mit sieben Söhnen, Mina mit ihrem Gatten Eljakim ben Samuel, Rahel mit ihrem Gatten Simson und ihren drei Kindern, Aron und seine Frau Rebekka, die edle Hanna, Bona u. a. Im ganzen wurden 32 Personen getödtet; die Hälfte derselben bestand aus Frauen und deren Kindern.

Derselben Beschuldigung fielen im Frühjahr 1283 viele Juden in der Rheingegend zum Opfer: so am 19. April in Mainz Liebheid, die Alte, Mirjam, die Blinde, Bona, die Gattin des Nathan ben Samuel, mit noch sechs Männern; und an demselben Tage, dem siebenten Tage des Passahfestes, wurden in Bacharach 26 Personen unschuldig erschlagen, darunter Sara, die Witwe des R. Joseph, Bruna mit ihrem Vater Samuel ben Benjamin Zarit, eine junge Waise, und andere.

Wir übergehen die Judenhetzen in Deutschland, welche im Jahre 1298 volle fünf Monate wütheten, an 146 Ge-

meinden und über hunderttausend unschuldige Menschen hinwegrafften — in Würzburg fand in diesem Jahre die fromme Rahel, die Gattin des dortigen Rabbiners R. Ephraim, im Tauchbade den Tod —, schweigen auch von den im Jahre 1321 durch die Hirten in Navarra und dem südlichen Frankreich in Scene gesetzten Verfolgungen, durch welche 120 jüdische Gemeinden vernichtet wurden: um diese Zeit war das Morden und Schlachten der Juden an der Tagesordnung. Unsagliches Unglück und den Tod von Hunderttausenden brachte die in den Jahren 1348—50 in ganz Europa herrschende große Epidemie, der Schwarze Tod genannt, über die Juden, welche infolge ihrer mäßigen Lebensweise von der Seuche verschont blieben, ferner die Beschuldigung der Brunnenvergiftung, ganz besonders über die Gemeinden des nördlichen Spanien, des südlichen Frankreich, der Schweiz und Piemonts, Deutschlands und Oesterreichs. Schwache Frauen wurden auf die Folter gespannt, geräbert, in die Flüsse geworfen; Mütter erwürgten ihre Säuglinge oder rannten mit ihren Kindern ins Feuer, damit man sie ihnen nicht nehme und taufe. Wer mag alle die Greuelthaten aufzählen, die man damals an den Juden verübte, wer alle die Orte nennen, wo Juden und Jüdinnen sammt ihren Kindern sich selbst den Tod gaben!

Wir wollen diesen Trauergang nicht weiter fortsetzen und nicht Scenen vorführen, von denen jedes fühlende Herz mit Grausen und Entsetzen sich abwendet.

Heldinnen.

Heldenfrauen zeigt uns jedes Jahrhundert, die neuere Geschichte so gut wie die altclassische. Frauen, welche für die Sittlichkeit, den höchsten Schmuck des Weibes, alles wagten, selbst dem Tod sich weihten, hat der jüdische Stamm, dessen Erbgut Tugend und reine Zucht ist, gar viele, aber von nur wenigen sind uns die Namen bekannt; die Geschichte ist nicht ausführlich genug, um so viele heldenmüthige Aufopferungen zu verzeichnen. Daher hier nur einzelne Beispiele.

In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts wanderten von Sura, dem Sitze einer einst blühenden, damals in Verfall gerathenen Hochschule, vier jüdische Gelehrte aus, um im Auslande Mittel zur Erhaltung ihrer Akademie zu erlangen. An der griechischen Küste geriethen sie in die Gefangenschaft des maurisch-spanischen Admirals Ibn Rumahis. Der eine dieser vier Gelehrten, R. Moses, der Begründer der später so berühmt gewordenen jüdischen Akademie in Cordova, war auf der Fahrt von seiner Frau und seinem Söhnchen begleitet. Auf dieses schöne junge Weib, dessen Name die Geschichte uns verschweigt, hatte der Admiral sein Auge geworfen; ihre Ehre war in Gefahr. Weinend lief sie zu ihrem Gatten und fragte ihn in hebräischer Sprache, ob die im Meere Ertrunkenen auch die Auferstehung

zu erwarten haben; und als er mit dem Pſalmenvers: „Es ſpricht der Herr: von Baſchan bring' ich zurück, bringe zurück aus den Tiefen des Meeres", dieſes bejahte, ſtürzte ſie ſich ins Meer und ſtarb als Heldin.

Als Andreas Doria, der Flottenadmiral des Kaiſers Karl V., im Jahre 1532 die griechiſchen Städte Koron und Patras von den Türken eroberte, wurden die Juden, welche daſelbſt wohnten, dem Raube und der Plünderung preisgegeben und mußten dieſe Städte meiden. Unter den Vertriebenen, welche in Italien eine neue Heimat ſuchten, befand ſich ein wackeres Weib, Namens Eſther, die Frau des geachteten Jakob Cohen. Sie war ſehr ſchön und den beſtändigen Nachſtellungen des Schiffskapitäns ausgeſetzt. Ihre Bitten und Beſchwörungen vermochten nicht den Kapitän von ſeinen Anſchlägen auf ihre Tugend abzubringen. Endlich ſtellte ſie ſich als ob ſie ihm folge; ſie verhüllte ihr Angeſicht und ſtürzte ſich aus dem Schiffe ins Meer, wobei ſie den Tod fand.

In dem Kriege der Koſacken unter dem grauſamen Chmielnicki, der volle zehn Jahre (1648—1658) wüthete, ganz Polen verheerte und über dreimalhunderttauſend Juden hinwegraffte, fehlte es nicht an ähnlichen Heldenthaten.

Ein ſchöne Jungfrau von höchſt achtbarer und reicher Familie aus Niemirow führte ein Koſack mit ſich fort, in der Abſicht, ſie zu ehelichen. Ehe ſie ſeine Gattin wurde, erzählte ſie ihm ſchlau, ſie habe ein Geheimmittel, welches bewirke, daß ihr keine Waffe Schaden zufügen könne. „Schenkſt du meinen Worten keinen Glauben", ſprach ſie zu ihm, „ſo verſuche es und ſchieße getroſt zu: es wird mir nichts ſchaden." Der Koſack traute ihren Verſicherungen und drückte in ſeinem Wahne das Gewehr auf ſie ab. Sie fiel und heiligte den Namen Gottes.

Ein anderes ſchönes junges Mädchen ſollte ebenfalls einem Koſacken angetraut werden. Da bat ſie ihn, die

Trauung doch in der Kirche, die jenseit der Brücke lag, vollziehen zu lassen. Er kam ihrem Wunsche nach und führte sie in Prachtgewändern unter Pauken und Trompeten zur Trauung. Als sie an die Brücke kam, stürzte sie sich in die Flut und versank.

Aehnliche Ereignisse, berichtet der zeitgenössische Chronist, wiederholten sich in solcher Menge, daß sie nicht alle aufzuzählen sind.

Und Beispiele solchen Heldenmuths finden sich auch noch in der neuesten Zeit.

Man zählte das zweite Jahre nach der Thronbesteigung des Sultans Abdul Aziz, als er eines frühen Morgens mit seinem glänzenden Stabe durch die schmuzigen Straßen des Ghetto seiner Residenz ritt. Jephta, die reizend schöne Tochter des reichen Juden Abira, lugte neugierig durch das schmale Fenster nach dem ungewohnten herrlichen Aufzuge, der sich ihr darbot. Auch sie entging den Blicken des Sultans nicht, und noch an demselben Tage wurde sie in den Harem geführt. Ihr reicher Vater, der jährlich an tausend Piaster Steuer zahlte, erhielt von dem Kammerdiener des Groß-Eunuchen zwanzig Piaster, das übliche Lösegeld, wogegen ihm die hohe Ehre ward, seine einzige Tochter in die Zahl der Harembewohnerinnen aufgenommen zu sehen. Noch waren die vier Wochen der Waschung und Salbung nicht vorüber, als Jephta mit dem seidenen Tüchlein des Sultans beglückt wurde. Die Nacht senkte ihren dichten Schleier über Stambul, Jephta sollte zu Abdul Aziz geführt werden — aber anstatt der sehnsüchtig von ihm erwarteten Umarmung fand er eine Leiche. Jephta hatte das seidene Tuch dazu benutzt, um sich zu erwürgen. Noch alljährlich wird in den türkischen Synagogen ein besonderes Gebet für sie verrichtet.

Muth und selbst Tapferkeit läßt sich den jüdischen Frauen keineswegs absprechen.

Wir schweigen von der Judith, dieser durch die Poesie und Malerei verherrlichten schönen und frommen jüdischen

Witwe, welche durch Liſt und Muth ihre von einem aſſyriſchen Heere bedrohte und hart bedrängte Vaterſtadt vom Untergang rettete, indem ſie den feindlichen Feldherrn Holofornes im Schlafe umbrachte. Dieſe Geſchichte, welche das apokryphiſche Buch Judith erzählt, iſt, wie längſt allgemein angenommen wird, unhiſtoriſch, die Erdichtung eines ſpätern paläſtinenſiſchen Juden. Immerhin iſt es charakteriſtiſch, auch hier, wie im Buch Eſther, ein jüdiſches Weib als Heldin verherrlicht zu ſehen.

Wie die norwegiſche Jeanne d'Arc, die Jungfrau Pihl, an der Spitze eines Corps in den begeiſterten Kampf gegen Bernadotte zog, ſo kämpfte in neuerer Zeit die Königin eines jüdiſchen Barbareskenſtammes, Namens Aures Damia, mit dem Beinamen Cahena, eine Jeanne d'Arc in der afrikaniſchen Wüſte, lange an der Spitze eines jüdiſchen Heeres gegen die Uebermacht der Feinde.

Favoritinnen.

Züchtigkeit und Sittſamkeit, die Grundlage aller weiblichen Reize, ſind das Ureigenthum des jüdiſchen Weibes; Beiſpiele von jüdiſchen Favoritinnen in frühern Jahrhunderten gehören daher zu den größten Seltenheiten.

Alphonſo VIII., König von Caſtilien, unterhielt ein Liebesverhältniß mit der ſchönen Rahel. Dieſe in Romanzen beſungene Jüdin, welche wegen ihrer bezaubernden Schönheit „Fermoſa", die Schöne, genannt wurde, hielt Alphonſo, den Gatten der ſchönſten Frau Spaniens, ſieben Jahre in Zauberfeſſeln; „ſo ſehr liebte ſie der König, daß er Reich und Volk vergaß". Nur die von den Granden mit Zuſtimmung der Geiſtlichkeit ausgeführte Ermordung der ſchönen Rahel vermochte das Verhältniß zu löſen: in Gegenwart des Königs wurde ſie von den Granden überfallen und ihr, ſowie den um ſie verſammelten Freunden und Glaubensgenoſſen, der Mordſtahl ins Herz geſtoßen.

Der König, ſeiner Rahel beraubt,
Stand traurig da und klagte,
Gebrochen das Herz, geſenkt das Haupt,
Der Schmerz im Innern nagte —

heißt es in einer die Ermordung der Jüdin beſingenden Romanze.

Wie Alphonso von Castilien hatte der Polenkönig Kasimir der Große neben seiner Gemahlin eine Jüdin aus Opoczno, Namens Esterka, als Geliebte. Sie war eine Schneiderstochter von seltener Schönheit und wußte die Liebe des Königs zu gewinnen und ihn zu fesseln, bis die schlaue Rokiczana um das Jahr 1365 die Jüdin verdrängte. Esterka bewohnte die königlichen Schlösser zu Krakau und Lobsow, doch die Frauen der polnischen Großen, eifersüchtig auf ihre Schönheit und ihren Einfluß, ließen keine Gelegenheit unbenützt, sie ihren Haß fühlen zu lassen. Mehr als einmal mußte sie an den Wänden des von ihr bewohnten Palastes lesen: „Hof einer Jüdin", „Königin von Jerusalem", „Schneiderstochter". Sie war die Mutter einer Tochter, welche in der Religion des Judenthums, und zweier Söhne, Pelka und Niemira, welche als Christen erzogen wurden. Von ihnen leiten viele polnische Adelsfamilien ihre Abstammung ab; die Niemir, Niemicysz, Niemiewski, Lubicuski betrachten Esterka als ihre Stammmutter. Sie überlebte den Geliebten. In einer Judenverfolgung unter Kasimir's Nachfolger soll sie ihren Tod und in dem Garten des Schlosses von Lobsow ihre Ruhestätte gefunden haben.

Georg Moschtin, ein polnischer Edelmann von einflußreicher Stellung, der zur Zeit Kasimir's IV. lebte, heirathete eine Jüdin, Namens Magdalena, und ließ die aus dieser Ehe entsprossene Tochter in der Religion der Mutter erziehen.

Auch die Geschichte der Bulgaren nennt ein „bezaubernd schönes Judenmädchen", welches, vom Czar Alexander heimgeführt, als „neuerleuchtete Czarin" den Namen Theodora erhielt.

Spanische und portugiesische Flüchtlinge.

Spanien, wo die Juden mehr als sieben Jahrhunderte, wenn auch unter Wechselfällen, doch meist glücklich, glücklicher als in irgendeinem Lande gelebt, Poesie und Wissenschaft gepflegt, Ansehen und Ehre erlangt und durch ihren Geist und Fleiß die Blüte der Halbinsel wesentlich gefördert haben, dieses herrliche Land mußten die Juden auf Befehl der katholischen Isabella, in deren Adern, der Behauptung der Chronisten gemäß, jüdisches Blut rann, am 2. August 1492 verlassen. Spanien vertrieb mit den Juden eine edle, reiche und gebildete Bevölkerung, an 600000 Personen. Sechs Jahre später traf die Juden in Portugal das gleiche Schicksal der Vertreibung.

Wir wollen nicht die tiefe Trauer schildern, mit welcher die Armen von Haus und Hof, von ihrem geliebten Vaterlande schieden, in dem sie der Theuern so viele zurückließen; wollen nicht an den Seelenkampf erinnern, welchen die Mütter ertrugen, als der portugiesische König Don Manuel ihnen die Kinder entreißen, in die Kirchen zur Taufe schleppen und sie dann wildfremden Menschen zur christlichen Erziehung übergeben ließ; wollen nicht der Grausamkeiten gedenken, welche die Vertriebenen zu erfahren, der Drangsale, welche sie zu erleiden hatten.

Ein Theil der Verjagten, und zwar der gebildetſte, ſuchte Zuflucht in Italien. Dort trafen ſie eine mit Bildung und Wiſſen ausgeſtattete, gleich ihnen das Gute und Edle anſtrebende Bevölkerung. Unter dieſen Flüchtlingen befanden ſich auch Frauen, welche theils durch ihre Glaubensſtärke, theils durch ihre hervorragende Bildung und männliche Thatkraft ſich auszeichneten. Wir wollen das Andenken einiger von ihnen auffriſchen.

Als der ſiebzigjährige Don Joſeph Ibn Jachia, ein an dem Hofe des finſtern Don Joaõ II. gern geſehener und einflußreicher Mann, die Taufe zu empfangen ſich ſträubte und mit ſeinen Söhnen aus Portugal floh, eilte Dina, die dreiundzwanzigjährige anmuthige Gattin ſeines älteſten Sohnes David, als Mann verkleidet, ihm nach. Sie verbarg ſich im Hintertheile des Schiffs und wurde erſt entdeckt, als die Flüchtlinge fern von Spanien landeten. Trotz ihrer Schwangerſchaft enthielt ſie ſich während der mehrmonatlichen Seefahrt jeder verbotenen Fleiſchſpeiſe. Um den franzöſiſchen Banden und der Zudringlichkeit der taufluſtigen Geiſtlichen ſich zu entziehen, ſtürzte ſie ſich in Piſa von einem zwanzig Ellen hohen Thurm herab, blieb aber wie durch ein Wunder unverſehrt und genas in Florenz, wo die Flüchtlinge ſich niederließen, eines Sohnes, der, nach ſeinem Großvater Joſeph genannt, in der jüdiſchen Literatur einen ehrenvollen Platz einnimmt.

Dieſe glaubensſtarke, heldenmüthige Frau finden wir ſpäter in Neapel, wohin ihr Gatte, David Ibn Jachia, von dem reichen und hochgebildeten D. Samuel Abravanel, dem jüngſten Sohne des philoſophiſchen Staatsmanns D. Iſaak Abravanel, als Rabbiner berufen wurde. Hier fand ſie eine würdige Genoſſin in der Gattin des genannten D. Samuel Abravanel: D. Bienvenida Abravanela, eine der edelſten Frauengeſtalten, die als ein Muſter der Wohlthätigkeit, der tiefen Religioſität, der Klugheit und der Anmuth von den Zeitgenoſſen geprieſen wird. Don Pedro, Vicekönig von

Neapel, dem D. Samuel im Finanzfache diente, ließ seine Tochter Leonora mit Bienvenida vertraulich verkehren und von ihr unterrichten. Leonora, die spätere Gemahlin des Cosmos von Medicis und Großherzogin von Toscana, hielt sich gern zu ihrer jüdischen Freundin; sie verehrte sie wie eine Mutter und redete sie auch wol mit diesem Ehrennamen an.

Bei allen Ehren, die Bienvenida am königlichen Hofe genoß, blieb sie stets bescheiden; sie lebte unter ihren Glaubensgenossen, an deren Leid und Freud sie innigen Antheil nahm. Als der bigote Kaiser Karl V., den frommen neapolitanischen Patriciern nachgebend, die Juden aus Neapel vertreiben wollte, trat Bienvenida, begleitet und unterstützt von ihrer königlichen Freundin, der Großherzogin Leonora, und andern neapolitanischen Prinzessinnen, vor den Kaiser und bat ihn so flehentlich um Schonung für ihre Stammesgenossen, daß er ihren Bitten nicht widerstehen konnte und das Verbannungsedict zurückzunehmen versprach. Kaum fünf Jahre später erließ jedoch Karl V. den Befehl, daß jeder Jude und jede Jüdin das Schand- und Erkennungszeichen tragen oder Neapel verlassen müsse: da mied auch Bienvenida mit ihrem Gatten die ihr so lieb gewordene Stadt und siedelte sich in Ferrara an. Ihr Haus war der Sammelplatz jüdischer und christlicher Gelehrten, sie war eine Beschützerin der Wissenschaft, und nahm sich der Armen und Waisen liebevoll an. Im Jahre 1554 folgte sie ihrem drei Jahr früher verschiedenen Gatten in die Ewigkeit.

Weniger bekannt als Bienvenida sind zwei Polinnen, welche mit ihr zu gleicher Zeit lebten und gleich ihr zu einer italienischen Prinzessin in näherer Beziehung standen: es sind dies Chawa und Esther Fischel, erstere die Mutter, letztere die Gattin des Arztes Moses Fischel in Krakau. Sie waren die Gesellschafterinnen der Prinzessin Bona Sforza von Mailand, welche König Sigismund I. von Polen nach dem Tode seiner ersten Gemahlin im Jahre 1516 als Königin

heimführte. Näheres erfahren wir über die beiden Fiſchel nicht; ihrem Einfluß war es wol zumeiſt zu verdanken, daß die Juden in Polen vor Verfolgung geſchützt blieben, während auf der Pyrenäiſchen Halbinſel und in Italien die Flammen der Inquiſition unaufhörlich loderten.

Donna Gracia Naſi.

Eine hehre Erſcheinung, welche am Horizonte der portugieſiſchen Juden glänzte und wegen ihrer Seelengröße, ihrer Charakterfeſtigkeit, ihrer unbegrenzten Wohlthätigkeit und ihres unermeßlichen Reichthums wie eine Fürſtin verehrt und bewundert wurde, war Donna Gracia Naſi oder Mendeſia, die Eſther ihrer Zeit.

Es war in der That eine Frau, wie ſie nur ſelten gefunden wird.

In Portugal gegen 1510 geboren und als geheime Jüdin Beatrice de Luna genannt, wurde ſie an einen Leidensgenoſſen, Francisco Mendes-Naſi, den Inhaber eines renommirten Bankgeſchäfts zu Liſſabon, verheirathet. Nicht älter als 25 Jahre, ſtarb ihr 1535 der Gatte, und ſie blieb mit einer einzigen Tochter, Namens Reyna, als Witwe zurück. Die Einführung der Inquiſition in Portugal war ſchon damals ſo gut wie beſchloſſen, und obgleich ihre fluchwürdige Thätigkeit durch die eifrigen Bemühungen der geheimen Juden und die enormen Summen, womit ſie die maßgebenden Perſönlichkeiten in Rom für ſich zu gewinnen ſuchten, noch einige Jahre hintangehalten wurde, hielt ſich Gracia in Liſſabon um ſo weniger für ſicher, als durch die Filiale ihres Bankhauſes in Antwerpen die Gelder und

Correſpondenzen an die Vertreter der geheimen Juden in Rom vermittelt wurden und ſie ſelbſt durch namhafte Summen die Einführung des Glaubensgerichts hintertreiben half. Sie ſuchte daher bei zeiten ihr Leben und Vermögen in Sicherheit zu bringen und flüchtete ſich 1536 mit ihrer jüngern Schweſter und ihren zwei Neffen Joaõ Miquez und Auguſtin Enriquez nach Antwerpen, wo ihr Schwager Diogo Mendes ſeit mehrern Jahren einem Bankhauſe, der erwähnten Filiale ihres liſſaboner Hauſes, vorſtand. In der flandriſchen Hauptſtadt, wo es viele geheime Juden gab, wußte ſich Gracia durch ihren Geiſt und ihre Bildung ſowie durch ihr bedeutendes Vermögen bald Eingang in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft zu verſchaffen; nichtsdeſtoweniger fühlte ſie ſich nicht glücklich. Sie mußte hier ſo gut wie in Liſſabon ihren väterlichen Glauben verleugnen, die Kirche beſuchen und Ceremonien beobachten, die ihr bei ihrer Liebe zum Judenthum in der Seele zuwider waren. Sie konnte die ihr, wie allen Neuchriſten, auferlegte Heuchelei nicht ertragen und ſehnte ſich nach einem Wohnſitz, wo ſie aus ihrem Bekenntniſſe kein Geheimniß zu machen brauchte. Beſtändig drang ſie in ihren Schwager Diogo, der ſich inzwiſchen mit ihrer jüngern Schweſter verheirathet hatte, mit ihr wohin immer zu ziehen, nur das katholiſche Flandern zu verlaſſen. Diogo war geneigt, ihrem Wunſche zu entſprechen; ſchon waren die Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen: da wurde er in der Blüte des Lebens den Seinigen durch den Tod entriſſen. Ein harter Schlag für Gracia! An eine Auswanderung war nun vorläufig nicht zu denken. Tage voller Sorgen und Bekümmerniß brachen für die edle Frau an. Sie war von ihrem Schwager mit der Leitung des weitverzweigten Bankgeſchäfts und, da er zu ihrer Klugheit und Redlichkeit ein unbegrenztes, ja weit größeres Vertrauen als zu ſeiner eigenen Frau hatte, auch mit der Vormundſchaft über ſein einziges Töchterchen, das ebenfalls Gracia hieß, teſtamentariſch betraut; für eine Frau keine leichte Aufgabe.

Es dauerte nicht lange, so zog sich ein schreckliches Ungewitter über ihr zusammen: der habgierige und geldbedürftige Kaiser Karl V., der auf das Vermögen des Hauses Mendes längst ein Auge geworfen hatte, erhob gegen ihren verstorbenen Schwager die Klage, daß er ein Maranne, ein geheimer Jude gewesen sei und somit nach dem Gesetze sein ganzes Vermögen dem Fiscus anheimfalle; er ließ auch alsbald die Güter des Bankhauses mit Beschlag belegen und die Geschäftsbücher versiegeln. Zum Glück für Gracia standen ihr ihre Neffen rathend zur Seite, und dem einen derselben, Joaõ Miquez, der bei Maria, der Schwester des Kaisers, der ehemaligen Königin von Ungarn und damaligen Statthalterin Flanderns, beliebt war, gelang es durch bedeutende Geldopfer, die drohende Gefahr abzuwenden. Um den Kaiser zu beschwichtigen, streckte ihm das Haus Mendes eine große Summe als unverzinsliches Darlehen auf zwei Jahre vor. Als nach Verlauf von zwei Jahren dasselbe zurückgezahlt war, vermochte nichts, Gracia ferner in Antwerpen zu halten; sie begab sich mit ihrer Tochter und den übrigen Verwandten, die sie bei sich hatte, nach Italien, nach Venedig (1549). Kaum aber war sie abgereist, so ließ der Kaiser neuerdings auf ihre sämmtlichen Güter, soweit sie sich in seinen Staaten befanden, Beschlag legen, um sie für den Fiscus einzuziehen, indem er jetzt Gracia, oder wie sie noch immer sich nannte, Beatrice de Luna, des Judaisirens anklagte, und wiederum sah sie sich genöthigt, durch große Summen die Ausführung der kaiserlichen Befehle zu hintertreiben.

Gracia's Hoffnung, in Venedig frei aufathmen und den so schmerzlich vermißten Seelenfrieden endlich gewinnen zu können, sollte noch nicht erfüllt werden. Schwierigkeiten der widerwärtigsten Art wurden ihr bereitet, dieses mal durch die eigene Schwester. Ob die junge Witwe des Diogo Mendes eine neue Ehe eingehen wollte, oder ob sie durch falsche Freunde und schlechte Rathgeber aufgestachelt wurde, genug, sie wollte sich von der sie beschränkenden Bevormun-

dung der Schweſter freimachen und verlangte die Herausgabe des ihr und ihrem Kinde zufallenden Vermögens. Gewiſſenhaft wie ſie war, durfte Gracia hierauf nicht eingehen. Da that die Schweſter, deren Namen wir nirgends erfahren, in ihrer Unbeſonnenheit einen Schritt, der für die ganze Familie höchſt verhängnißvoll hätte werden können: ſie denuncirte den venetianiſchen Behörden, daß ihre Schweſter Beatrice eine geheime Jüdin ſei und die Abſicht habe, nach der Türkei auszuwandern, um dort offen das Judenthum zu bekennen; ſie und ihre Tochter hingegen wollten in Venedig und im Chriſtenthum verbleiben; die venetianiſchen Behörden möchten daher ſie zur Vormünderin ihres Kindes einſetzen und ihr zu ihrem in den Händen ihrer Schweſter befindlichen Vermögen verhelfen. Die Signoria ſtand nicht an, die Angelegenheit zu unterſuchen und ſich zu Nutze zu machen; ſie nahm einſtweilen das Vermögen der Mendes in Beſchlag und Gracia, um ihre Flucht aus Venedig zu verhindern, in Gewahrſam. Die Rachſucht der gewiſſenloſen Schweſter kannte keine Grenzen: ſie ſchickte einen Boten nach Frankreich, um auch dort die dem Hauſe Mendes gehörenden Güter mit Beſchlag belegen zu laſſen, und betraute mit dieſem Auftrage einen Erzfeind und Verleumder der Juden. Dieſer, mit dem Reiſegelde, das ihm die Schweſter gegeben hatte, nicht zufrieden, ging in ſeinem Eifer noch weiter, als ſie beabſichtigte: er denuncirte den franzöſiſchen Behörden die beiden Schweſtern und deren Töchter als geheime Jüdinnen, infolge deſſen König Heinrich II., der dem Hauſe Mendes ebenfalls verſchuldet war, ſich der Zahlung überhoben hielt und das in Frankreich befindliche Vermögen des Hauſes confiscirte.

Inzwiſchen blieben die Neffen Gracia's, beſonders der unternehmende Joaõ Miquez, nicht unthätig, ihre Verwandte zu befreien und das Vermögen zu retten. Sie riefen die Vermittelung des damals allmächtigen Sultans Soleiman an und ſtellten ihm vor, daß eine Witwe dem türkiſchen

Reiche große Schätze zuführen wolle, durch die Republik Venedig aber daran gehindert werde. Auch Moses Hamon, der dem Sultan als Leibarzt sehr nahe stand und von diesem mehr geschätzt wurde als irgendein Mann seines Glaubens, wußten sie zu gewinnen, und das um so leichter, als Hamon die Hoffnung nährte, die reiche Erbin der Gracia würde seinem Sohne die Hand bieten. Was immer die Beweggründe des Sultans und seines Arztes gewesen sein mögen, genug, ein Tschausch (ein türkischer Staatsbote) wurde schleunigst nach Venedig geschickt mit dem sehr gemessenen Befehl an die Signoria, der gefangenen Marranin nebst ihrem Begleiter und ihrem Vermögen freien Abzug nach der Türkei zu gewähren. Diese türkische Intervention war sowol der venetianischen Republik wie dem französischen Hofe höchst unangenehm; ohne es zu wollen, trug Gracia dazu bei, eins der größten Ereignisse der neuern Geschichte hervorzurufen: sie wurde die Veranlassung des Krieges zwischen Venedig und der Pforte.

Trotz des energischen Einschreitens Soleiman's zogen sich indeß die Verhandlungen gegen zwei Jahre hin. Inzwischen siedelte die aus dem Gewahrsam entlassene Gracia 1550 nach Ferrara über, wo sie bei dem toleranten Herzog Ercole d'Este Schutz fand und nunmehr auch offen zum Judenthum übertrat. Nachdem sie sich mit ihrer Schwester, welche ihr später nach Ferrara gefolgt war und deren Tochter, die junge schöne Gracia, sich mit ihrem Vetter Samuel Nasi verheirathete, wieder ausgesöhnt, brachte sie den lange gehegten Plan, nach Konstantinopel überzusiedeln, endlich zur Ausführung.

Sowol in der türkischen Hauptstadt wie früher in Ferrara gab Donna Gracia (Hanna) Nasi mannichfache Beweise ihrer aufrichtigen Religiosität, ihres tiefen Mitgefühls für ihre Glaubensbrüder, ihres edeln großen Herzens. Der Dichter Samuel Usque in Ferrara, der ihr sein in portugiesischer Sprache geschriebenes Werk „Trost über die Leiden Israels" widmete, preist sie als „das Herz ihres Volkes"; und Abra-

ham Usque, der Bruder des genannten Dichters, dedicirte ihr die von ihm herausgegebene berühmte ſpaniſche Bibel als „der Perſönlichkeit, deren Verdienſte unter denen ihrer Glaubensgenoſſen ſtets den höchſten Platz einnehmen". „Wollte man von den edeln Thaten und ſeltenen Tugenden der Donna Gracia erzählen, ſo müßte man ganze Bücher voll ſchreiben", ſagt Immanuel Aboab. In Konſtantinopel legte ſie Bet- und Lehrhäuſer an, ſetzte Gelehrten Jahresgehalte aus und förderte die Wiſſenſchaft in ſeltener Weiſe. Und was that ſie nicht alles für die in ihrer Heimat Verfolgten! „Sie hat im Anfang der Auswanderung der Marranen" — es ſind das Samuel Usque's eigene Worte — „unſern dürftigen Söhnen, welche ihres geringen Vermögens wegen nicht den Muth hatten, dem Feuer zu entfliehen und einen ſo weiten Weg anzutreten, Kraft und Hoffnung gegeben. Sie unterſtützte diejenigen mit freigebiger Hand, welche bereits ausgewandert, in Flandern und in andern Ländern durch Armuth niedergebeugt, von der Seefahrt geſchwächt und in Gefahr waren, nicht weiter zu kommen, und ſtärkte ſie in ihrer Dürftigkeit. Sie verlieh ihnen Schutz in der Rauheit der wilden Alpen Deutſchlands, in dem äußerſten Elend der Mühſale und Misgeſchicke, die ſie betroffen. Mit ihrer reinen Hand und ihrem himmliſchen Willen hat ſie die meiſten der Marranen aus der Tiefe unendlicher Mühſal, aus Armuth und Sünden befreit, ſie in ſichere Gegenden geleitet und ſie unter den Gehorſam der Vorſchriften ihres alten Gottes geſammelt."

Mit welch inniger Liebe Gracia ihren Glaubensgenoſſen anhing, und mit welchem Eifer ſie für ihr Heil und ihren Schutz wirkte, zeigte ſie zur Zeit als die Juden im Kirchenſtaat und in einigen italieniſchen Fürſtenthümern verfolgt wurden. Der fanatiſche Papſt Paul IV. ließ ſämmtliche portugieſiſche Flüchtlinge, welche in der blühenden Handelsſtadt Ancona eine Zufluchtsſtätte gefunden hatten, plötzlich aufgreifen, einkerkern und viele derſelben — darunter eine greiſe

Frau, Donna Majora — im Mai 1556 öffentlich verbrennen; diejenigen welche durch die Flucht dem Feuertode entgingen, ließen sich in Pesaro unter dem Schutze des gewinnsüchtigen Herzogs von Urbino nieder. Gegen solche päpstliche Gewaltthaten suchte Gracia in Verbindung mit ihrm Schwiegersohn einerseits Hülfe bei dem Sultan, der auch einen eigenhändigen Drohbrief an den Papst zu Gunsten der Juden richtete, andererseits bestrebte sie sich, Rache an dem grausamen Paul zu nehmen, indem sie von ihrem Rabbiner einen Bann über diejenigen aussprechen ließ, welche noch fernerhin nach Ancona Geschäfte machen würden.

Gracia wurde von allen verehrt und geliebt, nur mit ihren Verwandten konnte sie nicht in Frieden leben. Ihr unredlicher Neffe Augustin Enriquez, der in Ferrara wohnte, wollte ihr die ihm geliehene Summe von 35000 Gulden nicht zurückzahlen, sodaß es zu einem Proceß mit ihm kam. Auch die alten Mishelligkeiten zwischen ihr und ihrer jüngern Schwester, welche, da ihres Bleibens in Italien nicht mehr war, ihr nach Konstantinopel folgte, brachen wieder aus: immer zeigte sich dabei Gracia's edler Charakter und ihre tiefe Religiosität.

Mit dem Rufe einer hochherzigen Wohlthäterin ihres Volkes verschied sie im Jahre 1569, innig betrauert von ihren Glaubensgenossen in Italien und dem Orient.

Donna Reyna Naſi, Herzogin von Naxos.

Gegen Gracia trat ihre Tochter Reyna, geboren 1532, trotz der hohen Stellung, welche ſie einnahm, in den Hintergrund.

Dieſe reiche ſchöne Erbin, um deren Hand ſich viele Freier, Grafen und Marquis, vergebens beworben hatten, heirathete nach einer kummervoll verlebten Jugend ihren Vetter, den bereits öfter genannten Joaõ Miquez. Wahrſcheinlich hatten ſich die Herzen in den Drangſalen, welche die Familie Mendes betrafen, ſchon früh gefunden; die junge Reyna mochte als zärtliche Tochter ſchon lange auf den treuen Freund der Mutter als auf die feſte Stütze des Hauſes geblickt und die Liebe des ſchönen Mannes mit dem gefälligen einnehmenden Weſen erwidert haben. Es iſt daher ſehr zu bezweifeln, daß die Mutter die Verbindung ihrer einzigen Tochter mit dem Manne, der ihr volles Vertrauen beſaß, nicht zugeben wollte und daß Joaõ ſeine Geliebte überredet hätte, mit ihm zu fliehen. An die eheliche Verbindung knüpften Mutter und Tochter die Bedingung, daß Joaõ förmlich zum Judenthum ſich bekenne; und nachdem er dieſe Bedingung erfüllt, wurde der Ehebund zwiſchen Reyna Naſi und Joaõ Miquez oder Joſeph Naſi, wie er als Jude ſich nannte, im Jahre 1554 in Konſtantinopel geſchloſſen.

Joseph, ein vom Glück begünstigter talentvoller Mann, wußte sich am türkischen Hofe eine hohe Stellung zu verschaffen. Sultan Soleiman schenkte ihm die Stadt Tiberias, welche er mit Juden bevölkerte, und sein Freund Selim erhob ihn zum Herzog von Naxos und den übrigen Cykladischen Inseln. Unter Selim's Nachfolger erlosch sein Glanz, wiewol er in seiner Würde und seinen Aemtern verblieb. Mit Eifer widmete er sich stets dem Wohle seiner Glaubensbrüder, das er in jeder Weise gern förderte.

Nach dem am 2. August 1579 erfolgten und von seinen Glaubensgenossen betrauerten Hinscheiden des Herzogs von Naxos erwirkte sein Feind Mohammed Sokolli, daß der geizige Sultan Murad sein Vermögen mit Beschlag belegen ließ, sodaß die Witwe Donna Reyna ihre eingebrachte Mitgift von 90000 Dukaten nur mit Mühe zurück erhielt. Gleich ihrer Mutter verwendete die kinderlose Herzogin ihr Vermögen zur Förderung der jüdischen Wissenschaft. In ihrem Palast in Belvedere bei Konstantinopel, und später in Kuru-Tscheschne, einem großen Dorfe in der Nähe der türkischen Hauptstadt, legte sie 1593 eine hebräische Druckerei an, aus der mehrere biblische, exegetische, rabbinische und andere, heute meist seltene Schriften hervorgegangen sind, die aber bald nach dem Tode der Gründerin ihre Thätigkeit wieder einstellte (1598).

Die Jüdinnen des Harems.

Unter den Sultanen Murad III. und Mohammed IV. nahmen nicht allein mehrere Juden, wie Salomon Aſchkenaſi, der mit den wichtigſten diplomatiſchen Angelegenheiten betraut wurde, einflußreiche Stellungen im türkiſchen Reiche ein, ſondern auch jüdiſche Frauen gelangten als Schaffnerinnen des Harems zu Anſehen und Bedeutung. Unter dieſen zeichnete ſich vor allen die kluge und gewandte Eſther Chiera, die Witwe des geachteten Elia Chandali, aus. Sie verſah den Harem mit Waaren und Putz, wurde alsbald die Vertraute der Sultanin Baffa, der Lieblingsgemahlin Murad's, und gewann nach dem Tode der Walide einen mächtigen Einfluß auf den Sultan. Alle Vornehmen des Reichs bückten ſich vor ihr. Wer bei der Pforte etwas durchſetzen wollte, mußte zuvor die „Jüdin Chirazza", wie ſie in Geſandtſchaftsberichten genannt wird, zu gewinnen ſuchen. Die wichtigſten Briefe, welche an die Sultanin gerichtet waren, gingen durch ihre Hand. Sie übernahm die Vermittelung zwiſchen der Sultanin-Mutter und dem venetianiſchen Geſandten, als im Jahre 1585 Katharina von Medicis einen eigenhändigen Brief an ſie ſchrieb, und dafür daß die venetianiſche Republik ihr eine Lotterie bewilligte, wurden ſieben Fermane zu Gunſten des venetianiſchen Handels auf Cypern erlaſſen.

Sie gab und nahm Aemter und verstand es, ihren Einfluß zu ihrem Nutzen auszubeuten. Ihren Stammgenossen war sie stets in Liebe zugethan. Arme und Leidende, die selbst aus fernen Gegenden sich an sie wandten, wurden von ihr in der liebevollsten Weise unterstützt, arme Mädchen auf ihre Kosten ausgestattet, kenntnißreiche Männer an ihrem Tische gespeist. Auch der jüdischen Wissenschaft schenkte sie fördernde Theilnahme. Der spanische Arzt Samuel Schulam, der in Konstantinopel lebte und unerschöpflich in ihrem Lobe ist, gab auf ihre Kosten die jüdische Chronik des ehemaligen Professors der Mathematik und Astronomie an der Universität Salamanca, Abraham Zacuto, mit Zusätzen bereichert heraus (1566).

Trotz der Neider, die auch ihr nicht fehlten, wußte sich Esther Chiera über drei Jahrzehnte in ihrer einflußreichen Stellung zu behaupten. Sie fiel als ein Opfer der Geldgier. Unklugerweise hatte sie sich in die Ernennung der Reiteroberſten gemischt. „Einst kam", so erzählt der jüdische Chronist, „zu ihr ein angesehener Fürst, einen Beutel in der Hand, welcher eine große Summe Geldes enthielt, und sprach: «Nimm dieses Geld unter der Bedingung, daß du mir vom Sultan diesen oder jenen Posten verschaffst.» Sie nahm das Geld aus seiner Hand und erwiderte ihm: «Es soll geschehen wie du gesprochen, Fürst! Du kannst dich auf mich verlassen.» Als dies ein anderer Fürst hörte, dachte er: Ich will ihr das Doppelte von dem anbieten, was jener ihr gegeben hat, unter der Bedingung, daß sie mir den für jenen bestimmten Posten verschaffe. Sie ließ sich gewinnen, dem letztern, der ihr ein größeres Geschenk als der frühere gemacht hatte, ihre Dienste zuzuwenden." Es entstand eine Meuterei. Im vollen Aufstande forderten die Sipahis, die stolzeste Soldatenklasse, ihren Kopf. Der Großvezier, befürchtend, wenn er ihnen den Kopf der Jüdin verweigerte, könne dies ihm und der Walide das Leben kosten, ließ sie mit ihren Söhnen in seinen Palast kommen. Auf der Treppe

fielen die Sipahis über ihr Opfer her, zerfleischten die Mutter und drei ihrer Söhne und hingen ihre Gliedmaßen an den Thüren der Großen auf, welche durch Vermittelung der Chiera ihre Stellen erlangt hatten. Nur einer ihrer Söhne rettete sein Leben, weil er sich zum Islam bekannte. Nach ihrer Ermordung (30. März 1600) wurde ihr Vermögen, das fünf Millionen Asper, gegen hunderttausend Dukaten betrug, für den Staatsschatz confiscirt.

Zu gleicher Zeit mit Esther Chiera lebte als Favoritin der Sultanin-Mutter die portugiesische Jüdin Esperanza Malchi, über deren Lebensverhältnisse wir nichts Näheres erfahren. Als die Sultanin-Mutter der Königin Elisabeth von England verschiedene Schmuckgegenstände zum Geschenk machte, begleitete Esperanza die Sendung mit einem in alterthümlichem und hispanisirendem Italienisch geschriebenen Briefe, den wir als charakteristisch hier folgen lassen:

An die erlauchte Königin von England, Schottland und Irland.

Wie die Sonne mit ihren Strahlen auf die Erde leuchtet, so breiten sich die Tugend und Größe Ew. Majestät über das ganze Universum aus, so sehr, daß selbst die, welche von verschiedenen Nationen und Gesetzen sind, Ew. Majestät zu dienen wünschen. Dies sage ich für mich, da ich, obwol Hebräerin von Gesetz und von anderer Nation als Ew. Majestät, doch seit der ersten Stunde, daß es dem Herrn Gott gefiel, unserer erlauchtesten Königin-Mutter in das Herz zu legen, sich meiner zu bedienen, immer begierig war, es möchte mir die Gelegenheit gegeben werden, Ew. Majestät diesen meinen Willen darzuthun; außerdem daß Ew. Majestät diesen durchlauchtesten Botschafter in diesem Reiche mit einem Geschenk an diese erlauchteste Königin, meine Herrin, gesandt hat. Als sie sich meiner bedienen wollte, fand sie mich bereit. Und da nun bei der Abreise jenes durchlauchten Botschafters die erlauchteste Königin Ew. Majestät die Liebe

beweiſen wollte, die ſie für Sie hat, ſo ſchickt ſie Ew. Majeſtät mit dieſem durchlauchten Botſchafter ein Kleid, und einen Gürtel, und zwei in Gold gewirkte Tücher, und drei in Seide gewirkte nach der Mode dieſes Reichs, und ein Halsband von Perlen und Rubinen; dies alles ſchickt die erlauchteſte Königin dem durchlauchteſten Herrn Botſchafter durch die Hand des Herrn Boſtanggi Baſchi, und durch meine Hand hat ſie dem durchlauchten Herrn Botſchafter eine Krone von Diamanten, von den koſtbarſten, Ihrer Erlaucht ſelbſt übermittelt, welche, wie ſie ſagt, es Ew. Majeſtät gefallen möge, ihr zu Liebe zu tragen und von dem Empfange Anzeige zu machen. Und da Ew. Majeſtät eine Dame ohne falſchen Stolz iſt, ſo möchte ich an Sie das Anliegen richten, daß, da es in Ihrem Reiche feine deſtillirte Waſſer von jeder Art für das Geſicht und duftende Oele für die Hände gibt, es Ew. Majeſtät gefallen möge, ſolche durch meine Hand für dieſe erlauchteſte Königin zu ſchicken, durch meine Hand, weil, da es Dinge für Damen ſind, ſie nicht wünſcht, daß dieſelbe durch andere Hand gehen. Ebenſo, wenn ſich in Ew. Majeſtät Reiche Stoffe von Seide oder Wolle, außerordentliche und für eine ſo große Königin, wie ſie iſt, paſſende Gegenſtände finden, Ew. Majeſtät ihr dieſelben ſenden möchten, weil ihr dies lieber ſein würde als alle Koſtbarkeiten, die Ew. Majeſtät ihr ſenden könnten. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen, als den Herrn Gott zu bitten, daß er Ihnen Sieg über alle Ihre Feinde verleihe und Ew. Majeſtät ſtets glücklich und geſegnet ſei. Amen.

Konſtantinopel, 16. November 1599.

Ew. Majeſtät
ergebenſte
Esperanza Malchi.

Die Jüdinnen waren im Harem und am türkiſchen Hofe wohl gelitten, und die jüdiſchen Weiber, ſo halbe Doctorinnen waren, hatten, wie Stephan Gerlach in ſeinem „Türkiſchen

Tagebuch" versichert, „bei den Sultaninnen täglichen Zutritt und erhielten viel von ihnen". Durch ihre medicinische Kunst gelangte zu Ansehen und Vermögen die Witwe des früher genannten, im Jahre 1602 verstorbenen Arztes und Staatsmanns Salomon Aschkenasi. Sie war so glücklich, den jungen Sultan Achmed I. von den Blattern zu heilen, die kurz nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 1603 sein Leben bedrohten. Sie pflegte und bediente ihn bis zu seiner völligen Genesung, und der junge Sultan zeigte sich ihr für alle die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, sehr dankbar; er gab ihr reiche Geschenke, und auch von allen Fürsten wurde sie beschenkt.

Märtyrerinnen der Inquisition.

Die Inquisition, dieses Schrecken und Entsetzen verbreitende Glaubenstribunal, vor dessen Ruf ganz Europa erzitterte, wüthete fast dreihundert Jahre. Da gab es in Spanien und Portugal keine Stadt, in der nicht alljährlich wenigstens einmal zum Ergötzen der frommen Bevölkerung ein Auto de Fé abgehalten und Menschen ihres Glaubens wegen verbrannt wurden.

Die von der Inquisition am meisten gesuchten Opfer waren Juden und ganz besonders schutzlose Frauen und Witwen. Die Tausende, welche zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilt wurden, beneideten diejenigen, welche, oft in der Blüte der Jahre, zum Scheiterhaufen geführt und so von aller Pein und Tortur mit einem mal befreit worden waren.

Wir wollen der Opfer nur wenige nennen.

In Lissabon bestieg im August 1603 zugleich mit dem Franciscaner Diego de la Assencion, welcher aus seiner Liebe zum Judenthum kein Hehl machte, die heldenmüthig für ihren Glauben sich opfernde Thamar Barrocas den Scheiterhaufen.

Bei dem zur Feier der Niederkunft der Elisabeth von

Bourbon den 4. Juli 1632 in Madrid abgehaltenen Auto de Fé wurde die sechzigjährige Beatriz Nuñez mit verschiedenen andern Frauen, darunter auch die Isabel Nuñez Alvarez, Eigenthümerin einer von den geheimen Juden Madrids häufig besuchten Synagoge, öffentlich verbrannt.

Eins der größten und glänzendsten Autos de Fé war das, welches der jungen Gemahlin Karl's II., Maria Louise von Bourbon, zu Ehren in Madrid 30. Juni 1680 veranstaltet wurde. Unter dem Jubel und Freudengeschrei der wilden Menge bestiegen mit einer allgemeine Bewunderung erregenden Entschlossenheit sechs Frauen den Scheiterhaufen. Francisca Nogueira, ein junges Mädchen, welches das siebzehnte Lebensjahr noch nicht überschritten hatte, faßte in der letzten Stunde Muth und wagte es, die jugendliche Königin, in deren unmittelbarer Nähe sie stand, um Gnade anzuflehen. Maria Louise wandte der wunderbaren Schönheit einen mitleidigen Blick zu, ihr Auge füllte sich mit Thränen, die sie aber schnell trocknete, denn der König durfte nicht merken, daß seine Gemahlin noch Herz und Gefühl für Ketzer habe, und Francisca Nogueira wurde zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Ihre Schwester Blanca, ein schönes, schlankgewachsenes funfzehnjähriges Mädchen mit großen schwarzen Augen, folgte ihr vier Monate später in den Kerker.

Den 6. Mai 1691 bestiegen in Palma, der Hauptstadt der Insel Mallorca, mit zweiundzwanzig andern als hartnäckige Juden Verurtheilten die Geschwister Raphael Benito und Catalina Terongi den Scheiterhaufen. Als Catalina von den Flammen ergriffen wurde, schrie sie markerschütternd auf und bat jämmerlich, man möge sie doch dem Feuer entziehen, aber Jesus könne sie nicht als Gott anerkennen.

Wegen ihres Verharrens im Judenthum wurden die fünfundneunzigjährige Maria Carillo den 18. Mai 1721 in Sevilla und die fünfundsiebzigjährige Witwe Maria de Ribera den 15. März 1722 in Toledo verbrannt. Die

ſiebzigjährige Maria Gomez Chaves ſtarb den 30. November 1724 in Murcia den Märtyrertod.

Wir könnten noch viele Märtyrerinnen nennen — doch vorüber!

Erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts ſtellte die Inquiſition ihre fluchwürdige Thätigkeit ein.

Maria Nuñes Pereyra.

Unter den Schrecken der Inquiſition raffte ein beherztes portugieſiſches Weib, in ihrer Treue zum Judenthum allen Gefahren Trotz bietend, ſich auf, in Holland ein Aſyl zu ſuchen. Mayor Rodriguez, ſo hieß dieſes Weib, ſchickte ſich mit ihrem Gatten und ihren vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, zur Auswanderung an. Ob der Fluchtplan von den Häſchern der Inquiſition entdeckt wurde, genug die Aeltern blieben mit zwei Kindern in Portugal, und nur das Geſchwiſterpaar Manuel und Maria Nuñes Pereyra ſchiffte ſich in Begleitung eines Oheims ein. Ihr Reiſeziel war Holland. Unterwegs wurden ſie von einem engliſchen Schiffe, das Jagd auf die ſpaniſch-portugieſiſche Flagge machte, gekapert und als Gefangene nach London geführt. Die ſeltene Schönheit Maria's bezauberte den Kapitän des Schiffes, einen engliſchen Herzog, ſo ſehr, daß er, in der Meinung ſie ſei eine portugieſiſche Adelige, um ihre Hand anhielt. Als die jungfräuliche Königin Eliſabeth von dem Verhältniß der kriegsgefangenen Portugieſin zu dem Herzog hörte, wurde ſie neugierig, die Fremde kennen zu lernen. Sie ließ ſie zu ſich kommen, und entzückt von ihrer Beſcheidenheit und ihrem anmuthigen Weſen, behandelte ſie dieſelbe mit beſonderer Auszeichnung, ja ſie fuhr mit ihr in einem offenen Wagen

durch die Straßen der Hauptſtadt, vielleicht um den Bewohnern Londons dieſes Wunder von Schönheit zu zeigen. Maria kümmerte ſich indeß ſehr wenig um ſolche Ehrenbezeigungen, hatte kein Ohr für die inſtändigen Bitten der Majeſtät, ſich zum Chriſtenthum zu bekehren, für die ehrenvollen Anträge des Herzogs; ſie hatte nur den einen Wunſch, als Jüdin leben zu können, und bat die Königin, ihr freie Weiterfahrt zu geſtatten. Sie verließ England und ſetzte die Reiſe nach Holland fort. Da bedrohte ein Sturm die flüchtige Portugieſin mit dem Untergang. Erſt nach einer ſehr gefahrvollen Fahrt landete ſie endlich in Holland, in Amſterdam. Maria Nuñes Pereyra war die erſte, welche als Jüdin Amſterdam betrat; ſie legte gewiſſermaßen den Grund zu der ſpäter ſo berühmt gewordenen portugieſiſchen Gemeinde in Amſterdam.

Einige Jahre ſpäter (1598) kam auch ihre Mutter Mayor Rodriguez mit den übrigen Verwandten ihr nach. Im Kreiſe dieſer kleinen Familie wurde bald nach ihrer Ankunft eine Doppelvermählung gefeiert: die heldenmüthige Maria heirathete Manuel Lopez Homem, und ihre Schweſter Juſta (Abigail) wurde die Gattin ihres Vetters Francisco Nuñes Pereyra. Ihr Sohn legte in Verbindung mit Jacob Tirado und Jacob Iſrael Belmonte, dem aus Madeira eingewanderten Stammvater der nachmals zu hohen Ehren gelangten Belmontes, den Grund zu der erſten Synagoge Amſterdams.

Die Märtyrerin Suleika.

Suleika war die Tochter des Schalman (Salomon) Hatvil in Fez. Sie wurde bei ihrer Mutter erzogen, in einem Lande wo Moslems und Juden gemiſcht ſind. Die Moslems ſahen, daß es ein anmuthiges Mädchen ſei, und einer ſagte: „Schade, daß dieſe unter den Juden bleiben ſoll!“ So kamen ſie alsbald zuſammen und bildeten einen wirren Haufen. Aus ihrer Mitte ſtellten ſie einen Kreis von Richtern, Beiſitzern und Zeugen auf. Einer ſagte: „Dieſe hat den Islam bekannt; ſie wird eine Rechtgläubige werden. Loskaufen wird ſie der, welcher mit den böſen Geiſtern unter Verſchluß gehalten wird.“ Sie fragten ſie und ſprachen zu ihr: „Was biſt du?“ „Eine Jüdin“, antwortete ſie ihnen, „aus jüdiſchem Geſchlecht.“ Sie ſagten zu ihr: „Bekenne den Islam! Was du verlangen wirſt, wollen wir gewähren und dir alle auffindbaren Schätze geben, die du nennen wirſt.“ „Das ſei fern“, antwortete ſie ihnen, „nichts Irdiſches ſoll mich verführen. Nichts iſt ſtetig und unvergänglich als der Herr, der wirklich Seiende, Er, der die Sonne, den Mond und das Siebengeſtirn, Er, der die Nahrung, die jedem Weſen beſtimmt iſt, geſchaffen hat, Er, der ſich der Waiſen und Frommen annimmt, Er, der unſere Voräitern aus der Knechtſchaft erlöſt hat, Er, der die Vögel

und jede Thiergestalt, der die Finsterniß und die Sterne in großer Anzahl geschaffen hat. Warum sollte ich jetzt mich selbst verkaufen, daß ich eine «Rechtgläubige» würde, bei dem Schweigen, dem Dulden, der Vernunft und dem verschließbaren Munde? Weder durch einen noch durch hundert Haufen Geldes werdet ihr mich verführen; bei mir sollt ihr diese Absicht nicht erreichen." Einer sagte: „Geht, beschwatzt sie morgens und abends!" Da drängten sich die moslemischen Weiber um sie wie die Affen. „Jetzt", sprach sie, „sollt ihr erkennen, daß wir den Herrn höher halten als das irdische Leben, während ihr Verleugnungsschmiede ihn nicht kennt, sondern verleugnet. Ist das irdische Leben etwas anderes als ein rasch zu Ende gehendes Weilchen, nicht länger dauernd, als wie wenn jemand das Auge schließt und schlummert und nickt? Ich dulde ein Weilchen — und schnell ist's vorüber; was aber der Herr mir gegeben hat, ist ein liebes, hochtheures Gut. Welches Ding in diesem irdischen Leben wird nie vergehen? Nichts ist stetig und unvergänglich als der Herr, der Anbetungswürdige." Sie sprachen zu ihr: „Gott wird dich, o Fromme, zum rechten Glauben leiten; nicht soll dir dann fehlen feiner herrlicher Schmuck, Kleidung, die für dich paßt, Seide, Schleifenbesatz, Brocat und alles Auffindbare, was du nennen magst."

„Genug", antwortete sie ihnen, „und dringt nicht weiter in mich! Das, woran ich festhalte, ist unwandelbare Glaubenstreue. Auf, thut etwas anderes, als was ihr jetzt thut! Endet rasch mit mir, tödtet mich mit scharfem Schwert!" Die Fromme sprach das Sch'ma-Gebet und erhob ihre Augen zu Gott, dem Anbetungswürdigen. Der Todtschläger, der Ungläubige, hieb auf sie ein, und ihr Geist stieg empor zu Füßen des Thrones der Herrlichkeit.

Sarah, die Meſſiasbraut.

Das Weib, mit dem weichen Herzen und dem leicht erregbaren Geiſte, hat einen natürlichen Hang zur Schwärmerei. Wie der erſte Stifter des Chriſtenthums und der Prophet von Mekka Weiber in ihrem Gefolge hatten, ſo fehlte es auch dem Schwärmer von Smyrna, Sabbatai Zewi, der ſich im ſiebzehnten Jahrhundert für den Meſſias ausgab, nicht an weiblichem Anhang.

Sabbatai Zewi, der Sohn eines Federviehhändlers in Smyrna, aus der Schule der kabbaliſtiſchen Myſtik hervorgegangen, gab ſich für den Meſſias aus. Die Gelegenheit war günſtig: die Leiden der Jahre 1648 und 1649, die grauſamen Verfolgungen der Juden in Polen hatten ihm den Weg gebahnt. Seine ſchöne Erſcheinung, ſein anmuthiges Weſen, ſein wohlklingendes Organ gewannen ihm ſchnell die Herzen. Männer und Jünglinge geſellten ſich zu ihm, Frauen und Mädchen traten als Prophetinnen für ihn auf. Er brachte eine ungeheure Aufregung in die geſammte Judenheit und ſpielte mehrere Jahre eine glänzende Rolle, in der ihm ſeine Frau als treue Gehülfin zur Seite ſtand.

Die Jugendgeſchichte dieſer Frau iſt mit einem romantiſchen Zauber umgeben.

Sarah, das iſt ihr Name, war die Tochter des pol-

nischen Juden Isai ben Jehuda und wurde in der Ukraine im Frühjahre 1641 geboren. Kaum zweiundeinhalb Jahr alt, entfernte sich das Kind aus dem älterlichen Hause und kehrte nicht mehr zurück. Nonnen eines Klosters griffen es auf, um ihm eine klösterliche Erziehung zu geben. Wie durch ein Wunder entkam die sechsjährige Sarah den Klostermauern, und Juden fanden sie, blos mit einem Hemde bekleidet, in einem verborgenen Winkel eines jüdischen Begräbnißplatzes. Sie erzählte den Personen, welche erstaunt waren, sie in einem solchen Zustande und an einem solchen Orte zu finden, auf ihr Befragen in polnischer Sprache, der Geist ihres verstorbenen Vaters habe sie erfaßt und auf den Begräbnißplatz getragen. Zur Bekräftigung ihrer Aussage zeigte sie den Frauen Nägelspuren an ihrem Leibe, welche von der Hand ihres Vaters herrühren sollten. Da die Aeltern todt waren, nahmen mitleidige Polen, welche vor den Verfolgungen der Kosacken im Jahre 1648 flüchteten, die Verwaiste mit nach Amsterdam; dort fand sie ein Jahr später ihr Bruder wieder. Sie war 13 Jahre alt, als in einer Versammlung polnischer Flüchtlinge an einem Purimtage einige von ihnen mit dem schönen Mädchen scherzten und die Aeußerung fallen ließen, die junge Polin sei wahrscheinlich schon einmal verheirathet gewesen. In der Nacht darauf hatte sie einen Traum: sie saß an einer reichbedeckten Tafel und zu ihrer Rechten ein sehr schöner Mann, die versammelten Gäste redeten sie „Herrin" an und begrüßten sie als die Frau des Messias. Als sie nun einige Jahre später durch Sendboten aus Jerusalem von dem Auftreten Sabbatai Zewi's hörte, hielt sie fest an dem Glauben, sie sei die Messiasbraut; alle Heirathsanträge, die ihr gestellt wurden, wies sie ab und blieb bei der excentrischen Idee, sie sei dem Messias zugedacht und dürfe keinen andern heirathen. Später nahm ein reicher kinderloser Jude aus Livorno sich der schönen Sarah an und reiste mit ihr über Frankfurt a. Main in die Heimat; aber auch in Livorno wies sie jeden, der um ihre Hand anhielt, mit Ent-

schiedenheit ab, immer auf ihren Verlobten, den Messias, wartend.

Die Geschichte dieses überspannten Mädchens, das gerade kein Muster der Sittenreinheit war — es ist „viel leichter, andächtig schwärmen als gut handeln" — machte unter den Juden kein geringes Aufsehen, sodaß auch Sabbatai Zewi, damals in Kairo sich aufhaltend, Kunde von der Messiasbraut erhielt.

Sabbatai, der bereits zweimal, wenn auch immer nur wenige Tage, verheirathet war und jetzt im Alter von 36 Jahren stand, schickte alsbald zwölf reiche Jünglinge in Begleitung von zwei alten ägyptischen Weibern und seiner Schwester nach Livorno, welche Sarah einen aus Bibelversen zusammengesetzten Brief des Messias folgenden Inhalts überbrachten: „Wie schön und wie lieblich bist Du, meine Freundin Sarah, Tochter Isai's, des Polen. Sieh, schön bist Du, o meine Traute, ganz bist Du schön, kein Fehl ist an Dir. Viele Töchter haben sich wacker erwiesen, Du aber übertriffst sie alle. O, lege wie einen Siegelring mich auf Dein Herz! Eile, meine Freundin, und gleiche dem Hirschen und dem Jungen der Rehe! Eine Sänfte hat der König Salomo Dir bereitet, und so Du es nicht weißt, Du der Frauen schönste, folge doch den Spuren meiner Gesandten. Der König bringt Dich in seine Gemächer; Reichthum und Würde ist Dein Gewand, und lachen wirst Du des spätesten Tages." Sehr werthvolle Geschenke, bestehend aus Gold und Edelsteinen, seidenen Gewändern und andern Kostbarkeiten, wurden ihr mit diesem Briefe übergeben.

Wer war glücklicher als Sarah? Ihre hochfahrenden Träume sah sie verwirklicht — sie war die Messiasbraut. Ohne sich lange zu besinnen, gab sie der Schwester Sabbatai's, der die Rolle der Brautwerberin zugetheilt war, ihr Jawort, und vierzehn Tage später bestieg sie unter den Segenswünschen der livorneser Gemeinde mit ihren Begleitern das Schiff, das sie nach Aegypten zu dem sie sehnsüchtig

erwartenden Messiasbräutigam bringen sollte. Am 21. Tamnus (Juli) 1662 traf sie in Alexandrien ein. Sarah machte durch ihre Schönheit und ihr phantastisches, ungebundenes Wesen auf Sabbatai Zewi einen tiefen Eindruck, und seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß wurde gleich den Tag nach ihrer Ankunft die Vermählung gefeiert. Das war ein Jubel! Siebzehntausend Personen betheiligten sich an den Festlichkeiten, welche nach damaliger Sitte eine volle Woche dauerten und nahezu 4000 Dukaten kosteten. Sämmtliche jüdische Frauen Alexandriens erschienen, um die „Herrin", wie sie Sarah nannten, zu sehen und zu begrüßen; auch an reichen Geschenken ließen sie es nicht fehlen.

Die schöne Polin trug nicht wenig dazu bei, den Anhang Sabbatai Zewi's, welcher in der Heirath dieses unkeuschen Weibes eine neue messianische Fügung erblickte, wesentlich zu vermehren. Ihre Schönheit und ihr ganzes Wesen bezauberte nicht allein Männer und Jünglinge, sondern zog auch Frauen und Mädchen an, auf die sie einen verderblichen Einfluß übte. Während ihres Aufenthalts in Smyrna, der Geburtsstadt ihres Gatten, war sie der Gegenstand einer Verehrung, die an Vergötterung grenzte, und die vom Taumel ergriffene Menge jauchzte ihr als Herrin und Königin zu. Der messianische Schwindel hatte sich aber bald überlebt; Sabbatai wurde als staatsgefährlich verhaftet. Nach zweimonatlicher Haft in Konstantinopel wurde er auf Befehl des Divans im April 1666 nach dem Dardanellenschlosse Abydos abgeführt. Hier richtete er sich mit dem Gelde, das seine reichen Anhänger, und deren hatte er überall, ihm zukommen ließen, einen förmlichen Hofstaat ein, und seine Frau Sarah, der es gestattet wurde, bei ihm zu bleiben, geberdete sich auch in der Gefangenschaft als Messiaskönigin.

Um dem Tode durch Henkershand zu entgehen, trat der Messias Sabbatai Zewi zum Islam über. Die schöne Sarah wurde ebenfalls Mohammedanerin, nahm den Namen Fatima

Kadini an und erhielt von der Sultanin koſtbare Geſchenke. Sie mußte es ruhig geſchehen laſſen, daß ihr Gatte, der vom Sultan zum Thürhüter ernannt wurde, auf Wunſch des Großherrn eine Frau ſeines Harems, die Polin Gertrud, und ſpäter noch eine andere Frau, Jochebed, die Tochter des Kabbaliſten Joſeph Philoſoph aus Salonichi, ehelichte. Mit der genannten Getrud hatte Sabbatai mehrere Kinder; Sarah's Ehe blieb kinderlos.

Mit dem Tode des Renegaten Sabbatai Zewi hörte die von ihm geſtiftete Sekte der Sabbatianer keineswegs auf. Daß der Schwindel weiter fortbeſtand und ſogar an Ausbreitung zunahm, dafür ſorgte zunächſt die Frau Jochebed. Sie gab ihren Bruder Jakob Querido für ihren von Sabbatai Zewi empfangenen Sohn aus und machte ihn dadurch zum Gegenſtande beſonderer Verehrung.

Als eine andere ſabbatianiſche Schwärmerin, als das Orakel der podoliſchen Sabbatianer galt die unzüchtige Chaja Schor, die Tochter des bei der Sekte angeſehenen Eliſa Schor aus Rohatyn. Sie verſtand das kabbaliſtiſche Werk „Sohar", redete in Verzückung deſſen Sprache und wurde für eine Prophetin gehalten.

Eva Frank.

Weder der Bann der Rabbiner, noch die schwere Strafe, mit der die Behörden drohten, schreckte die weitverbreitete Sekte der Sabbatianer ab. Viele traten äußerlich zum Katholicismus über und waren weder Christen noch Juden; sie bildeten eine Sekte für sich, deren Mitglieder ihre geheimen Kennzeichen hatten und sich nur untereinander verschwägerten, und welche noch vor wenigen Jahrzehnten in Böhmen, Mähren, Polen und Rußland ihre Anhänger gehabt haben soll.

Der letzte Abenteurer dieser Judensekte war der Pole Jakob Frank, der sich als Messias und Gottgesandten ausgab und der Stifter der Frankisten wurde. Den Schwindel, welchen dieser unwissende Branntweinbrenner und Kabbalist in allen slawischen Ländern betrieb, setzte seine gegen 1759 geborene Tochter Eva Frank mit Glück fort. Ihre Schönheit kam ihr dabei sehr zu statten und leistete ihr die besten Dienste.

Der Lebensgang dieser mystischen Jungfrau ist durchweg geheimnißvoll. Sie hielt sich mit ihrem Vater, der sich auch wol für ihren Pflegevater ausgab, in Brünn auf, dann in Wien, wo Kaiser Joseph II., auf den Eva's Schönheit einen gewaltigen Eindruck gemacht, gar um ihre Hand angehalten

haben soll, und ließ sich endlich in Offenbach am Main häuslich nieder. Hier trat Frank als Baron von Frank mit einer fürstlichen Pracht auf, und Eva gab vor, eine Romanowna, eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland zu sein. Sie blieb meistens unsichtbar, übte, um sich bei der Bevölkerung beliebt zu machen, Wohlthätigkeit und ließ wöchentlich den Armen Spenden zukommen; sie erwartete, obgleich bereits tief in den Dreißig, noch immer eine glänzende Partie und hoffte sogar noch, Mutter — des Welterlösers zu werden.

Nach dem im December 1791 erfolgten Tode Frank's wurde Fräulein Eva, die gerade kein Muster der Keuschheit und Sittenreinheit war, das Oberhaupt der Sekte. Um den Glanz des Hofes fortzuführen, machte sie Schulden bis zur Höhe von drei Millionen Gulden, und als man ihr nichts mehr borgen wollte und ihre Vertröstungen auf Geldsendungen aus Rußland sich als Schwindel erwiesen, ließ sie von den drei Kabbalisten, welche beständig in ihrer Nähe waren, rothe Briefe an die jüdischen Gemeinden richten, in denen sie vor allem Geld forderte. Wirklich kamen viele böhmische und besonders prager Sabbatianer ihrem Verlangen nach, aber nicht ihren Erwartungen gemäß: die Gläubiger forderten Rückzahlung der bedeutenden Darlehne und erwirkten, da sie in keiner Weise befriedigt wurden, einen Hausarrest gegen Eva und ihre Dienerschaft. Da hieß es mit einem male, Fräulein Eva sei gestorben. Man vermuthete, sie sei unter Mithülfe eines hohen Staatsbeamten entflohen.

Die Hofjüdin Liebmann.

Das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit hatte namentlich jeder deutsche Fürst seinen bestimmten Juden, der die Geldgeschäfte für ihn besorgte, den Hof mit Juwelen und Waaren der verschiedensten Art versah, auch dem regierenden Herrn wol zuweilen aus Geldverlegenheiten half. Diese „Hofjuden", wie sie gewöhnlich genannt wurden, die unterthänigsten Diener der Launen ihrer Fürsten, genossen in den meisten Fällen für die geleisteten guten Dienste besondere Privilegien, durch welche sie häufig den Neid ihrer in Druck lebenden Glaubensgenossen rege machten.

Die „Liebmannin" war nicht allein die Gattin zweier Hofjuden, sondern nahm am preußischen Hofe auch selbst die Stelle einer Hofjüdin ein.

Esther Schulhoff — so ist ihr eigentlicher Name — verheirathete sich mit dem Hofjuden Israel Aaron in Berlin. Nach dessen gegen 1698 erfolgtem Tode hielt ein Jude aus Frankfurt, Arendt Behrs, um die angesehene Witwe, welche bereits mehrere erwachsene Kinder hatte, an; sie zog es aber vor, mit dem reichen berliner Juwelier Jost Liebmann die zweite Ehe einzugehen, und dieser erhielt mit ihrer Hand auch zugleich die Stelle eines Hofjuden. Nach kaum zweijähriger Ehe starb Liebmann (Januar 1702), und seine

Gattin trat nun in die Stellung einer Hofjüdin beim König Friedrich I. ein.

Die „Liebmannin", wie man sie zu nennen pflegte, war eine Frau von angenehmem Aeußern und hatte in die Gemächer des unansehnlichen, verwachsenen ersten Königs von Preußen freien Zutritt. Gerade das zog ihr den Haß des Kronprinzen und spätern Königs Friedrich Wilhelm I. zu; derselbe hatte seinen eigenen Hofjuden in der Person eines gewissen Markus Magnus aus Dessau, welcher, wie sich leicht denken läßt, der geschworene Feind der Liebmannin war. Zum Nachtheil der berliner Juden brach diese Feindschaft bald in helle Flammen aus.

Die Hofjüdin hatte nämlich von dem König als besondere Vergünstigung das Vorrecht erlangt, in ihrem Hause eine eigene Synagoge halten zu dürfen. Magnus gab sich nun alle erdenkliche Mühe, dieses Vorrecht ihr zu entreißen und die Synagoge sperren zu lassen: er trat mit dem Plane auf, eine große Gemeindesynagoge zu bauen. Dieses führte zu vielen Streitigkeiten in der Gemeinde und gab Anlaß zu einem langwierigen Proceß. Die Liebmannin, eine energische und deshalb gefürchtete Frau, erfreute sich des besondern Schutzes des Königs und hatte eine mächtige Partei: ihr Sohn war Oberältester und ihr Schwiegersohn der damalige berliner Rabbiner; sie setzte es auch schließlich durch, daß die Privatsynagoge, die sie aus eigenen Mitteln erbaut hatte, ihr verblieb und sie nicht verhalten werden konnte, zu der neuerbauten Synagoge Beiträge zu zahlen.

Esther Liebmann starb im April 1714 in Berlin. Einer Familientradition zufolge nahm sie eine goldene Kette mit ins Grab, welche ihr der König einst geschenkt hatte.

Wohlthäterinnen.

Nächst der Glaubenstreue ist es besonders die Wohlthätigkeit, in der das jüdische Weib zu allen Zeiten seine höchsten Triumphe feierte. Gilt schon von dem jüdischen Manne, daß er mitleidig und barmherzig ist, so noch mehr von dem Weibe, das von der Natur für die Gefühlswelt organisirt und dessen weiches Herz die weitgeöffnete Pforte für Liebe und Milde ist. Das jüdische Weib fand immer seine Herzensbefriedigung in Werken der Wohlthätigkeit; Kranke und Wöchnerinnen zu besuchen und zu pflegen, Trauernden Speise und Trost zu bringen, arme Bräute auszustatten und Jünger der jüdischen Wissenschaft zu unterstützen, galt ihm für religiöse Pflicht und war ihm Lust und Wonne.

Beispiele der Milde und Liebe, von jüdischen Frauen geübt, reichen bis in die früheste Zeit; schade daß nur von wenigen die Namen uns bekannt sind,

Eine der ältesten Synagogen in Deutschland, die zu Worms, ein im byzantinischen Stil aufgeführtes Prachtwerk, ließ eine Frau Rahel in Gemeinschaft mit ihrem Gatten Jakob ben David auf ihre Kosten erbauen; die dankbare Gemeinde hat ihren Namen durch eine Inschrift und eine jährliche Gedächtnißfeier verewigt. Eine andere Frau Rahel

erwarb mit ihrem Gatten Mar Salomo den ersten jüdischen Gottesacker in Worms.

Zwei hochherzige Frauen, welche sich den früher genannten: Bienvenida Abravanela, Gracia und Reyna Nasi, ebenbürtig anreihen, finden wir in Prag.

Eine durch Wohlthätigkeit, Frömmigkeit und andere Tugenden glänzende Frau, geeignet jeden Kreis kluger und heiterer Damen zu verherrlichen, wie es auf ihrem Grabstein heißt, war Fromet Meisel, die Gattin des Mordechai Meisel (Meyssel) in Prag, der einer der größten Kapitalisten Deutschlands und der wohlthätigsten Männer seiner Zeit war. Dieser „Primator" der damals berühmten prager Gemeinde, der wegen seiner dem Kaiser Rudolph II. und dem Staate geleisteten Dienste den Titel eines kaiserlichen Raths erhielt — eine seltene Auszeichnung in jener Zeit — und dessen Name in vielen wohlthätigen Stiftungen, in der noch heute bestehenden Meisel-Synagoge, dem von ihm gegründeten Lehrhause, das jetzt in ein Knabenwaisenhaus umgewandelt ist, in seiner Geburtsstadt Prag bis auf den heutigen Tag fortlebt, verehelichte sich nach dem Tode seiner ersten, wegen ihrer Klugheit und Mildthätigkeit allgemein verehrten Gattin Eva mit der genannten Fromet, der Tochter seines Geschäftsfreundes und Collegen im Vorsteheramte, des Arztes Isaak (Likarz). Sie besaß, wie der zeitgenössische Chronist David Gans in Prag, der Freund Kepler's und Tycho de Brahe's, von ihr rühmt, ihres Gatten volles Vertrauen, sie stand ihm in seinem edlen Wirken als treue Gehülfin zur Seite, sie ermunterte und ermuthigte ihn zu all dem Guten, das er that.

Diese hochherzige Frau wurde trotz ihrer vielgerühmten Herzensgüte lange Zeit verkannt und als hartherzig und geldgierig verschrien. Ein sonst unbekannter italienischer Chronist berichtet nämlich Folgendes. „Als der Sterbetag Mordechai's herannahete, rief er seine Frau Fromet und sprach zu ihr: « Gehe doch über die Kiste mit den Gold-

münzen, nimm eine bedeutende Summe heraus und gib sie dem Gaon R. Liwa, damit er sie unter Gelehrte und Arme der Stadt vertheile, denn Wohlthätigkeit errettet vom Tode.» Nachdem sie ihm versprochen hatte, also zu thun, belog sie ihn in ihrer Engherzigkeit und gab vor, alles seiner Weisung gemäß gethan zu haben. Doch er bemerkte ihr: «Du Widerspenstige, ich kenne schon deinen Ungehorsam und deine Hartnäckigkeit!»"

Dieser der Frau Fromet gemachte Vorwurf erscheint jedoch bei näherer Betrachtung der Umstände als völlig unbegründet. Der den 14. März 1601 verstorbene Meisel hinterließ keine Kinder, und der kaiserliche Fiscus hielt sich nach dem Gesetze für berechtigt, das Vermögen kinderlos verstorbener Juden als kaiserlicher Kammerknechte einzuziehen. Um nun einen größern Theil der Hinterlassenschaft seinen Verwandten, beziehungsweise seiner Frau zu retten, gab er Fromet, welche vermuthlich von jenem harten Gesetze nichts wußte, auf dem Sterbebette den Auftrag, eine bedeutende Summe seinem von ihm hochverehrten Freunde, dem genannten prager Rabbiner, der unter dem Namen der hohe Rabbi Löb bekannt ist, zu überbringen. Fromet mag in ihrer Unbefangenheit gezögert haben, dem Willen ihres sterbenden Gatten Folge zu leisten. Sie hatte es bald bitter zu bereuen. Der Kaiser ließ das ganze Vermögen des verstorbenen Meisel, über eine halbe Million Gulden, confisciren. Wegen Herausgabe der Hinterlassenschaft wurde von den Erben ein Proceß angestrengt, dessen Ausgang Fromet nicht mehr erlebte: als ihr nach vielen Jahren ein Legat von 1000 Gulden zuerkannt wurde, war sie schon todt.

Auch nach dem Tode ihres Gatten hörte Fromet nicht auf, Werke der Wohlthätigkeit zu üben. Sie unterstützte freigebig Gelehrte, förderte die Wissenschaft, erzog Waisen in ihrem Hause und bedachte jede prager Synagoge mit ansehnlichen Geschenken, worunter sich ein goldener, hundert Kronen schwerer Pokal befand. Sie schied von hinnen im

Januar 1625, und die Mitwelt rühmte von ihr, daß ihre Tugend unübertroffen glänze.

Zu gleicher Zeit mit Fromet Meisel lebte, ebenfalls in Prag, Hendel Bassewi. Sie war seit 1617 die zweite Gattin des prager Gemeindevorstehers Jakob Bassewi, der wegen seiner dem Kaiserhause geleisteten Dienste als Herr von Treuenburg in den Adelsstand erhoben wurde, und galt als eine der frömmsten und edelsten Frauen ihrer Zeit. Namentlich war sie während der Drangsale in der ersten Periode des Dreißigjährigen Kriegs eine Stütze der Armen, selbst entfernte jüdische Gemeinden in Mähren, Schlesien und Oesterreich genossen ihre Wohlthaten. Hendel starb den 5. Juli 1628; sie erlebte nicht den Sturz und die Verarmung ihres Gatten, welcher sechs Jahre nach ihr, den 2. Mai 1634, aus dem Leben schied.

Nicht unerwähnt wollen wir das Bittgesuch lassen, welches mehrere Frauen, die nach Jerusalem ausgewandert, Hanna, die Tochter R. Samuel's aus Prag, und eine Frau Vögle aus Lublin an der Spitze, im 17. Jahrhundert einem Sendboten aus Jerusalem, R. Samuel Lewi aus Frankfurt, in jüdisch-deutscher Sprache ausstellten; „die würdigen Töchter von Israel, sehr angesehene Jungfrauen", wie es in dem Briefe heißt, wollten gemeinschaftlich eine That der Barmherzigkeit üben.

Wegen ihrer Wohlthätigkeit stetes Andenken verdient die den 21. December 1788 in Berlin verstorbene Dina Cohn, geb. Nauen. Sie gründete in Berlin in einem eigens dazu bestimmten Hause eine Erziehungsanstalt für verwaiste Knaben, die noch heute unter dem Namen „Nauen'sche Anstalt" segensreich fortwirkt, und testirte ansehnliche Summen zur Ausstattung armer Bräute.

Aus neuester Zeit sind von Wohlthäterinnen in großem Stile mehrere zu nennen.

Rosanna Ostermann, eine amerikanische Dame deut-

scher Abstammung, welche in Galveston (Texas) lebte und bei dem Schiffbruch auf dem Mississippi am 3. Februar 1866 den Tod fand, bestimmte in ihrem bereits 1862 geschriebenen Testament ihr enormes Vermögen zu humanitären Stiftungen. Zwei Grundstücke im Werthe von einer halben Million Francs testirte sie zu einem Waisenhause und zu einem Asyl für Witwen ohne Unterschied der Confession, 25,000 Frs. als Beitrag zum Bau einer Synagoge in Galveston, je 15,000 Frs. dem jüdischen Hospital zu Neuyork und zu Cincinnati, dem jüdischen Waisen- und Witwenhause zu Neuorleans, und 13,000 Frs. der Synagoge in Houdston. Außerdem hinterließ sie ansehnliche Schenkungen den Talmudschulen in Cincinnati und Neuyork und einigen Rabbinern.

Die im Jahre 1860 in Canterbury verstorbene Mistreß Lara vermachte der portugiesischen Synagoge in London 40,000 Pfd. St., und Emilie Figdor, welche 1863 zu Nizza verschied, bestimmte ihr ganzes Vermögen den Waisen der verschiedenen Confessionen. In demselben Jahre errichtete Katharina Löwenstein wohlthätige Stiftungen zu Gunsten der Israeliten in Wien und Groß-Kanischa.

Marianna Gentiluomo vermachte nach dem Tode ihres Mannes — die Ehe war kinderlos — ihr ganzes Vermögen, über 80,000 Gulden, zur Errichtung eines jüdischen Alterversorgungs-Asyls in Triest, das dort auch ins Leben trat und als „Istituto Gentiluomo" fortbesteht.

Fortuna Consiglio, geborene Montebaroccio, zu Florenz bestimmte testamentarisch 300,000 Frs. zu öffentlichen Schulen und zur Aussteuer armer Mädchen der israelitischen Gemeinde in Pitigliano.

Durch fromme wohlthätige Stiftungen begründeten ihr und ihrer Aeltern Andenken die Geschwister Elise und Babette Edle von Lämel aus Prag.

Elise von Lämel, verehelichte Herz, stiftete 1855 mit einem Kapital von 50,000 Gulden eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem, in der, wie es in der Stiftungsurkunde

heißt, „zunächst israelitische Kinder von österreichischen Unterthanen, dann aber, um ein Zeichen der unserm heiligen Glauben innewohnenden Duldsamkeit und Nächstenliebe zu geben, auch Kinder christlicher und mohammedanischer Aeltern Aufnahme und Schutz finden sollen." Diese unter dem Namen „Simon Edlen von Lämel's-Stiftung" in Jerusalem bestehende Anstalt wurde durch den von der Stifterin damit betrauten wiener Dichter Ludwig August Frankl eingerichtet und unter vielen Hindernissen eröffnet.

Ihre Schwester Babette, welche im December 1853 in Wien starb, testirte 160,000 Gulden zur Errichtung und Dotation eines israelitischen Waisenhauses in Prag, 10,000 für das israelitische Spital in Wien.

Eine Frau von klarem Geiste, vielseitiger Bildung und seltener Herzensgüte war Clara Bondi, welche als die Witwe des M. Bondi in ihrem 75. Jahre den 6. Juni 1869 in Dresden gestorben ist. Ihre reichen Wohlthaten in Gaben und Legaten an die Stadt Dresden und die israelitische Gemeinde daselbst sowie an einzelne Personen waren „von dem himmlischen Dufte der Bescheidenheit umhüllt".

Ein reiches Feld ersprießlichen Wirkens erschloß sich den jüdischen Frauen in den letzten Jahrzehnten durch die von ihnen gegründeten Frauenvereine. In diesen Vereinen entfalten sie eine männliche Energie und eine staunenerregende Beharrlichkeit. Mustergültig in seiner Art ist der trefflich geleitete Israelitische Frauenverein in Pest. Derselbe wurde auf Anregung der Frau Johanna Bischitz, der gegenwärtigen Präsidentin des Vereins, zu Anfang des Jahres 1866 gegründet und besitzt außer einem ansehnlichen Fonds auf eigenem Grund und Boden ein Mädchen-Waisenhaus, in dem nahezu vierzig Waisen leibliche und geistige Erziehung genießen; auch unterhält er eine Speiseanstalt, in welcher täglich vielen hundert Armen ohne Unterschied der Confession für wenige Kreuzer eine gesunde kräftige Kost verabreicht wird.

Aehnliche Vereine bestehen in Paris, London, Wien, Berlin, München, Leipzig, Dresden und in vielen andern jüdischen Gemeinden Europas und Amerikas.

Als Gründerin und langjährige Vorsteherin eines israelitischen Waisenhauses, des zu Paderborn in Westfalen, verdient hier genannt zu werden: Fanni Nathan. Früh der Aeltern beraubt und auf ihre eigene Thätigkeit angewiesen, errichtete sie, nachdem sie mehrere Jahre in Frankfurt a. Main als Erzieherin und im Verkehr mit bedeutenden Menschen gelebt, in Paderborn, wo sie den 2. Mai 1803 geboren wurde, ein Mädchen-Pensionat, dem sie 25 Jahre lang vorstand. Schon in ihrer Jugend trug sie sich mit der Idee, ihr Leben den verlassenen Waisen zu widmen, ein Waisenhaus zu errichten. Woher aber die Mittel zu einer solchen Anstalt nehmen? Ihr Kapital war ihr energischer Wille und ihre Thatkraft, verbunden mit einem unerschütterlichen Gottvertrauen. Gleich H. A. Franke, dem Stifter des hallischen Waisenhauses, den sie sich zum Vorbilde genommen, reiste sie von Stadt zu Stadt, mit männlicher Entschlossenheit für ihre Sache wirkend, vor keinem Hinderniß zurückschreckend, durch ihre seltene Beredsamkeit und ihre Begeisterung überall die Herzen für ihre Waisen erwärmend. Am 4. März 1856 eröffnete sie die Anstalt mit zwei Waisenkindern, die sie zuerst in ihre Wohnung aufnahm. Schon vier Jahre später konnte mit dem Bau eines eigenen Waisenhauses begonnen werden, das jetzt bereits viele hundert Waisen erzogen und ausgebildet und als „Israelitisches Waisenhaus für Westfalen und Rheinland" über einen ansehnlichen Fonds zu verfügen hat.

In Fanni Nathan fand alles geistig Große und Schöne, sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst, allezeit warmes Interesse und möglichste Förderung. Ihre geistige Frische blieb ihr bis zu ihrem Tode, der am 12. Juli 1877 erfolgte.

II.

Literatur.

Frauen des Talmud.

Wie bei allen orientaliſchen Völkern blieb auch bei den Juden der Unterricht der weiblichen Jugend faſt ganz vernachläſſigt. Das jüdiſche Mädchen wurde früh verheirathet, und man beſchränkte ſich darauf, es mit den nöthigſten häuslichen Arbeiten bekannt zu machen; an eine geiſtige Ausbildung war nicht zu denken. Bis zum Exil, bis zur Auflöſung des jüdiſchen Staats werden demzufolge nur wenige beſſer unterrichtete und beſonders erleuchtete Frauen genannt, welche, wie Mirjam, Debora, Hulda, wegen ihrer Beſchäftigung mit der Religion, wegen ihres Talents über religiöſe Angelegenheiten zu ſprechen, auch wol als begeiſterte Dichterinnen und Prophetinnen gerühmt wurden.

Das Weib galt für leichtſinnig, und deswegen hielten die Juden an dem Grundſatz feſt, daß alles, was das Weib an Kenntniſſen beſitze, vom Uebel ſei. Dieſer allgemein herrſchenden Anſchauung iſt in dem Sprichwort: „Die Weisheit des Weibes hat ſich auf den Spinnrocken zu beſchränken", ein Denkmal geſetzt. Es war daher den Frauen verboten, ſich mit dem Studium und dem Symboliſiren des Geſetzes zu befaſſen; hingegen war jeder Vater verpflichtet, ſeine Töchter in den ihnen obliegenden religiöſen Pflichten zu unterweiſen.

Sprachkenntniſſe wurden bei den Jüdinnen im Alterthum ſehr ſelten angetroffen, nur einzelne vornehme Familien ließen ihre Töchter in der ſonſt verpönten griechiſchen Sprache unterrichten und ſorgten dafür, daß ſie ſich die griechiſche Bildung, welche dem Mädchen zur Zier gereichte, aneigneten.

Trotz aller Zurückſetzung und aller Beſchränkungen von ſeiten der Heroen des Talmud, welche ſich nicht ſelten die Zurechtweiſung und Belehrung mancher Frau gefallen laſſen mußten, gab es doch auch jüdiſche Frauen, die ſich durch ihr Wiſſen und ihren Geiſt hervorthaten. Es findet ſich freilich unter ihnen keine Aſpaſia oder Korinna; die jüdiſche Literatur hat keine Sapphs, keine Dichterinnen aufzuweiſen, welche die zärtliche Luſt geliebt und in zügelloſer Freiheit mit den Männern umgingen; hingegen fehlt es auch ihr ſchon im grauen Alterthum nicht an Frauen, die eine ungewöhnliche Bildung beſaßen, durch feine Sitten ſich die öffentliche Achtung erwarben und über eine ausgebreitete Kenntniß des Geſetzes verfügten, ſodaß ſie ſogar Gelehrte beſchämten.

Unter den im Talmud genannten Frauen iſt die berühmteſte:

Beruria,

die Tochter des R. Chanina ben Tradjon. An den wiſſenſchaftlichen Discuſſionen, welche in dem väterlichen Hauſe gepflogen wurden, und in dem Umgange mit den bedeutendſten Männern ihrer Zeit hatte ſich ihr ſeltener Geiſt gebildet, der in den ſcharfſinnigen Vorträgen ihres wegen ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit berühmten Gatten R. Mekr ſtets neue Nahrung fand. Mit unermüdlichem Fleiß gab ſie ſich dem Studium hin — mehrere Jahre hindurch prägte ſie ſich täglich dreihundert geſetzliche Entſcheidungen ein — und machte ſo überraſchende Fortſchritte, daß ſie bald für eine Gelehrte galt und bei den talmudiſchen Koryphäen in hohem Anſehen

ſtand. Einige ihrer halachiſchen Entſcheide, die mit der edeln Back- und Kochkunſt zuſammenhingen, hatten ſich des Beifalls berühmter Geſetzeslehrer, wie R. Jehuda ben Baba's und R. Joſua ben Chananja's, zu erfreuen.

Nicht ohne Ironie und beißenden Witz war Beruria in ihrem Benehmen gegen Gelehrte.

Einſt traf ſie auf der Straße R. Joſé der Galiläer (derſelbe, der ſich gegen ſeine böſe, von ihm geſchiedene und in tiefe Armuth gerathene Frau ſehr edelmüthig benommen; er ernährte ſie ſammt ihrem erblindeten zweiten Manne) und wandte ſich an ſie mit der Frage: „Auf welchem Wege geht man nach Lydda?" — „Närriſcher Galiläer", erwiderte ſie ihm, „kennſt du nicht den Wahlſpruch unſerer Weiſen, der da lautet: «Sprich nicht zu viel mit dem Weibe!» Du hätteſt dich ja viel kürzer ausdrücken und einfach fragen können: Wohin nach Lydda?"

Einer von der Sekte der Judenchriſten fragte ſie einſt: „Gar ſonderbar iſt doch das Wort des Propheten: «Jubele, du Unfruchtbare, die nicht gebar»; ſoll das Weib darüber, daß Gott ihm Mutterfreude verſagt, etwa noch in Jubel ausbrechen?" — „Narr", antwortete ſie ihm, „ſchau dir doch nur die andere Hälfte des Verſes an: «denn mehr ſind der Söhne der Verlaſſenen als der Vermählten, ſpricht der Herr»; die Unfruchtbare iſt ein Bild für Iſrael: Iſrael kann jubeln, daß es in ſeiner Mitte deinesgleichen nicht viele hat."

Als ſie einen Schüler, ſtatt nach damaliger Sitte lebhaft und geſticulirend, lautlos und ruhig ſtudiren ſah, fuhr ſie ihn mit dem Schriftworte barſch an: „Was mit der ganzen Kraft des Körpers erworben wird, das iſt ſicher und bewahrt."

Stets öffnete Beruria, wie ihr Gatte von ihr rühmt, „den Mund mit Weisheit". Ihr Bruder, ein entarteter Jüngling, hatte ſich zu den Räubern geſellt und wurde erſchlagen. Die Mörder hatten ſeinen Mund mit Steinen und Kieſeln gefüllt. Aus Rückſicht gegen R. Chanina ben

Tradjon wollte man seine Leiche ehrenhaft bestatten. Nachdem der Vater in seinem Seelenschmerz ihm die Leichenrede gehalten hatte, trat auch Beruria an die Bahre und eröffnete ihre Rede mit dem Spruch des Königs Salomo: „Süß ist dem Manne das Brot des Truges, doch nachher füllt sein Mund mit Kieseln sich."

Das Leben dieses reichbegabten und gelehrten Weibes war durch viele Schicksalsschläge getrübt. Ihr Vater, der mehrerwähnte R. Chanina ben Tradjon, endete mit andern hervorragenden Lehrern seiner Zeit, wie R. Akiba, R. Josua, den beiden Lehrern des R. Meïr, als Märtyrer auf dem Scheiterhaufen. Ihre Mutter soll ebenfalls zum Tode verurtheilt worden sein. Ihre Schwester wurde nach Rom geführt, um dort, was ärger als der Tod durch Henkershand, einem unzüchtigen Leben preisgegeben zu werden. Gefoltert von dem Gedanken an das elende Los ihrer Schwester, bewog sie ihren Gatten zu dem Entschlusse, die Reise nach Rom zu unternehmen und alles aufzubieten, um das Mädchen zu befreien. Schweren Herzens gab R. Meïr dem Drängen seiner Frau endlich nach. Bevor er jedoch Anstalten zur Befreiung traf, wollte er die Schwägerin erst auf die Probe stellen, um zu erfahren, ob die angestammte Tugend oder das aufgedrungene Laster in ihr den Sieg davongetragen habe. Als römischer Ritter verkleidet, stellte er ihr Liebesanträge, hatte aber die freudige Genugthuung, von ihr hartnäckig abgewiesen zu werden und ihre tugendhafte Gesinnung jeder Anstrengung würdig zu finden. Durch Geld wußte er den Aufseher des verrufenen Hauses, in dem sie sich befand, zu gewinnen; er befreite das Mädchen, gerieth aber, da die Sache nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, selbst in die äußerste Lebensgefahr, aus der er sich nur durch eine List zu retten vermochte.

Bei seiner Rückkehr in die Heimat führte er infolge der Hadrianischen Blutedicte längere Zeit ein unstetes Leben; Beruria wich nicht von seiner Seite und war stets seine

treue Begleiterin. Nach längerm Umherirren ließ er sich in Tiberias (Chamat) nieder, wo er allsabbatlich vor Zuhörern beiderlei Geschlechts populäre, mit Gleichnissen gewürzte Vorträge hielt und von dem spärlichen Verdienst eines Abschreibers der heiligen Bücher — er schrieb sehr schön und correct — seine Familie kümmerlich ernährte.

Beruria bewahrte sich trotz der Fülle ihres Wissens die feine Zartheit des Sinnes und trat aus ihrer weiblichen Natur nicht heraus, ja sie übte auf das Wesen und den Charakter ihres Gatten nicht geringen Einfluß.

In ihrer Nachbarschaft lebten einige freche Menschen, die ihren frommen Gatten unaufhörlich kränkten. Müde der immerwährenden Verfolgungen, fing dieser eines Tages an im Zorne zu beten; er flehte zum Herrn, daß er die Sektirer, deren Angriffe auf das Judenthum Beruria, wie wir bereits erwähnt, mit beißender Ironie zurückzuweisen verstand, aus dem Leben nehme. Indeß trat Beruria ein, und als sie das Gebet vernahm, sprach sie zu ihm: „Was denkst du auch? Nicht die Sünder, die Sünden sollen vergehen; so diese aufhören, gibt es auch keine Ruchlosen mehr. Bete für Abnahme der Frevel, und die Frevler schwinden.“ Und so geschah es.

Diese vielgerühmte Gelehrte des Talmud bewies auch in allen Lebensverhältnissen den angeborenen Adel ihres Geschlechts: sie war die beste Mutter und zärtlichste Gattin.

An einem Sabbatnachmittag hielt R. Meïr wie gewöhnlich seinen Vortrag. Da starben während seiner Abwesenheit vom Hause plötzlich seine beiden Söhne, beide von ungewöhnlicher Schönheit und Begabung. Beruria nahm die Leichen, trug sie in ihr Schlafgemach, legte sie auf das Bett und deckte ein weißes Tuch über sie. Als R. Meïr abends nach Hause kam und seiner Gewohnheit gemäß nach seinen Söhnen fragte, antwortete sie: „Sie sind ins Lehrhaus gegangen.“ „Ich sah mich oft nach ihnen um“, erwiderte er, „fand sie aber nicht.“ Sodann brachte sie ihm

den Becher mit Wein, damit er den beim Scheiden des Sabbats üblichen Segen darüber spreche. Nachdem auch dies geschehen, richtete er wieder an sie die Frage: „Wo sind meine beiden Söhne?“ „Sie werden nicht ferne sein“, antwortete sie auch diesesmal. Sie reichte ihm das Nachtmahl, und nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, sprach sie: „Rabbi, eine Frage habe ich an dich zu richten.“ „Und die wäre?“ „Vor einiger Zeit gab mir jemand einen Schatz zur Aufbewahrung, und nun fordert er ihn zurück; soll ich ihn ihm zurückgeben?“ „Wie kannst du noch fragen?“ erwiderte der Gatte; „dürftest du anstehen, ihm sein rechtmäßiges Eigenthum zurückzuerstatten?“ „Nein, aber ich hielt es nicht für gerathen, die Schätze ohne dein Wissen zurückzugeben.“

Hierauf führte sie ihn in das Schlafgemach und zog das weiße Tuch von den Leichnamen der Geliebten hinweg. „Ach, meine Söhne, meine Söhne“, jammerte der Vater, „das Licht meiner Augen, die Leuchte meines Geistes!“ Da ergriff Beruria die Hand des weinenden Gatten und sprach: „Meister, lehrtest du mich nicht, man müsse ein anvertrautes Gut dem Eigenthümer zurückgeben? Der Herr forderte zurück die Kinder, die er uns übergab. Der Name des Herrn sei gelobt!“ „Der Name des Herrn sei gelobt!“ stimmte laut der Rabbi ein; „und auch jenes Wort bewährst du: «Perlen nicht noch Edelstein — eine tugendhafte Gattin ist des Mannes schönster Fund».“

Diese rührend schöne That, welche als das Muster frommer Ergebung in den Poesien der verschiedenen Sprachen längst einen Platz gefunden, hat Beruria den edeln Frauengestalten des Alterthums angereiht.

Ima Salom.

Ungefähr achtzig Jahre früher als Beruria lebte eine andere gelehrte Frau, Namens Ima Salom, das Glied einer

sehr geachteten Gelehrtenfamilie in Jerusalem. Ihr Vater, R. Simon ben Gamaliel, ein Mann von Einsicht und Urtheilskraft, was selbst sein politischer Gegner Flavius Josephus ihm bereitwillig zugesteht, stand an der Spitze des Hohen Rathes in Jerusalem und büßte seinen Eifer für die Unabhängigkeit des Staats mit dem Leben. Ihr Bruder R. Gamaliel, nach seinem Wohnorte Gamaliel von Jabne oder Jamnia genannt, bekleidete mehrere Jahrzehnte die hohe Würde eines Präsidenten des Synedrions. Ihre Tante, die Schwester ihres Vaters, deren Name nicht angegeben ist, war eine geistvolle, im Gesetz nicht unbewanderte Frau. Als ein Kaiser, nach andern ein Judenchrist, ihrem Vater Gamaliel einst den lästerlichen Einwand machte, daß Gott dem Adam die Rippe gestohlen habe, um eine Frau daraus zu bilden, übernahm sie die Vertheidigung und führte sie in überzeugender Weise. Sie sagte, in der vorigen Nacht wären Diebe bei ihr eingebrochen und hätten ihr einen silbernen Pokal gestohlen, dafür aber einen goldenen zurückgelassen. — Solche Diebe, meinte der Gotteslästerer, dürfe man sich wol tagtäglich gefallen lassen. — „Nun denn", fuhr die Vertheidigerin fort, „Gott hat dem Adam die Rippe genommen und ihm dafür im Weibe eine treue Lebensgefährtin gegeben."

Ima Salom wurde die Gattin des R. Elieser, des Sohnes eines begüterten Landmanns, der erst im 22. Jahre das stille Landleben und das väterliche Haus mit der Gelehrtenschule vertauscht und mit solchem Fleiß dem Studium sich gewidmet hatte, daß er in Lydda und später in Cäsaräa Lehrhäuser eröffnete und Hunderte von Schülern um sich sammelte.

Diese geistreiche Frau hatte mit dem feinen Weltton, der in dem Hause der Patriarchenfamilie herrschte, sich auch eine ungewöhnliche Bildung angeeignet. Sie verkehrte mit gebildeten Judenchristen, unter andern auch mit Jacobus, die ihr gastliches Haus aufzusuchen pflegten, und alles,

was wir von ihr wissen, deutet darauf hin, daß sie mit dem jüdischen Gesetze vertraut war. In ihrer unmittelbaren Nähe wohnte ein philosophisch gebildeter Rechtslehrer von der Sekte der Judenchristen, der sich unverdientermaßen den Ruf der Unbestechlichkeit zu erwerben gewußt hatte. Sei es um ihn zu entlarven, oder um ihn in einem Erbschaftsproceß mit ihrem Bruder für sich zu gewinnen, eines Tages überreichte sie ihm einen goldenen Leuchter und legte ihm zugleich die Frage vor, ob sie nicht berechtigt wäre, mit ihrem Bruder das väterliche Erbe zu theilen.

„Allerdings müßt ihr theilen", lautete die Antwort.

„Das mosaische Recht bestimmt ja aber", erwiderte Ima Salom, „daß die Tochter nicht erbt, wenn ein Sohn am Leben ist."

„Seitdem ihr mit der Zerstörung eures Tempels eure staatliche Selbständigkeit verloren habt", war der Bescheid, „ist das mosaische Gesetz aufgehoben und euch eine neue Lehre, das Evangelium, gegeben; darin heißt es: Sohn und Tochter sind gleich erbberechtigt."

Des andern Tages brachte R. Gamaliel dem „unbestechlichen" Richter einen lybischen Esel zum Geschenk, um jenen für ihn ungünstigen Bescheid zu vernichten. Da sprach der Richter zu Gamaliel und der mit anwesenden Schwester: „Seht, was weiter im Evangelium steht: «Ich bin nicht gekommen, die Lehre Mosis zu verkürzen (aufzuheben), sondern zu erfüllen»; diese aber räumt Töchtern neben Söhnen kein Erbrecht ein."

„Dein Licht leuchtet wie ein Leuchter!" sprach Ima Salom, auf das ihm von ihr gemachte Geschenk hindeutend.

„Ja, der Esel ist gekommen und hat den Leuchter umgeworfen und das Licht ausgelöscht", fügte R. Gamaliel lächelnd hinzu.

Ob nun Ima Salom den Erbschaftsproceß gegen ihren Bruder angestrengt hat oder nicht: das geschwisterliche Verhältniß war auf lange Zeit gestört. R. Elieser, auf seiner

einmal gefaßten und für wahr erkannten Meinung beharrend, wollte sich keiner Autorität unterordnen, sodaß sein Schwager zur Erhaltung der Einheit im Judenthum sich, wenn auch mit innerm Widerstreben, in die Nothwendigkeit versetzt sah, ihn in den Bann zu thun. Welche Kränkung für ein feinfühlendes Frauenherz! Sie war über die ihrem Gatten zugefügte Beleidigung so aufgebracht, daß sie nicht zugab, daß derselbe ferner das tägliche Bußgebet spreche. Als sie ihn dennoch eines Tages bei der Verrichtung dieses Gebets traf, herrschte sie ihn mit den Worten an: „Du hast meinen Bruder getödtet!“ In der That traf auch alsbald ein Bote mit der Trauerbotschaft von dem Verscheiden des Bruders ein. Ima Salom, von ihrem Gatten befragt, woher sie Kunde von dem Tode des Bruders gehabt habe, antwortete: „In dem Hause meines Großvaters habe ich das Wort vernommen, daß, wenn auch alle Himmelspforten verschlossen werden, die Pforten, durch welche die Gebete der Bedrückten eingehen, immer geöffnet bleiben.“

Ima Salom lebte bis in ihr Alter in glücklichen Verhältnissen und blühendem Wohlstande. Ihre Kinder waren von seltener Schönheit.

Es gereicht Ima Salom übrigens nicht zur Ehre, daß gerade ihr Gatte es war, der nicht allein jenen die Bildung des weiblichen Geschlechts verdammenden Ausspruch that: „Wer seiner Tochter das Gesetz lehrt, der lehrt ihr gleichsam Abfall“, sondern daß er auch eine unüberwindliche Abneigung gegen gelehrte Frauen hatte, sodaß er sich durchaus in kein Gespräch mit ihnen einlassen wollte. Eine gelehrte Matrone ersuchte ihn einmal um eine Deutung des zwischen der Versündigung Israels am Goldenen Kalbe und den nachfolgenden Leiden obwaltenden Misverhältnisses, aber er wies sie barsch mit den Worten ab: „Die Frau gehört an den Spinnrocken“; und als sein Sohn Hyrkanos ihn auf den Schaden aufmerksam machte, welchen die beleidigte Frau durch Entziehung des in 300 Maß Getreide bestehenden

Zehnten ihm nunmehr zufügen würde, erwiderte er zornig: „Mag das Feuer die Lehre verzehren, wenn sie nur nicht Gemeingut der Weiber wird!"

Eine nicht minder geistvolle, aber übermüthige und leidenschaftliche Frau tritt uns in

Chhoma

entgegen.

Chhoma war die Tochter des reichen R. Chisda, der Präsident des Schulcollegiums in Kafri und vom Glück ungewöhnlich begünstigt war: sechzig Hochzeiten feierte er in seinem Hause, und bis zu seinem im höchsten Alter erfolgten Tode starb ihm kein Familienglied.

Chhoma's Uebermuth gab sich schon in früher Jugend zu erkennen. Als bei ihrem Vater einst seine beiden vorzüglichsten Schüler, Raba und Rami, der Sohn Chama's, zu Gaste waren und er die Tochter scherzweise fragte, welchen von beiden sie heirathen möchte, antwortete sie kurzweg: „Beide". Sie verheirathete sich auch alsbald mit dem genannten Rami, dem Bruder ihres Schwestermannes Ukba, von dem sie sich aber, da ihre Ehe kinderlos blieb, scheiden ließ, und reichte dann, nachdem sie zehn Jahre den Witwenschleier getragen, die Hand dem inzwischen Witwer gewordenen, von ihr innig geliebten, reichen und scharfsinnigen Raba in Machuza, welcher die Würde eines Präsidenten des obersten jüdischen Gerichtshofes bekleidete.

Rücksichtslos wie sie war, drang sie einmal in den Gerichtssaal, als gerade eine ihr als lügenhaft bekannte Frau in einem Rechtsstreite vereidigt werden sollte, und rief ihrem als Präsidenten fungirenden Gatten zu: „Laß die nicht schwören, denn es steht zu befürchten, daß sie einen Meineid begeht." Auf diese Mahnung seiner im Rufe der Glaubwürdigkeit stehenden Frau schob Raba der Gegenpartei den Eid zu.

Sehr übermüthig trat Chhoma auch gegen ihre Namensschwester, die wegen ihrer Schönheit berühmte Chhoma auf. Diese, eine Urenkelin R. Juda's und Tochter des Issai ben Isaak, war nacheinander mit drei Gelehrten verheirathet: zuerst mit Rachba aus Pumbedita, dann mit R. Isaak, dem Sohne des Rabba bar Chana, und zuletzt mit Abaji, der jedoch auch bald starb.

Nach dem Tode Abaji's trat die schöne Chhoma vor Raba, den Freund und Nachfolger ihres Gatten, mit der Forderung, ihr ein Jahrgehalt auszusetzen. Nachdem dies in angemessener Weise geschehen, forderte sie auch noch eine bestimmte Summe auf Wein, und als der Richter ihr vorstellte, daß seines Wissens Abaji des Weins sich enthalten habe, sie somit nicht daran gewöhnt sei und dem Gesetze nach auch keine Ansprüche darauf machen könne, erwiderte sie, ihr Gatte habe allerdings Wein und zwar aus sehr hohen Kelchen getrunken; dabei entblößte sie, um die Höhe der Kelche daran zu messen, ihren Arm, der, weiß wie Alabaster, förmlich den Gerichtssaal erhellte.

Als Raba erregt nach Hause kam, fragte ihn seine nicht allein gelehrte, sondern gleich ihrer Mutter auch eitle und eifersüchtige Frau, wer heute bei ihm im Gerichtssaale gewesen sei, und als sie vernahm, Abaji's Witwe, die schöne Chhoma, lief sie stracks ihr nach, prügelte sie mit einem Holzschuh durch, indem sie dabei rief: „Drei Männer hast du schon unter die Erde gebracht, nun willst du gar meinen Mann verführen!“ und trieb sie in höchsteigener Person aus der Stadt.

Eine Zeitgenossin Chhoma's ist die berühmte

Jalta,

die Tochter des Exilsfürsten Abba-Mari und Frau des R. Nachmân, den sie als Witwe heirathete. Sie übergab ihr Kind aus erster Ehe einer Amme, um R. Nachman vor der den

Witwen gesetzlich erlaubten Frist heirathen zu können. Jalta gehört sowol wegen ihres schlagenden, oft beißenden Witzes als auch wegen ihrer Kenntnisse und ihres freien Geistes zu den interessantesten Frauen des Talmud. „Für alles", sagte sie einmal, „was uns die Thora verbietet, hat sie uns Ersatz gewährt, indem sie uns einen entsprechenden Genuß gestattet. Den Genuß des Blutes hat sie uns verboten, nicht aber den der Leber; für das Unschlitt des Rindes hat sie uns das Unschlitt des Wildprets erlaubt. Schweinefleisch dürfen wir nicht genießen, ein Aequivalent dafür ist uns in dem Kopfe des Störs gegeben. Der Umgang mit dem verheiratheten Weibe ist verboten; die Ehe mit der geschiedenen Frau, wenngleich ihr Mann noch lebt, aber gestattet. Ist auch die Heirath mit einer Kuthäerin verboten, so ist es doch erlaubt, eine gefangene Heidin zu heirathen. Warum bieten die Weisen uns keinen entsprechenden Genuß für Fleisch in Milch gekocht?"

Als Tochter des Exilsfürsten und Gattin des R. Nachman, der, von seinem Schwiegervater als Oberrichter angestellt, gleich ihr die Prunksucht liebte, lebte Jalta auf großem Fuße. Sie ließ sich in einer Sänfte tragen und verlangte von den Gelehrten, welche in ihrem Hause verkehrten, Huldigungen wie eine Fürstin. Als Ulla einst an ihrem Tische speiste und Bedenken trug, ihr den Becher des Segensspruches zu reichen, stand sie voll Zorn vom Tische auf, begab sich in den Weinkeller und zerschlug vierhundert Krüge Wein. Als dann Ulla, der arm und zum Wandern gezwungen war, auf Zureden R. Nachman's ihr die anfangs verweigerte Aufmerksamkeit erwies, ließ sie ihm sagen: „Von Umherstreifern kömmt Geschwätz und von Lumpen Ungeziefer."

Uebrigens konnte sie, namentlich gegen Gelehrte, sich auch in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zeigen. Als R. Amram, wegen seiner Frömmigkeit von der Dienerschaft ihres

Vaters verhöhnt, vor Aerger erkrankte, bereitete sie selbst ihm ein Bad, das ihm Heilung brachte.

Mit R. Nachman, der, obgleich selbst eine talmudische Autorität, mit Fragen delicater Art von ihr nie behelligt wurde, hatte sie mehrere Töchter, die wegen ihrer Arbeitsamkeit und Häuslichkeit gerühmt werden.

Em.

Reich an Wissen und Erfahrung ist die Erzieherin Abaji's, des Vorstehers der Hochschule zu Pumbedita, welcher, wie bereits erwähnt, sich im vorgerückten Alter mit der schönen Choma verheirathete. Ihren eigentlichen Namen erfahren wir nicht, sie wird nicht anders als „Em", Mutter, im Talmud genannt.

Em war eine Art Wunderdoctorin; sie kannte viele theils diätetische, theils therapeutische, größtentheils aber sympathetische Heilmittel, welche ihr frühverwaister Pflegesohn Abaji — er hatte seinen Vater vor und die Mutter unmittelbar nach seiner Geburt verloren und bewahrte seiner mütterlichen Erzieherin stets kindliche Liebe und Gehorsam — immer mit den Worten: „Em sagte mir", von ihr mittheilt.

Sie hatte Mittel gegen Ohnmacht und Melancholie, gegen Skorpionenstich, gegen verschiedene Fieber, welche sie durch schweißtreibende Getränke heilte, gegen Scheintod, Schwerathmigkeit, gegen Vollblütigkeit der Säuglinge. Sie ertheilte Regeln für magische Besprechungen und für die Nestelknüpfung, welche letztere, in der Schürzung eines Knotens in vorgeschriebener Weise bestehend, die Kraft besitzen sollte, auf Ehegatten einen Zauber auszuüben. Als Universalpflaster empfahl sie eine Mischung aus Talg, Wachs und Baumharz, ähnlich unserm ceratum simplex, und bei Ohrenkrankheiten wandte sie Ziegennieren an.

Interessant sind ihre pädagogischen und diätetischen Regeln. Das Kind soll sich selbständig entwickeln und von

früheſter Jugend in der eigenen Willenskraft geübt werden. Im Alter von ſechs Jahren ſollen Knaben mit dem Studium der Heiligen Schrift, und zu zehn Jahren mit dem Studium der Miſchna beginnen.

Sie warnt vor dem Genuß von Datteln, wenn man noch nüchtern iſt, empfiehlt ihn aber als ſtärkend nach dem Frühſtück.

Geröſtete Fruchtkörner, ſagt ſie einmal, ſind wohlthuend dem Herzen und verſcheuchen die Sorgen; und verdächtigendes Stadtgeſchwätz dauert nicht länger als anderthalb Tage.

Vermuthlich ſtammen von ihr noch viele andere Regeln und Heilmittel, welche von ihrem Pflegeſohn, wenn auch nicht in ihrem Namen, mitgetheilt werden.

Der Talmud nennt noch mehrere Frauen, welche im Beſitz einer ungewöhnlichen Bildung geweſen ſein müſſen.

Eine Jungfrau, welche zur Zeit des R. Jochanan (220) lebte, iſt Verfaſſerin eines kurzen, aber tiefſinnigen Gebets, das ungefähr lautet:

Das Eden ſchufeſt du, die Hölle auch nicht minder:
Gerechte weilen dort, die Hölle iſt für Sünder;
Es ſei dein Wille, Herr, dem gilt der Kinder Lallen,
Daß ich ſtets ſchuldlos bleib', daß ſie durch mich nicht fallen.

Von der Gattin eines Gelehrten wird erzählt, daß ſie an ſeiner Statt den in beſtimmter Form geſchlungenen Knoten des Phylakterion machte, was ſonſt nur Geſetzeskundige verſtanden.

Von einer Tochter R. Jannai's theilte ihr Bruder eine, freilich die Küche betreffende Geſetzesbeſtimmung als vom Vater ausgegangen im Collegium mit.

Selbſt Mägde nöthigten den Heroen des Talmud durch ihr Wiſſen und durch die gelegentlich von ihnen empfangene Belehrung Achtung ab; ſo die Magd des R. Gamaliel, welche, wie aus ihren Fragen erſichtlich, nicht unkundig im Geſetze war, namentlich aber die Magd des R. Jehuda Hanaſſi.

Dieſelbe wußte über mehrere den Gelehrten unerklärliche Wörter und Bibelſtellen Aufſchluß zu geben und verſtand eine Kunſtſprache, welche ſelbſt von den Gelehrten nur wenige verſtanden. Als dieſe gebildete Magd, die im Alter von 92 Jahren noch im vollen Gebrauch des Geſchmackſinns war, einſt ſah, wie ein Vater ſeinen erwachſenen Sohn öffentlich züchtigte, war ſie darüber ſo entrüſtet, daß ſie den erſtern gern in den Bann gethan hätte; ſie fürchtete, der ſtrenge Vater möchte den Sohn zur Gegenwehr reizen.

Rabbinische Frauen.

Mehrere Jahrhunderte vergehen ohne daß Frauen genannt werden. Die in vielen Partien noch immer dunkele Geschichte des Mittelalters hat keine Namen gelehrter Frauen auf uns gebracht, und doch läßt sich annehmen, daß es auch in diesen Jahrhunderten nicht an Jüdinnen gefehlt habe, welche durch Frömmigkeit und Bildung ihrem Geschlecht zur Zierde gereichten und es verdient hätten, daß ihre Namen der Nachwelt überliefert worden wären. Crasse Unwissenheit war dem jüdischen Weibe zumeist fremd; das jüdische Weib hatte immer religiöse Pflichten zu erfüllen, welche kennen zu lernen von ihm nie vernachlässigt wurde.

Huldigten zwar die Rabbiner alle dem Grundsatze, „die Gelehrsamkeit der Frauen habe sich auf den Spinnrocken zu beschränken", so sorgten sie nichtsdestoweniger dafür, daß dieselben in den ihnen obliegenden religiösen Pflichten unterwiesen wurden. Schon im 13. Jahrhundert schrieb ein französischer Rabbiner, R. Isaak aus Corbeil, außer einem praktischen Handbuch aller religiösen Pflichten, auch ein solches über diejenigen, welche die Frauen zu befolgen haben. Er gab sich der Hoffnung hin, daß durch wiederholtes Lesen und Studiren bei ihnen derselbe Zweck erreicht werden könne, wie bei den Männern durch das Studium des Talmud.

Die Rabbiner ließen es sich angelegen sein, besondere Schriften über die „Frauenpflichten" zu verfassen; es gibt deren in verschiedenen Sprachen. Bereits im 16. Jahrhundert hat man sie in jüdisch-deutschen Reimen bearbeitet, und später hat eine polnische rabbinische Autorität eine neue Bearbeitung geliefert, welche auch ins Italienische übersetzt wurde.

Kenntniß des Gesetzes war somit bei den jüdischen Frauen auch im Mittelalter anzutreffen, und es muß ihnen zum Lobe nachgerühmt werden: in den Zeiten des tiefsten Druckes und der crassesten Finsterniß waren sie es, welche das heilige Feuer der jüdischen Wissenschaft aus Liebe zur Religion nicht haben verlöschen lassen.

Rabbinisch gelehrten Frauen begegnen wir vom 11. Jahrhundert bis in die Gegenwart; das Andenken einzelner von ihnen wollen wir auffrischen.

Wir schweigen von der jüdischen Philosophin Maria, welche zur Zeit des Demokritos von Abdera, also um die Mitte des 5. Jahrhunderts gelebt haben soll und wegen ihrer vielen und weisen Rathschläge von Otronos dem Meder belobt wurde. Dunkel wie vermuthlich ihre Aussprüche, ist auch dunkel ihre Person.

Als tugendhaft und gelehrt wird gerühmt die Frau des Rabbiners und Staatsministers Joseph Ibn Nagdila. Sie, die Tochter eines armen Rabbiners, R. Nissim aus Kairuan, gewann ihrer geistigen Vorzüge wegen die Hand des reichsten und angesehensten Mannes in Granada; sie gewann seine Hand, aber nie sein Herz: ihre Ehe war nicht glücklich. Nicht älter als 30 Jahre, verlor sie ihren Gatten, der, von seiner Höhe gestürzt, den 30. December 1066 vor dem Thore von Granada ans Kreuz geschlagen wurde, und nur mit Mühe konnte sie ihr eigenes Leben retten. Sie flüchtete mit ihrem einzigen Sohne nach Lucena, wo sie wegen ihrer Gelehrsamkeit von allen geschätzt und von der dortigen jüdischen Gemeinde bis an ihr Lebensende

ehrenvoll unterhalten wurde. Ihr Sohn, zum Rabbiner herangebildet, war vor ihr im jugendlichen Alter gestorben.

„El Muallima", die Gelehrte, wurde die Frau jenes Ibn Altaras genannt, welcher die den Rabbinismus bekämpfende karäische Lehre nach Castilien verpflanzte und derselben unter den Rabbaniten Anhang zu verschaffen suchte. Nach seinem gegen 1126 erfolgten Tode setzte sie dessen Thätigkeit fort. Sie war so gelehrt, daß sie bei den Anhängern des Karäismus für eine theologische Autorität galt, indem diese auf die karäischen Ueberlieferungen bei ihr sich stützten und einer den andern zu fragen pflegte, wie die „Muallima" dies oder jenes erkläre.

Des gefeierten castilianischen jüdischen Dichters Abulhassan Jehuda Halewi einzige Tochter wird als Dichterin gerühmt. Sie soll eine schöne Elegie, welche, mit dem Akrostichon Bath Lewi (Tochter Lewi's) versehen, sich in dem „Divan" ihres Vaters befindet, verfaßt haben.

Auch Frankreich hatte mehrere reichbegabte Frauen. In Orleans begegnen wir:

Bellette, Schwester des als talmudische Autorität bekannten R. Isaak ben Menachem, welche um das Jahr 1050 lebte, und

Hanna, Schwester des am Krönungstage Königs Richard I. von England in London erschlagenen R. Jacob aus Orleans. Bellette unterwies im Auftrage ihres Bruders die Frauen ihrer Heimat in ihren religiösen Pflichten; Hanna belehrte ihre Glaubensschwestern über den Segensspruch bei dem den Frauen obliegenden Anzünden der Sabbatlichter.

Eine ganze Reihe gelehrter Frauen wird uns in der Familie des als Bibel- und Talmudcommentator berühmten Salomon ben Isaak, oder Raschi, aus Troyes in der Champagne genannt.

Rahel, genannt Bellejeune, Raschi's Tochter, war wie ihre Schwestern sehr unterrichtet. Mit ihrem Gatten Elieser lebte sie nicht glücklich und ließ sich von ihm scheiden.

Mirjam, Raſchi's Enkelin, Tochter des R. Jehuda ben Nathan, war in dem rabbiniſchen Geſetze ſo bewandert, daß ihr Fragen, welche mit der Küche im Zuſammenhang ſtehen, zur Entſcheidung vorgelegt wurden und ſie von ſpätern rabbiniſchen Autoritäten als glaubwürdige Stimme angeführt wird.

Anna, eine andere Enkelin Raſchi's, Tochter des R. Meïr aus Ramerü, unterrichtete gleich Bellette die Frauen in den religiöſen Pflichten.

Die gegen 1320 lebende Mutter des franzöſiſchen Oberrabbiners Mathatias ben Joſeph, welcher viele Rabbiner zu ſeinen Schülern zählte und bei dem König Karl V. in hohem Anſehen ſtand, war, wie Zunz ſich ausdrückt, faſt eine Rabbinerin. Der gelehrte Rabbiner Simon ben Zemach Duran in Algier erwähnt ihrer ſehr ehrenvoll und pflichtet ihrer Behauptung bei, daß allerdings der unterrichtende Lehrer, nicht aber der fragende Schüler ſich der Kürze und Präciſion im Ausdruck zu bedienen habe.

In Rom lebte Paula dei Manſi, die Tochter des Abraham ben Joab Haſopher (des Schreibers) und Gattin des Jechiel ben Salomon. In der hebräiſchen Sprache und den rabbiniſchen Wiſſenſchaften bewandert, unterſtützte ſie ihren Vater in ſeiner Kunſt. Sie copirte im Jahre 1288 zwei Quartbände Commentarien zur Heiligen Schrift ſauber und correct, ſodaß die Handſchrift noch heute bewundert zu werden verdient, und Mittwoch den 2. Niſſan 5053 (März 1293) beendete ſie in ebenſo ſchöner Ausführung die zwei Quartbände ſtarke Abſchrift der „Halachoth" des R. Jeſaia aus Trani für ihren Anverwandten Menachem ben Benjamin.

Die Tochter des R. Samuel ben Ali in Bagdad, der Tauſende von Schülern um ſich ſammelte, war in Bibel und Talmud gelehrt und hielt vor jungen Leuten öffentliche Vorträge. Wie die Olympia Fulvia, welche zu Baſel öffentlich gelehrt hat und deren Schriften auch dort ge-

druckt sind, saß, nach dem Berichten des Reisenden Petachia aus Regensburg, auch diese Bath Halewi genannte Gelehrte bei ihren Vorlesungen in einem mit dunkeln Glasscheiben versehenen Kasten, damit die jungen Leute sie nicht sehen und etwa ein Auge auf sie werfen möchten.

Dieselbe Vorsicht beobachtete hundert Jahre später Mirjam Schapira, die Tochter des gelehrten Salomon Schapira und Schwester des Perez aus Constanz, welche später die Stammmutter der in der rabbinischen Literatur berühmten Familie Loria wurde. Auch sie war eine gewiegte Kennerin des Talmud und der rabbinischen Schriften; viele Jahre stand sie einer Hochschule vor, und sie zählte, während des Unterrichts hinter einem Schleier sitzend, zahlreiche Jünger zu ihren Schülern.

Eine merkwürdige Frau ist Dolze, die Gattin des vielseitig gelehrten Rabbiners Elasar aus Worms. Sie kannte alle Regeln über verbotene Speisen, unterrichtete Frauen in der Gebetordnung wie in den synagogalen Gesängen, hielt an Sabbaten öffentliche Vorträge. Sie war sehr fromm und versäumte es in ihrer Frömmigkeit nie, im Gotteshause die Lichter zu Sabbat- und Festtagen selbst herzurichten; sie stand während des ganzen Versöhnungstages und gestattete sich nicht, sich auch nur einen Augenblick niederzusetzen. Sie ernährte ihren Mann und ihre Kinder, war außerordentlich wohlthätig und dabei von so sanfter Natur, daß ihr Gatte in einem auf sie verfaßten Trauergesange bekennt, nie im Leben durch sie betrübt worden zu sein. Diese seltene Frau erlitt den Märtyrertod; zusammen mit ihren beiden Töchtern Bellette und Anna wurde sie von zwei Kreuzrittern den 6. December 1213 oder 1214 in Erfurt erschlagen.

Brune aus Mainz legte, was sonst nur Männern obliegt, das Schaufäden-Gewand an, und die Töchter des R. Abraham aus Orleans ließen es sich nicht nehmen, gemeinschaftlich das Tischgebet zu verrichten. Eine Frau

Lea war in der rabbinischen Literatur bewandert; gegen 1400 richtete sie an den mainzer Rabbiner Jacob ben Moses Halewi, gewöhnlich nach den Anfangsbuchstaben seines Namens „Maharil" genannt, schriftlich eine gelehrte Frage. Trotzdem dieser Rabbiner, dessen einträgliches Geschäft die Heirathsvermittelung bildete, den gelehrten Frauen durchaus nicht gewogen war, antwortete er Lea aus Achtung vor ihrem gelehrten Vater doch ausführlich.

Um diese Zeit gab es nach dem Zeugnisse des erwähnten mainzer Rabbiners in Süddeutschland viele Frauen, welche mit allen das weibliche Geschlecht betreffenden rabbinischen Gesetzen sehr vertraut und in rabbinicis bewanderter waren als viele Männer jener Zeit. Zu diesen gehörte unter andern seine eigene Schwester, deren Lehrerin die Schwester eines R. Simcha war, und Fromet Ahrweiler, die Tochter des R. Isaak Ahrweiler, eines seiner Correspondenten. Sie schrieb 1430 für ihren Gatten, den Rabbiner Samuel ben Moses, das noch heute ungedruckte rabbinische Werk „Der kleine Mordechai", von Samuel Schlettstadt aus Straßburg verfaßt, eigenhändig ab. Diese sehr correcte Abschrift wird in der französischen Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt.

Frau Hendel (Hendlin) Cohen, die Witwe des Paltiel Cohen aus Breslau oder Schweidnitz, correspondirte in einer Erbschaftsangelegenheit mit dem Rabbiner Israel Isserlein; ihre gelehrte Antwort imponirte ihm sehr, sodaß er sie in seinem zweiten Schreiben mit dem Bibelworte: „Sei gepriesen unter den Weibern im Zelte", anredete. An diese Frau richtete, wie wir vermuthen, Schöndel, die Gattin des Rabbiners Isserlein, einen deutschen Brief, worin sie ihr eine rabbinische Entscheidung ihres Gatten mittheilte.

Wegen ihrer Gelehrsamkeit nicht minder als wegen ihrer vornehmen Abkunft wird gerühmt Dina Wahl, die Enkelin jenes Saul Wahl, der, wenn auch nur auf eine Stunde, zum König von Polen gewählt worden war. Der für

Dina's schöne Tante in Vorschlag gebrachte, von dieser aber abgewiesene Rabbiner Heschel war Witwer geworden und hatte seiner Frau auf dem Sterbebette das Versprechen gegeben, sich nicht wieder zu verheirathen. Dina, die gleichfalls Witwe war, hatte keinen sehnlichern Wunsch, als die Gattin des berühmten Rabbi zu werden, und da mehrere einflußreiche Männer in Brisk, ihrer Geburtsstadt, es ihr abgeschlagen hatten, ihm den Heirathsantrag zu stellen, so schrieb sie ihm eigenhändig einen Brief, in dem sie ihn um eine kurze Unterredung bat nnd ihn ersuchte, aus seinem in der ersten Etage gelegenen Lehrzimmer zu ihr herabzukommen. Rabbi Heschel, der die von der Familie Wahl ihm zugefügte Beleidigung nicht verwinden konnte, war doch höflich genug, Dina diese Bitte zu erfüllen. Als er sie erblickte und sie fragte, weshalb sie ihn bemühe, antwortete sie ihm kurz, zugleich damit ihren Wunsch ausdrückend, mit dem Satze der Weisen: „Steige eine Stufe hinab und nimm dir eine Frau!" R. Heschel war von dem Auftreten und dem Geiste Dina's so überrascht, daß er sein Gelübde sich lösen ließ und sie heirathete. Dina, gewöhnlich „die große Frau" genannt, starb in Brody.

Als rabbinisch gelehrte Frauen werden noch genannt:

Flora aus Köln, die Gattin des Isaak aus Düren, der 1320 ein Ritual-Sammelwerk verfaßte, die ungenannte Frau des Don Vidal Jom-Tob aus Tolosa, welche, als nach dem Tode ihres Gatten ein anderer rabbinischer Schriftsteller, der denselben Namen Jom-Tob führte, um ihre Hand anhielt, diesen unter Anwendung des rabbinischen Spruchs: „Der zweite Jom-Tob (Feiertag) ist im Vergleich zum ersten einem Werkeltage gleich geachtet", abgewiesen haben soll.

Ferner Fomina oder Pomona, die Gattin des Daniel Modena, an die R. David aus Imola über die von ihr gestellte Anfrage, ob das zum Braten bestimmte Fleisch

zuvor rituell geſalzen werden müſſe, ein gelehrtes Gutachten richtete.

Fiorela, die Gattin des gelehrten Salomon Modena in Bologna, war mit Bibel und Talmud vertraut und pilgerte aus Frömmigkeit nach Paläſtina, woſelbſt ſie gegen 1585 ihr Leben beſchloß. Ein Jahr ſpäter ſtarb Gutlin, die fromme und gelehrte Frau des paduaner Rabbiners Abraham Luzzatto.

Eine arabiſche Dichterin.

Als im 12. und 13. Jahrhundert infolge der überall neuerwachten Vaterlandsliebe auch die heimatlichen Sprachen liebevolle Pflege fanden und namentlich im chriſtlichen und mauriſchen Spanien, in der Provence und in deutſchen Gauen Troubadours und Minſtrels, Dichter und Minneſänger die Empfindungen ihres Herzens aushauchten, nahmen auch die Juden, obgleich ſie nirgends ein Vaterland hatten, ſondern überall als Fremdlinge und Geduldete betrachtet wurden, an dieſen Beſtrebungen in den verſchiedenen Ländern eifrigen Antheil.

In jener Zeit, da die Ommejaden den höchſten Glanz eines orientaliſchen Staats entfalteten und neben den ſpaniſch-arabiſchen Dichtern auch Dichterinnen in erklecklicher Anzahl in arabiſcher Sprache Lieder der Liebe verfaßten, da blieben auch die jüdiſchen Frauen nicht zurück.

Nächſt der Açma, der Tochter Mervan's, welche Satyren auf Mohammed verfaßte und auf Anſtiften des Propheten von einem Meuchelmörder auf ihrem Ruhebette erſchlagen wurde, war eine der erſten Jüdinnen, welche in arabiſcher Sprache ſchrieben und dichteten, Xemoſa, eine Andaluſierin von Geburt. Ihr Vater, Ismael, ebenfalls Dichter, verwandte auf ihre Erziehung beſondere Sorgfalt

Zuweilen gab er ihr die Hälfte einer Strophe an, und ſie mußte dann die andere Hälfte dazu dichten.

So recitirte er ihr einmal:

Hab' einen Freund, deß Schönheit in vollem Glanz erſtrahlt,
Bis daß ſie zu verdunkeln ihr Abglanz ſich erlaubt.

Nach kurzem Nachdenken fuhr ſie fort:

Die Sonne iſt's, von welcher ohn' Unterlaß der Mond
Sein Licht entlehnt und dann verfinſternd ihr es raubt.

Die junge Dichterin blickte einmal in den Spiegel und bemerkte ihre eigene Schönheit. Da ſie ſchon erwachſen und noch nicht verheirathet war, rief ſie aus:

Einen Weinberg ſchau' ich da, zur Leſ' iſt jetzt die Zeit,
Noch ſtreckt ſich nicht die Hand aus hin nach der vollen Frucht;
Weh, hinwelkt meine Jugend gar bald in Harm und Leid,
Und ihn, den ich nicht nenne, mein Blick vergebens ſucht.

Der Vater hörte dies und ſchaute nach einem Bräutigam für ſeine Tochter aus.

Bei Betrachtung einer Gazelle, welche ſie aufzog, ſang ſie:

Nur in dir, du durch den Garten fliehende Gazelle,
Scheu gleich dir und dunkeläugig, ich mein Bild erblicke;
Leben beide einſam wir, ohne jeglichen Genoſſen:
Harren wir geduldig aus, wie es wollen die Geſchicke!

Schade daß über dieſe talentvolle Dichterin uns alle nähern Lebensumſtände, ſelbſt Ort und Zeit ihrer Blüte fehlen.

Aerztinnen.

Auch in der Kunst, welche in so ausgedehntem Maße und mit so reichem Erfolge von den Juden zu allen Zeiten und in allen Ländern geübt wurde, in der Medicin, sind Frauen thätig. Es gibt Jüdinnen, welche nicht blos Hebammendienste versahen, sondern, gleich ihren heutigen Colleginnen in England, Rußland und Nordamerika, die Heilkunde praktisch ausübten.

Von jener Wunderdoctorin aus der talmudischen Zeit, der Erzieherin Abaji's, war schon früher die Rede.

Die Mutter eines Josephus beschäftigte sich vor der Zerstörung in Jerusalem mit der Wundarzneikunde.

Im 15. Jahrhundert blühte Sara, die „Juden-Erztin" genannt. Sie erhielt von Johann II. von Brünn den 2. Mai 1419 gegen eine, für die damalige Zeit sehr beträchtliche, jährliche Steuer von 10 Gulden die Erlaubniß, ihre Kunst in dem Bisthum Würzburg frei ausüben zu dürfen. Ihr Ansehen muß ein großes und ihre Praxis jedenfalls eine bedeutende gewesen sein, denn Sara brachte laut einer uns erhaltenen Urkunde des fürstlichen Landgerichts Würzburg vom Jahre 1419 alle die Güter, welche Friedrich von Riedern im Stift und Herzogthum Franken besaß, „wie das alles geheißen mag und wo das gelegen ist oder Namen hat",

käuflich an sich. Durch einen edlen Ritter von Wissentaun wurde sie vor Gericht vertreten.

Zu gleicher Zeit, gegen 1435, lebte in Frankfurt a. Main eine jüdische Aerztin, welche auch Augenärztin war, deren Name uns aber nicht genannt wird.

Daß jüdische Frauen immer und überall die Hebammenkunst betrieben, bedarf keiner besondern Erwähnung.

In jüngster Zeit widmen sich wieder Frauen, namentlich in Amerika, dem Studium der Medicin. Unter den jüdischen Aerztinnen der Gegenwart hat sich Miß Elson, eine amerikanische Dame, durch ihre öffentlichen Vorträge über Physiologie einen Ruf erworben.

Setzerinnen und Druckerinnen.

Wo immer neue Ideen in Schwang kommen, sagt einmal ein deutscher Literarhistoriker, sind Juden und Frauen die ersten, welche sie erfassen und sich zu eigen machen. Es darf uns daher nicht wundernehmen, daß auch an Gutenberg's weltbeglückender Kunst nicht allein die Juden sich rasch betheiligten, sondern auch jüdische Frauen, so fern diese Thätigkeit dem weiblichen Berufe eigentlich liegt, schon vor Jahrhunderten wacker mitarbeiteten.

Kaum war die Buchdruckerkunst in Italien eingeführt, so fand sich am Setzerkasten auch eine jüdische Frau, die wohlunterrichtete Estellina Konat. Sie war die Gattin des Abraham ben Salomon Konat, der noch als promovirter Arzt das Setzen erlernte und im Jahre 1476 in Mantua eine Druckerei errichtete, aus der verschiedene hebräische Druckwerke hervorgingen, die als Incunabeln großen Werth haben. Das noch vor dem Jahre 1480 in dieser Officin zum ersten male gedruckte, von jüdischen wie christlichen Gelehrten oft übersetzte Moralgedicht „Bechinot Olam" oder „Prüfung der Welt" des R. Jedaja Bedaresi Ha-Penini wurde von Estellina in Gemeinschaft mit Jacob Levi aus Tarrascon gedruckt.

In Prag, einer der ältesten und früher der größten jüdischen Gemeinden Deutschlands, sowie in den polnischen

Gemeinden Krakau und Lublin entfaltete die jüdische Typographie seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts eine große Regsamkeit — und Frauen halfen vielfach mit.

Gütel Cohen, die Tochter des in der Lemberger'schen Officin in Prag als Setzer beschäftigten Jehuda Cohen ben Alexander, oder kurzweg Löb Setzer genannt, setzte im Jahre 1627 die unter dem Titel „Siach Jizchak" erschienene hebräische Grammatik des Isaak ben Samuel Halewi.

Um dieselbe Zeit lebte in Krakau Czerna Meisels, deren Vater Menachem ben Moses Meisels im Jahre 1631 in Krakau eine Druckerei errichtete. Sie war bei dem Drucke des Supercommentars zu Raschi's Commentar zum Pentateuch „Minchat Jehuda" des Jehuda Löb Eulenburg (1635), bei dem des Werkes „Recheb Elijahu" (1638) und neben dem „Pressenzieher und Vorbeter" des Benjamin ben Salomon bei dem 1646 erschienenen und Abhandlungen über verschiedene Partien des Tractats Chulin enthaltenden „Jam schel Sch'lomo" thätig.

In Lublin war es die Druckereibesitzerin selbst, welche als Setzerin mitarbeitete: Sara Jafé, Ehefrau des Salomon ben Jacob Jafé (Kalmanka's) [1665—74].

In verschiedenen Officinen war als Setzerin thätig Reichel Jüdels, die Tochter des Druckereibesitzers Isaak Cohen in Wilmersdorf bei Nürnberg, eine Enkelin des prager Setzers Jehuda Löb Jüdels, aus der renommirten Druckerfamilie der Gersoniden. Zuerst in der Druckerei ihres Vaters beschäftigt, war sie, nachdem dieselbe nach kurzem Bestande 1679 eingegangen, in der sulzbacher Druckerei des Moses Bloch (1691) und später in der von dem Gemeindevorsteher Hirsch ben Joseph Halewi in Fürth errichteten Officin bis ins Jahr 1700 angestellt.

Ganz vortrefflich in ihren Leistungen und sehr unterrichtet waren die Töchter eines zum Judenthum übergetretenen Christen aus Nikolsburg, als Jude Moses ben Abraham genannt, der eine kleine hebräische Druckerei einrichtete

und seine Töchter zu Setzerinnen ausbildete. Jungfrau Ella arbeitete zusammen mit ihrem Bruder Israel in Frankfurt a. Oder zu Ende des 17. Jahrhunderts an dem dort neu aufgelegten Talmud. Sie selbst wird zum Schluß des Tractats Nida genannt und bezeichnet die Jahreszahl in sehr sinniger Weise durch das Bibelwort: „Das Weib wirbt um den Mann". Ihre Schwester Gela war, noch sehr jung, in der Officin ihres Vaters, die auch einige Jahre in Halle a. Saale bestand, beschäftigt. In einem zu Halle im Jahre 1710 gedruckten Gebetbuch heißt es von ihr:

Diese schöne neue Tephilla [1] von Anfang bis zu Ende
Hab' ich gesetzt alle אותיות [2] mit meine eigene Hände,
געלה בת הר"ר משה המדפיס ואמי מרת פריידה בת הר"ר
ישראל כ"ץ ז"ל
(Ich, Gela, die Tochter des Druckers Moses, Abraham's Sohn;
Meine Mutter, Frau Freude, Tochter des seligen Herrn Israel Cohn,)
Die hat mich zwischen zehn Kinder ש"י [3] geboren,
Ich bin ein בתולה [4] noch etwas unter zehn Joren,
Nehmt auch kein חדוש [5], daß ich muß arbeiten:
הרכה והענוכה בת ישראל [6] sitzt in גלות [7] lange Zeiten,
Ein Jor geht dahin, und das andere Jor thut kommen,
Und mir hoben von keiner גאולה [8] noch niks vernommen,
Mir schrein un' mir beten zu Gott alle Jor,
Wer wollt', daß unsere תפלות [9] bis השם ית"ש [10] sollten kommen vor?
Wiewohl ich muß schweigen still,
Ich un' mein Vaters Haus toren nit reden viel.
Wie es כל ישראל [11] wird dergehen,
Also soll uns auch geschehen,
Denn der פסוק [12] thut sagen:
Es wer'n sich freuen alle Leut,
Die auf das חורבן [13] von ירושלים [14] haben thun klagen

---

[1] Gebetbuch. — [2] Buchstaben. — [3] abbrevirt: Gott erhalte sie! — [4] Jungfrau. — [5] Wunder. — [6] Die weichliche und verzärtelte Tochter Israels (nach 5. B. Mos. 28, 56); statt הענוכה muß es heißen הענוגה. — [7] Verbannung. — [8] Erlösung. — [9] Gebete. — [10] Der Herr, gelobt sei er! — [11] ganz Israel. — [12] Bibelvers. — [13] die Zerstörung. — [14] Jerusalem.

Un' die auf das גלות[1] haben vertrieben groß Leid,
Die wer'n mit der גאולה[2] wieder haben groß Freud'.

Gela's Nichte Rebekka, die Tochter ihres Bruders Israel, der in Neuwied eine hebräische Druckerei hatte, setzte in Verbindung mit ihrem Bruder Tobias die „Schaagat Arje" betitelte Gutachtensammlung des krakauer Rabbiners Arje Jehuda Löb ben Samuel Zewi, welche im Jahre 1738 erschienen ist.

Zu gleicher Zeit mit der ebengenannten Rebekka lebte in Wilmersdorf Fiola, eine Fürtherin, die Tochter des Moses Schlenker, welche in zweiter Ehe mit dem Setzer Jakob Hirsch ben Moses verheirathet war. Sie arbeitete im Jahre 1727 mit ihrem Manne an dem bekannten, vier Theile starken Werke „Turim", das in Wilmersdorf neu aufgelegt wurde, und der Gatte setzte seinem „sittsamen und frommen" Weibe am Ende des Theiles „Orach Chajim" ein schönes Denkmal, indem er dieser treuen Gehülfin eine Zeile im Schlußgedicht widmete.

---

[1] die Verbannung. — [2] Erlösung.

Jüdisch-deutsche Schriftstellerinnen.

Mit dem 16. Jahrhundert trat auch die deutsche Sprache in den Kreis jüdischer Schriftstellerei. Alsbald regte sich das Bedürfniß nach Uebersetzungen von Bibel und Gebet, nach Volks- und Erbauungsbüchern für Frauen und Ungelehrte. Es entstanden biblische Epopöen in deutscher Sprache und deutscher Versform, als deren Vorbild das „Leben David's" in dem sogenannten Samuel-Buch erscheint. Dieses Samuel-Buch, nach dessen Versmaß auch andere Bearbeitungen geformt sind, hatte eine Frau, Frau Litte aus Regensburg, zur Verfasserin. Da die Juden bereits im Jahre 1519 aus genannter Stadt vertrieben wurden, so muß Frau Litte vor dieser Zeit gelebt und geschrieben haben. Sie schrieb nicht schlechter als die christlichen Schriftsteller der damaligen Zeit, wie aus folgender Probe ersichtlich:

Wir wissen wol, sprach Elias, dein Bosheit mußt geschehen,
Du bist darum herkommen, daß du den Streit wilst sehen.
Wo hast du unsere Schäflein in der Wüsteney gelahn?
Geh mir aus den Augen, du solst hie heime hin gahn.

Es ist daher gar nicht so unwahrscheinlich, daß bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Jüdin ein Gedicht in reinem Deutsch geschrieben und durch ihre zu freie Schilderung des Hoflebens sich die Ausweisung aus Wien zugezogen habe. Rachel Akerman — so wird die

junge Dichterin genannt —, die einzige Tochter eines sehr reichen Mannes in Wien, zeigte von Jugend an große Talente für die Literatur. Von den besten Lehrern unterrichtet, machte sie große und schnelle Fortschritte in der griechischen und lateinischen Sprache und verfertigte viele Gedichte zu ihrem eigenen Vergnügen. Zu ihrem Unglück schrieb sie ein Gedicht unter dem Titel: „Geheimniß des Hofes", in welchem sie die Intriguen auf eine solche Art schilderte, daß es bald verboten wurde, und sie sammt ihrem Vater Wien verlassen mußte. Sie hing mit inniger Liebe an ihrem Geburtsort, und gab auf ihrer Reise nach Danzig zu Iglau in Mähren 1544 im 22. Jahre ihres Lebens vor Gram den Geist auf.

Infolge der Bedrückung und Ausschließung, welche namentlich die deutschen Juden jahrhundertelang erfuhren, eigneten sie sich einen Jargon an, ein Gemisch aus deutscher Grundlage mit vielen hebräischen Wörtern und Corruptionen aus andern Mundarten, das sogenannte Jüdisch-deutsch, das auch bald zur Schriftsprache wurde und eine reiche, noch nicht hinlänglich gewürdigte Literatur aufzuweisen hat. In diesem jüdisch-deutschen Gewande wurden deutsche Ritter- und Heldensagen, morgenländische Sagen und Erzählungen, Mord- und Räubergeschichten, Lieder und Gedichte „zu Ehren Weiber und Maiden" in das Ghetto eingeführt und so der Sinn für Belletristik bei den jüdischen Frauen und Mädchen geweckt und befriedigt.

Auch dieser Zweig der Literatur wurde im 17. und 18. Jahrhundert von jüdischen Frauen cultivirt, indem sie Volksschriften theils selbst verfaßten, theils herausgaben und zum Druck beförderten. Zuweilen freilich läuft die ganze Schriftstellerei blos auf eine Buchhändlerspeculation hinaus. Man wußte oder schmeichelte sich, wenn ein weiblicher Name auf dem Titelblatt prangte, würden die Glaubensschwestern oder auch wißbegierige Glaubensbrüder um so eher das Schriftchen kaufen.

Zu einer gewissen Berühmtheit unter diesen jüdischen Schriftstellerinnen brachte es Rebekka Tiktiner. Hat doch der rostocker Professor G. G. Zellner über diese Rebekka eine eigene Dissertation geschrieben, aus der man von ihr freilich nicht viel mehr als ihren Namen erfährt. Sie war eine Polin, die Tochter des R. Meïr Tiktiner, und schrieb über die Pflichten der Frauen in jüdisch-deutscher Sprache ein Sittenbuch, das sie „sich zu ein Gedächtniß und allen Frauen zur Ehre" „Meneket Ribca", oder „Rebekka's Amme" betitelte, und das nach ihrem Tode im Jahre 1609 zu Prag, in zweiter Auflage 1618 zu Krakau erschien. Näheres wissen wir über diese „gelehrte Predigerin", wie sie genannt wird, und über ihr längst verschollenes Buch nicht.

Zu gleicher Zeit lebte in Prag Taube Pan, Tochter des R. Moses Löb Pizker und Gattin des R. Jakob Pan. Sie dichtete einen fünf Seiten umfassenden Gesang, der, ohne Angabe des Jahres und Ortes, wahrscheinlich in Prag 1609 gedruckt wurde und den Titel führt:

Ein schönes Lied, neu gemacht,
Beloschen Techina ist's worden ausgetracht.

In der letzten Strophe des Liedes nennt die Verfasserin ihren Namen:

Wenn jetzt wollt wissen, wer das Lied hat gemacht,
Taube, Weib des R. Jakob Pan, hat es dertracht,
Tochter des ehrwürdigen Rabbi Löb Pizker sal[1].
Der Ewige mög' behüten uns all!

Einer moralisirenden „Predigerin" begegnen wir in Hanna, der Tochter des Jehuda Löb Katz und Witwe des Isaak Aschkenasi. Sie ist Verfasserin einer jüdisch-deutschen Derascha oder Predigt, die sie aus verschiedenen ethischen Schriften zusammengelesen hat, und die in Amsterdam, ohne Angabe des Jahres, gedruckt wurde.

Polen, der Sitz der damaligen jüdischen Gelehrsamkeit,

[1] sal = זצ"ל, abbrev. für „gesegneten Andenkens".

lieferte auch mehrere literarisch thätige Frauen. Edel Mendels aus Krakau, die Tochter des Rabbi Moses ben Jesaias Mendels, der als Rabbiner in Frankfurt a. Main, Prag und Posen lebte, schrieb in jüdisch-deutscher Sprache ein Compendium des „Josippon", oder eine Geschichte der Juden nach Josephus, die in Krakau, ihrem Wohnsitze, im Jahre 1670 erschien.

Rösel, ebenfalls eine krakauer Dame, die Enkelin des Rabbi Jehuda Lewi, der funfzig Jahre einer talmudischen Hochschule in Lodomir vorstand, und Gattin des Rabbi Fischl, schrieb als Witwe auf ihren Wanderungen in Hannover das Thillim- oder Psalmenbuch in jüdisch-deutscher Uebersetzung im Metrum des erwähnten Samuel-Buchs von Moses Stendal ab und ließ es 1586 in Krakau erscheinen, „damit es soll sein lieblich zu leien Mann und Frauen und die frommen Maidlich".

Als gelehrte Frau wird gerühmt Elluſch, die Tochter des Mordechai Machel aus Zluzk in Polen, und Gattin des R. Ahron ben Eljakim Götz, der einige Zeit als Rabbiner in der Nähe von Wilna fungirte. Sie verfaßte auf der mit ihrem Manne unternommenen Reise nach Palästina eine jüdisch-deutsche Uebersetzung der bei dem Frühgottesdienste üblichen Gebete, welche in Frankfurt a. Oder 1704 erschien, und lieferte eine jüdisch-deutsche Bearbeitung des von Ahron Berachjah verfaßten Sterbe- und Leichenrituals.

Mehrere als Schriftstellerinnen und Herausgeberinnen jüdisch-deutscher Schriften nicht unbekannte Frauen lieferte die auch durch ihre Druckereien berühmte jüdische Gemeinde zu Prag.

Bathseba (Petschel) Hurwitz, die Gattin des Seligman Hurwitz in Prag, beförderte das in fünfundfunfzig Strophen gereimte Lied von Moses Zurita, ein Lobgesang zu Ehren der göttlichen Wunder, im Jahre 1602 zum Druck. Bella Chasan, die Tochter des Bär ben Chiskia Levi Horwitz, der den Märtyrertod erlitten, und Gattin des wiener Exu-

lanten Joseph Chasan, edirte im Jahre 1705 die „Geschichte des Hauses David", und in Gemeinschaft mit Madame Rachel, der Frau des Löb Porges und Tochter des Nathan Rausnitz, die Geschichte von der Ankunft der Juden in Prag, „eine schöne Geschichte, so ist geschehen, ehe noch Jehudim zu Prag gewohnt". Auch ist Bella Verfasserin eines „Gebetes, von Neujahr bis zum Versöhnungstag zu beten".

Schon früher edirte Sorel, die Tochter des „Fromm R. Jakob", das von diesem verfaßte „Thoralied". Rachel, Tochter des Mordechai Sofer, gab „Techinot" oder Gebete für Frauen heraus, und Frau Pinne, Tochter des Wolf, das Buch Esther mit deutschem Targum.

Eine Frau Schöndele darf hier nicht übergangen werden. Sie vergriff sich an fremdem Eigenthum, indem sie das Zehngebotlied von Meïr Wärter mit dem nur in Einem Worte veränderten Akrostichon des Autors unter ihrem Namen herausgab und sich selbst zueignete.

Wenn auch nicht als Schriftstellerin, so verdient doch als wohlunterrichtete Pragerin erwähnt zu werden Bella Perlhöfter. Ihr Gatte Isachar Bär Perlhöfter aus Eibenschütz, der als Rabbinatsassessor 1715 in Prag lebte, verfaßte eigens für sie unter dem Titel „B'er Schewa" ein aus zwei Theilen (Paradies und Hölle) bestehendes Sittenbuch, das noch handschriftlich vorhanden ist.

Bedeutender als viele der genannten Frauen ist Glikel Hamel, eine geborene Hamburgerin. Sie wurde die Gattin des Rabbiners Moses Hamel in Beiersdorf und schrieb nach dem Tode ihres Gatten in jüdisch-deutscher Sprache ein 187 Blatt umfassendes, aus sieben kleinen Büchelchen bestehendes, noch ungedrucktes geschichtliches Buch, das ihr Enkel Chaim Hamel „Wort für Wort" zum Heil und Frommen der spätern Generationen ins Reine geschrieben hat. Aus diesem, in der Nationalbibliothek zu Paris handschriftlich aufbewahrten Geschichtswerke, das interessante Nachrichten aus ihrer Zeit und unter anderm über den falschen Messias

Sabbatai Zewi enthält, geben wir als Probe die Einleitung, in der uns die Verfasserin ihre Jugendgeschichte erzählt. Ihre originelle Schreibweise behalten wir so weit möglich bei.

„Meine Geburt, mein' ich, ist gewesen im Jahre 5407, d. i. 1647, daß mich meine koschere fromme Mutter hat zur Welt gebracht mit Hilf und Barmherzigkeit von dem großen Gott; und ob unsere Chachamim [Weisen] seligen Andenkens schon gesagt: «Besser, der Mensch wäre nicht geschaffen, als daß er geschaffen ist», weil der Mensch so viel auf der sündigen Welt muß ausstehen, so danke und lobe ich doch meinen Schöpfer, daß er mich nach seinem Willen und Wohlgefallen beschaffen hat, und bitte den großen, gütigen Gott, derweil er mich ja nach seinem heiligen Willen beschaffen hat, mich doch in seinen heiligen Schutz zu nehmen.

„Wer hungrig ist gegangen in meines Vaters Haus, ist satt wieder herausgegangen. Seine Kinder, sowohl Söhne als Töchter, hat er lassen lernen במילי דשמיא ובמילי דעלמא, d. h. in göttlichen und weltlichen Dingen. Ich bin in Hamburg geboren, aber wie ich gehört habe von meinen lieben Aeltern und anderen: ich bin keine drei Jahre alt gewesen, als alle bar Jisrelim [Israeliten] haben eine Vertreibung aus Hamburg gehabt, und alle mußten nach Altona ziehen, welches dem König von Dänemark gehört, und gottlob guten Schutz haben. Altona ist kaum eine Viertelstunde von Hamburg. In Altona haben etliche Juden gewohnt, ungefähr fünfundzwanzig Haushaltungen, und dort haben wir unsere Synagoge und unsern Friedhof gehabt; also haben wir gewohnt in Altona eine Zeit lang, und endlich in Hamburg משתדל gewesen [bewirkt], daß man den Israeliten in Altona hat Passen [Pässe] gegeben, daß sie haben mögen in die Stadt gehen und Geschäfte treiben. Ein jeder Paß hat gegolten auf vier Wochen; denselben hat man von dem regierenden Bürgermeister von Hamburg bekommen und hat gekostet einen Hagar [Dukaten?], und wenn der Paß ist ausgewesen, hat man wieder einen neuen müssen lösen, aber aus den vier

Wochen sind oft acht Wochen geworden, dieweil Leut' Kundschaft mit dem Bürgermeister oder den Beamten gehabt haben. Es ist den Leuten nebich [leider] gar schwer gefallen, denn sie haben ihr Geschäft alles müssen in der Stadt suchen, und besonders das nebich arme dürftige Leut' sein gewesen. Manche haben sich oft gewagt, ohne Paß in die Stadt zu schleichen; wenn sie dann sind von den Beamten ertappt geworden, hat man sie eingesperrt, hat alles dann viel Geld gekostet und Leiden gehabt, daß man sie wieder hat frei bekommen. Früh am andern Morgen, sobald sie nebich aus der Schul' sein gekommen, sein sie in die Stadt gegangen, und gegen Nacht, als man das Thor hat wollen zumachen, wieder nach Altona gegangen, und wenn sie nebich heraus sein gegangen, das Leben oft nicht sicher gewesen von Rischus wegen von bösen Leuten und Lumpen-Gesindel, daß eine jede Frau nebich hat Gott gedankt, daß sie ihren Mann wieder gesund bei sich gehabt hat. Es sind zur selbigen Zeit keine vierzig Haushaltungen mit denselben, die von Hamburg nach Altona gekommen sind, sind in derselbigen Zeit auch keine große עשירים [Reiche] gewesen, doch ein Jeder hat sich ehrlich ernährt. Die reichsten Leut' in derselben Zeit sind gewesen: Chaim Fürst sel. ist ein Mann gewesen von 10,000 Reichsthalern, mein seliger Vater ist ein Mann gewesen von 8000 Reichsthalern, andere von 6000, auch von 2000 Reichsthalern, haben sich aber sehr schön geführt und gar באהבה ובחבה [in Liebe und Innigkeit] miteinander gelebt, aber in jener Zeit haben besser gelebt als jetzt in diesen Geschlechtern, daß die reichen Leut' nicht zu ersättigen sein, und darauf sagen wir Amen."

Italienische Dichterinnen.

Auf einer weit höhern Stufe der Cultur als in Deutschland standen die Juden in Italien. In der Heimat eines Petrarca, Dante und Tasso hatte die allgemeine Bildung auf das gesammte Volksleben und somit auch auf die Juden eine mächtige Wirkung geübt. Die Juden Italiens, ganz besonders die Venedigs, nächst Rom der größten jüdischen Gemeinde der Iberischen Halbinsel, lebten während des Mittelalters trotz mancher politischen Beschränkung in blühendem Wohlstande. Auch sie hatten zwar ihr Ghetto, die schön gelegene „Spina lunga", die noch heute „Giudecca" genannt wird, sie waren aber von der Gesellschaft nicht ausgeschlossen, standen vielmehr mit ihren christlichen Mitbürgern sowol in geschäftlichem wie in literarischem Verkehr. Männer wie Leon Modena, Simone Luzzatto, Juda de Sommi und mehrere andere waren ebenso vertraut mit der lateinischen und italienischen wie mit der hebräischen Sprache, und ihre italienischen Schriften wurden von Christen und Juden gleich viel gelesen und geschätzt. Aber nicht allein die Wissenschaft und Poesie, sondern auch Gesang und Musik fanden bei ihnen stets liebevolle Pflege, sodaß die Nobili sich an dem Gesange der Jüdinnen ergötzten, und die christliche Jugend von dem hohen Adel bis zu dem Bürgerstande die jüdischen

Gesangschulen in der „Giudecca" fleißig besuchten, bis im Jahre 1443 den Juden unter Androhung von Gefängniß- und Geldstrafe verboten wurde, Christen in ihren Sing- und Spielschulen zu unterrichten, ein Gesetz, welches später noch öfter erneuert wurde. Man hegte die Besorgniß, die Juden könnten durch die Kunst christliche Jünglinge und Jungfrauen zur Annahme des Judenthums verleiten.

Auch hier gab es jüdische Frauen, welche, heimisch in der Poesie ihres Stammes wie in der des Volkes, unter dem sie lebten, als begabte Dichterinnen von den Musensöhnen Italiens gefeiert wurden.

Als die erste Jüdin, welche die italienische Poesie pflegte, wird

Giustina Levi-Perotti

aus Sassoferrato genannt. Sie lebte um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Wir besitzen von ihr nichts als ein Sonett, das sie an Petrarca gerichtet und das von dem großen Dichter in der herzlichsten Weise erwidert wurde.

Eine andere Dichterin tritt uns in

Rosa Levi

entgegen. Sie lebte im Jahre 1571 in Venedig und war vielleicht eine Verwandte jenes Abraham Levi, bei dem Torquato Tasso am 2. März 1570 den von seinem Vater geerbten Degen und andere Gegenstände um eine geringfügige Summe versetzte. Von Rosa Levi, welche später dem Judenthum den Rücken kehrte, ist ein kleines Sonett erhalten, dessen Luigi Grotto ehrenvoll Erwähnung thut.

Bedeutender als diese beiden waren Debora Ascarelli und Sara Copia Sullam.

Debora Ascarelli,

eine geborene Römerin, lebte als die Gattin eines angesehenen Mannes, Giuseppi Ascarelli, in Venedig. Der hebräischen und italienischen Sprache gleich mächtig, übersetzte sie die hebräischen Hymnen Moses Rieti's, welcher der jüdische Dante genannt wird, in zierlichen Versen und zwar in terze rime unter dem Titel „Il Tempio" ins Italienische; sie lieferte eine italienische Uebersetzung der „Ermahnung", wie ein größeres religiöses Gedicht des spanischen Rabbiners Bachia Ibn Bakuda genannt wird, das dem Rituale der spanisch-portugiesischen Juden für den Versöhnungstag einverleibt ist, ferner eine italienische Uebersetzung des großen Bußgebetes des R. Nissim, desselben Gebets, das auch gegen 1686 durch den spanischen Dichter Miguel oder Daniel Levi de Barrios ins Spanische übertragen wurde. Diese verschiedenen Uebersetzungen der Debora Ascarelli wurden im Jahre 1609 in Venedig gedruckt und der Dichterin von David della Rocca, vielleicht nicht ganz ohne ihr Vorwissen, mit der ganz eigenthümlichen Wendung gewidmet: „Den Gläubigen mit seinem eigenen Gute bezahlen, ist etwas Neues". Anspielend auf die Trophäen, welche die vom Judenthum abgefallene Rosa Levi besungen, ruft ein jüdisch-italienischer Dichter der Debora zu: „Mögen andere große Trophäen besingen, du verherrlichst deines Volkes Preis!"

Eine jüngere Zeitgenossin Debora Ascarelli's war die durch Geist und Anmuth strahlende

Sara Copia Sullam.

Sie wurde in Venedig gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren. Ihr Vater Simon Coppio, ein ebenso geachteter und wohlhabender als sehr unterrichteter Mann, — derselbe, dessen der gelehrte und freisinnige venetianer Rabbiner Leon Modena in der Widmung seiner 1602 erschie-

nenen Predigtsammlung an Moses Coppio, den Bruder Simon's, ehrend gedenkt — verwendete alle Liebe und Sorgfalt auf die Erziehung dieser reich begabten Tochter. Er sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Sara sprach und schrieb Italienisch und Spanisch, verstand Latein, auch Griechisch, sodaß sie die römischen und griechischen Classiker lesen konnte, und war mit der hebräischen Sprache so vertraut, daß sie die Heilige Schrift im Urtext las. Früh entwickelte sich ihr poetisches Talent, schon als junges Mädchen schrieb sie Poesien, welche die Kritik nicht zu scheuen hatten. Von freundlichem, gewinnendem Wesen und durchdringendem Verstande, dabei von ungewöhnlicher Schönheit und Bescheidenheit, wurde Sara der Stolz des Ghettos und erregte die Bewunderung aller, die sie sahen und kennen lernten.

Ein harter Schlag traf das kaum zur Jungfrau herangewachsene Mädchen durch den Tod des Vaters, welcher lange Zeit an gichtischen und andern Beschwerden litt und im August 1606 seinen Leiden erlag. Sara sah sich nun ohne männlichen Schutz, umgeben von schwärmerischen Verehrern und bigoten Freundinnen, welche durch Schmeicheleien und Liebkosungen sie ihrem väterlichen Glauben zu entfremden suchten. Daher entschloß sich ihre Mutter Rahel Coppia zu Anfang des Jahres 1614, sie zu verheirathen mit Jacob Sullam, einem liebenswürdigen, wohlhabenden und unterrichteten jungen Manne aus Venedig, dem Bruder jenes Moses Sullam, dem der bedeutende Musiker und Componist Salomon Rossi aus Mantua sein 1620 in Venedig erschienenes und mit einer Empfehlung von Leon Modena versehenes Musikwerk widmete. Tugendhaft und edel wie im älterlichen Hause, war sie die tugendhafteste und liebevollste Gattin.

Glücklich und zufrieden lebte Sara im Kreise ihrer Familie: da wurde, wenn auch nicht ihr eheliches Glück, so doch ihr heiteres Gemüth durch die Zudringlichkeit eines geistig matten und kränklichen christlichen Dichters getrübt.

Der Genueſe Anſaldo Cebà — ſo hieß der bigote Dichter —, der die diplomatiſche Carrière, auf der es ihm nicht recht glücken wollte, mit dem Prieſterkleide vertauſchte und dann in ſtiller Zurückgezogenheit der Wiſſenſchaft und der Dichtkunſt lebte, trat im Jahre 1615 mit einem neuen Epos auf, deſſen Stoff er, der Richtung jener Zeit folgend, der bibliſchen Geſchichte entnommen hatte. Dieſes Epos „Eſther", das, wiewol voll Künſteleien, doch nicht ohne Schwung war, wurde bei ſeinem Erſcheinen mit ebenſo heftigem Tadel wie überſchwenglichem Lob empfangen. Sara Sullam gehörte zu den aufrichtigſten Bewunderern des Cebà'ſchen Epos. Der Umſtand, daß ein chriſtlicher Dichter, ein Geiſtlicher, eine Heldin aus dem jüdiſchen Volke verherrlichte, nahm ſie für eine dem Judenthum gebrachte Huldigung auf; „Eſther" entzückte ihr von Liebe für ihren Glauben und ihren Stamm erfülltes Herz. In ihrer Begeiſterung konnte ſie dem Drange nicht widerſtehen, dem ihr perſönlich gänzlich unbekannten Dichter ihre Freude darüber auszudrücken, daß er eine Jüdin zur Heldin ſeines Epos gewählt habe, und ſo richtete ſie an den damals dreiundfunfzigjährigen Cebà ein Schreiben, in dem ſie verſichert, „das Gedicht verlaſſe ſie nie, des Nachts lege ſie es unter ihr Kopfkiſſen, um es beim Erwachen wieder zu leſen".

Kaum hatte Cebà dieſen von Dank für ſein Epos überſtrömenden Brief der Jüdin geleſen, als er auch mächtig von dem Gedanken ergriffen wurde, dieſe ſchöne Seele für den Himmel zu gewinnen. Gleich in ſeinem erſten Briefe vom 19. Mai 1618 bat er Sara inſtändigſt, die ihn beglückende Correſpondenz fortzuſetzen, aber auch zu beherzigen, was die Königin Eſther im neunzehnten Geſange ſeines Epos ſage, und — den alten Weg zu verlaſſen. Sara antwortete ſofort kurz und bündig, indem ſie ihm ſchrieb:

Wer immer den alten Weg aufgibt für den neuen,
Hat dieſen Selbſtbetrug gar bitter zu bereuen.

Es entspann sich nun zwischen Cebà und Sara Sullam ein Briefwechsel, welcher ununterbrochen volle vier Jahre dauerte, und den der Dichter selbst, wenige Monate vor seinem Tode, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Es ist zu bedauern, daß uns nur die Briefe Cebà's und nicht auch die Sara's erhalten blieben; letztere sind infolge der Wachsamkeit der Inquisition nie im Druck erschienen.

Je weniger Aussicht auf Erfolg sich dem geistlichen Dichter von vornherein zeigte, die schöne Jüdin zu bekehren, desto mehr steigerte sich sein Eifer bis zur Leidenschaft. Daß es so weit kam, war allerdings zum nicht geringen Theil auch die Schuld Sara's. Statt den Briefwechsel abzubrechen, sobald sie die Absicht des frommen Dichters merkte, nährte sie, nicht frei von Eitelkeit, ein Verhältniß, das, so unschuldig es an sich auch war, ihr später viele kummervolle Nächte bereitete.

Man mag es begreiflich, ja verzeihlich finden, daß Cebà den Wunsch hegte, die merkwürdige Jüdin, welche mit eigenen Augen zu schauen er seines leidenden Zustandes wegen sich versagen mußte, wenigstens durch das Auge seines alten treuen Dieners Marco, der von Jugend auf um ihn war und dem er seine innersten Gefühle entdeckte, einmal zu sehen. Im November 1618 hatte ihm Sara als Andenken eine sehr schöne Handarbeit, ein Toilettenkästchen, geschickt, auf dem die Haupttugenden des Menschen in von ihr ausgeführter Malerei symbolisch dargestellt waren. Um diese Aufmerksamkeit zu erwidern, ließ er ihr einige Monate später zur Faschingszeit einen Korb mit den auserlesensten Früchten, welche in Genua zu finden waren, eine Ode, welche die zärtlichsten Gefühle für sie ausdrückte, und ein spanisches Buch durch Marco zustellen. Voll Begeisterung kam der Diener, von Sara freigebig beschenkt, zu Cebà zurück; er konnte nicht Worte genug finden, seinem Herrn ihre Großmuth zu schildern, ihre Liebenswürdigkeit und den Zauber ihrer Stimme, mit der sie die schönsten Stellen aus „Esther" vortrug.

Mit jedem Briefe, den Cebà von Sara erhielt, wuchs sein Staunen über ihre tiefe Gelehrsamkeit, ihre Vertrautheit mit den philosophischen Schriftstellern des Alterthums, über ihren scharfen Verstand und ihre Belesenheit in der Geschichte und Literatur ihres Volks. Er sah bald ein, daß er bei einer so geistreichen und gelehrten Frau mit seinen Bemühungen, ihren Verstand zu überzeugen, nicht durchdringen könne, und suchte daher auf ihr Herz und Gemüth zu wirken: er nahm zum Gebet seine Zuflucht. Sara gab dem Dichter zwar die Erlaubniß, für ihr Seelenheil zu beten, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, wenn auch sie zu ihrem Gott beten dürfe, daß Ansaldo sich zum Judenthum bekehre. Der Schwärmer! Er veranlaßte auch eine angesehene bigote Genueserin, ihre Gebete um Sara's Seelenheil mit den seinigen zu vereinen; ja — was der blinde Eifer nicht alles vermag — in ihrem Familiennamen Coppia, wie Sara früher sich schrieb, erblickte er eine günstige Vorbedeutung für den Erfolg; dieser Name erweckte in ihm die Hoffnung, sie noch als Christin zu sehen und aus ihr und einem Christen ein Paar (coppia) zu machen. Um ihm auch diese Täuschung zu benehmen, veränderte sie ihren Namen, insofern sie sich fortan Copia, mit einem p, unterzeichnete.

Bei aller Standhaftigkeit im Glauben, und im Bewußtsein unverbrüchlicher Treue gegen ihren von ihr innig geliebten Gatten, der gleich Sara mit zudringlichen Bekehrungsversuchen von Cebà beläftigt wurde, weihte sie doch dem seinem Ende nahen Dichter ihre geistige Verehrung. Die Correspondenz verlor nicht an Innigkeit. Sara gab dem durch den Verlust eines Bruders tiefgebeugten Cebà die Versicherung, daß sie es als ein Glück betrachten würde, die Verlängerung seines Lebens durch ihr eigenes erkaufen zu können; sie bat ihn dringend um sein Bild. Er schickte es ihr mit einer Ode, wie er sie schöner nie gedichtet, und in Begleitung eines Briefes, den er wegen allzu großer Schwäche von einer fremden Hand mußte schreiben lassen. Noch ein-

mal legte er ihr seinen heißesten Wunsch ans Herz; er könne, schreibt er, nur dann ruhig sterben, wenn er die Gewißheit habe, im Himmel mit ihr verbunden zu sein.

Sara drückte ihm ihren Schmerz über seinen leidenden Zustand, ihre Freude über das empfangene Bild aus; aber seine flehentliche Bitte, auch nur das kurze Gebet: „Heilige Maria, bete für mich", zu sprechen, wies sie entschieden ab; schon das käme, wie sie behauptete, dem Abfall von dem väterlichen Glauben gleich. Hingegen lud sie ihn ein, zur Kräftigung seiner Gesundheit auf einige Zeit nach Venedig zu kommen, und Anfangs Januar 1621 schickte sie ihm ihr Bild mit folgendem Verse:

Dies ist der Freundin Bild. Das deine allein
Trägt im Herzen tief sie eingeprägt
Und spricht, indem die Hand aufs Herz sie legt:
Hier wohnt, verehret ihn, der Abgott mein!

Die Schönheit der Freundin übertraf noch bei weitem die Idee, welche er sich nach der Schilderung Marco's von ihr gemacht hatte, und das Bild, das er nicht erwartet hatte, versetzte ihn in eine unbeschreibliche Aufregung, die noch um so größer war, als er gerade eine ihm theuere Schwester durch den Tod verloren hatte und seine Kräfte von Tag zu Tag mehr schwanden. „Endlich haben wir uns doch wenigstens im Bilde gesehen", schreibt er ihr bald nach Empfang des Geschenks, „aber ich weiß nicht, wer von uns beiden sich mehr darüber gefreut. Ich muß Ihnen gestehen, daß in dieser Welt weder Ihr Bild noch Ihre Person zu sehen für mich gut ist. Ich bedarf der Sammlung und der Ruhe für die letzten Stunden meines Lebens, und Sie, Sie haben von so vielen Seiten zugleich den Angriff auf mich unternommen, daß ich Ihren Händen nicht mehr entkommen kann. Ich bin so wenig Herr über mich selbst, daß ich mich bisweilen vor Ihrem Bilde Gefühlen überlasse, vor denen ich fast erröthen müßte. Liebend wie ich Sie liebe, leidend wie ich leide, weiß ich nicht, wie ich noch leben kann, und

dennoch lebe ich und schreibe Briefe voller Zärtlichkeit, als gingen meine Tage nicht auf die Neige." Dann fährt er in poetischer Form fort:

Du stehst in der schönsten Blüte deiner Jahre,
Deine Wangen blühn in holder Frühlingspracht;
Mir erbleichen schon im Schnee die Haare —
Liebesglut im Herzen, außen eisige Nacht.

Solange er noch Kraft in sich fühlte, ließ er von seinen Bemühungen nicht ab, Sara zu bekehren: alle Versuche scheiterten jedoch an ihrer Glaubenstreue. Sie wollte, wie sie oft sagte, auch da ihr Grab finden, wo ihre Wiege gestanden, sterben wie sie gelebt.

An Erfolg dachte selbst der eifervolle Cebà nicht mehr, und oft kam ihm der Gedanke, die Correspondenz abzubrechen; er schrieb ihr einen Brief, welcher nicht allein den tiefsten Schmerz, sondern völlige Verzweiflung athmete.

Dieser Brief blieb lange ohne Antwort; Cebà wurde von Unruhe über ihr Schweigen verzehrt.

Ueber Sara's Lebenshorizont hatten sich plötzlich düstere Wolken gelagert. Wochenlang lag sie an einer schweren Krankheit danieder; kaum genesen, hatte sie die Unbilden des Neides und der Schelsucht zu ertragen. Ihre eigenen Glaubensbrüder fügten ihr die tiefsten Kränkungen zu: einige niedere Seelen misgönnten ihr das Glück und die Achtung, die sie genoß, und da ihr Leben rein und makellos war, so griffen sie ihre Religiosität an. Nachdem die Angefeindete ihre Gegner in der Giudecca zum Schweigen gebracht, wurde sie von einer noch weit gefährlichern Anklage bedroht; es fehlte nicht viel, so wäre sie als Ketzerin dem grausamen Inquisitionstribunal in die Hände gefallen.

Ein junger fanatischer Geistlicher, Balthasar Bonifacio aus Rovigo, später Bischof von Capodistria, welcher während seines Aufenthalts in Venedig an den gelehrten Unterhaltungen Sara's oft theilgenommen und ihre beredte Vertheidigung des Judenthums mit angehört, veröffentlichte näm-

lich zu Anfang des Jahres 1621 eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, in der er die Anklage erhob, daß Sara diesen dem Judenthum wie dem Christenthum gleich heiligen Grundsatz leugne. So ungern sie auch an die Oeffentlichkeit trat, nach einer solchen Anklage durfte sie nicht ruhig bleiben; alle ihre Kräfte zusammenraffend — sie hatte sich von ihrer Krankheit noch nicht ganz erholt — schrieb sie in zwei Tagen eine Vertheidigung voll dialektischer Schärfe und beißender Ironie, in der sie den frechen Verleumder wie mit einem Schlage vernichtete und über ihren unwissenden Gegner einen glänzenden Sieg davontrug.

Diese Schrift, außer einigen Sonetten und den wenigen an Cebà gerichteten Briefen das einzige Product ihres herrlichen Geistes, das uns erhalten ist, erschien als „Glaubensbekenntniß" im Jahre 1621 in Venedig und ist den Manen ihres Vaters gewidmet. Den Vater, der seit der frühesten Kindheit ihren Geist und ihr Herz gebildet und den der Tod ihr so früh entrissen hatte, ihn, dessen Andenken ihr so theuer war und dessen Verlust sie täglich beweinte, ihn rief sie gewissermaßen zum Zeugen ihres Kampfes für den Glauben an. Wie innig und kindlich ist die Widmung, die man nicht ohne Rührung zu lesen vermag:

„O Du mein heißgeliebter Vater, der Du mir das Dasein gegeben, der Du, Deiner irdischen Hülle beraubt, bei den verklärten Geistern weilst und immer weilen wirst in der Ewigkeit, Deinem theuern Andenken widme ich diese kleine Gabe, denn Dir gebührt der Ruhm, wenn etwa ein solcher meinem Namen zutheil wird, und das mag Dich trösten, daß Du keinen Sohn hinterlassen, der Deinen Namen trägt. Diese Schrift sei ein Pfand des kostbaren Andenkens an die unaussprechliche Zärtlichkeit, die Du stets gegen mich gehegt hast. Nimm daher diesen schwachen Beweis kindlicher Liebe aus der Hand derjenigen an, die Dir einst so theuer gewesen! Wenn mir Gott noch einige Tage des Lebens und der Gesundheit schenkt, um den Geistesgaben, die er mir

verliehen, ein wenig Geltung zu verschaffen, so wird Dein Name und der meinige miteinander fortleben in der Ewigkeit."

Bei dem Interesse, welches die Verfasserin und ihre Vertheidigung uns einflößt, können wir es uns nicht versagen, einige Stellen aus dem äußerst seltenen Schriftchen hier folgen zu lassen:

..."Als ich fand", schreibt Sara, „daß Ihre Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele an mich gerichtet ist mit der falschen Behauptung, gerade ich sei diejenige, welche in Bezug auf eine so hohe Wahrheit entgegengesetzter Ansicht sei, da wußte ich nicht, ob ich eine so überaus kühne Verleumdung mehr bewundern oder verachten solle. Es ist möglich, daß ich in irgendeinem Gespräche mit Ihnen einen philosophischen oder theologischen Einwurf gegen die Unsterblichkeit vorgebracht habe... das steht aber meiner Ansicht nach jedem frei, der sich mit dem Studium befaßt, selbst einer Frau und gar einer Jüdin, welche als solche in derartige Gespräche beständig hineingezogen und verwickelt wird, in der Hoffnung, sie sei für das Christenthum zu gewinnen. Ihr Versuch war somit ohne Zweifel unüberlegt, und ich hätte mich gegen denselben noch in ganz anderer Weise als blos mit der Feder vertheidigen können, es wäre mir ein Leichtes gewesen, Ihre Schrift als ein schmähliches Libell anzugreifen; doch meine Religion gebietet mir, mit Ihrer Einfalt Mitleid zu haben. Nur in Ihrer Einfalt konnten Sie glauben, sich die Unsterblichkeit zu sichern, wenn Sie über die Unsterblichkeit der Seele schrieben, und in Ermangelung einer andern Gelegenheit haben Sie diese gewählt, mich zu verdächtigen. Statt aber in anderer Weise mir Genugthuung zu verschaffen, begnügte ich mich, mit der Mühe von nicht mehr als zwei Tagen alles das zu widerlegen, was Sie nach so vielen unnützen Nachtwachen in vollen zwei Jahren gegen mich vorgebracht haben. Schon das Eine hätte genügen sollen, um Ihnen jeden Zweifel an meiner Gläubig-

keit zu benehmen, daß ich Jüdin geblieben bin; hätte ich den Glauben an die eigene Glückseligkeit verloren oder zu verlieren gefürchtet, es hätte mir an Gelegenheit wahrlich nicht gefehlt, meinen Zustand durch Religionswechsel zu verbessern, und es ist Ihnen nicht unbekannt, daß sehr angesehene und sehr einflußreiche Persönlichkeiten dieses zu bewirken versucht haben. — Und Sie schreiben über die Seele? Sie über Unsterblichkeit, das allerschwierigste Thema der Philosophie? Sie sollten sich doch so weit kennen, um zu wissen, daß Sie weder Philosoph noch Theolog sind, und irre ich nicht, so habe ich selbst dieses Geständniß sehr häufig aus Ihrem Munde gehört.....

„Der Titel Ihres Buchs hat mich lebhaft an jenen tapfern Römer erinnert, welcher auf die Einladung, eine Rede zum Lobe des Hercules anzuhören, ausrief: «Ei, wer denkt denn daran, von Hercules übel zu sprechen!» Ebenso verhält es sich mit dem Dogma von der Unsterblichkeit der Seele, das, in Venedig wenigstens, niemand anzugreifen wagt — und dennoch unternehmen Sie nicht nur dreist eine Vertheidigung desselben, sondern machen die närrischen Einfälle Ihrer Eitelkeit zu einer besondern Sendung, welche Ihnen von Gott anvertraut sei, dessen Vorsehung Sie aus der Mitte Ihrer Brüder erweckt, vorzugsweise Sie vor allen Theologen und Gelehrten Ihres Jahrhunderts. Wahrlich, hätte das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele keine sicherere Grundlage als die von Ihnen angeführten Gründe, so hätte der Materialismus leichtes Spiel, und die arme Menschheit wäre sehr zu beklagen.

„Was mich betrifft, so behandele ich diese Materie nicht, um mich etwa als Gelehrte oder Philosophin zu zeigen, oder, wie Sie wegwerfend meinen, um Sie zu belehren; ich gestehe vielmehr in aller Demuth, viel unwissender zu sein, als Sie es sind; ich mag Ihnen auch nicht mittheilen, was ich von denen, welche Ihr Buch gelesen, über dasselbe vernommen habe. Um über Unsterblichkeit der Seele zu schreiben,

muß man, mein lieber Herr, wahrlich noch etwas anderes haben als den Titel Doctor beider Rechte... Um Sie zu überzeugen, wie wenig Sie sich sowol in den theologischen Schriften als in den philosophischen Disciplinen umgesehen haben, genügt es, Sie an die Verleumdung zu erinnern, die Sie in Ihrem Buche gegen mich vorbringen; indem Sie nämlich fälschlich behaupten, daß ich die Unsterblichkeit der Seele leugne, fügen Sie noch hinzu, ich sei nach vielen Jahrtausenden die einzige unter den Juden, welche in solchen Irrthum verfalle..."

Es ist ergötzlich zu hören, wie Sara Sullam den jungen Theologen über seine Unwissenheit zurechtweist, seine Widersprüche aufdeckt und ihm gerade herausſagt, daß nur die Sucht nach Ruhm ihn verleitet habe, das schlechte Buch zu schreiben. Sie errang mit ihrer Vertheidigung, welche wir in ihren Einzelheiten nicht weiter verfolgen wollen, einen glänzenden Erfolg. Der vernichtete heuchlerische Gegner antwortete noch mit einem sechs Seiten umfassenden Libell, in dem er sich in seiner ganzen Verächtlichkeit zeigt.

Sara ließ dies Libell unbeachtet und antwortete nicht.

Ihr Freund Cebà, obwol von diesem für sie so bedeutungsvollen Ereigniß genau unterrichtet, nahm daran nicht den warmen Antheil, den sie erwartet hatte; er war zu leidend, zu schwach, und dachte an nichts als an sein nahes Ende. Nachdem er das „Manifest" gelesen hatte, schrieb er ihr, es sei nicht genug, an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, sondern man müsse auch an die Glückseligkeit im Jenseits denken. „Schreiben Sie mir nicht mehr", so schließt sein letzter Brief an Sara; „um ruhig sterben zu können, muß ich mich von allem Irdischen losmachen, und gerade Sie sind es, durch die ich noch an diese Welt gefesselt werde."

Ansaldo Cebà schied aus der Welt, ohne daß er seine Wünsche in Erfüllung gehen sah. Er starb den 12. April 1623. Noch auf dem Sterbebette legte er seinem Freunde Marc' Antonio Doria, dem er auch seine an die Jüdin gerichteten

Briefe widmete, die Sorge um das Seelenheil der Freundin dringend ans Herz; Sara blieb unerschütterlich in ihrer Glaubenstreue.

Diese Heldin, welche von italienischen Dichtern und Literarhistorikern, wie Cinelli, Carrer, Gamba u. a., als Gelehrte und Dichterin gefeiert wird, verschied 5. Adar (Ende Februar) des Jahres 1641. Der Rabbiner Leon Modena, ein Freund ihrer Familie, welcher das von dem spanischen Dichter Salomon Usque verfaßte und von ihm fast ganz umgearbeitete Drama „Esther" im Februar 1618 ihr gewidmet, schrieb ihr die Grabschrift, welche in der Uebersetzung lautet:

Der Todesengel warf den Pfeil, der schneidend scharf;
Er traf die Anmuthsfürstin und raffte schnell sie hin.
Sie bot, der Frauen Schmuck, Erleichtrung jedem Druck,
Dem Gramgebeugten nahe mit weiblich mildem Sinn.
Wol liegt nicht ausgelöst der edle Leib, entblößt,
Dem nagenden Gewürme zur Beute, zum Gewinn;
Doch zur Erlösungszeit erschallet laut und weit
Die Stimme: Kehre wieder, du Sulamiterin!

Spaniſche Dichterinnen.

Die zahlreichen geheimen Juden und Jüdinnen, welche, dem Beiſpiele der heldenmüthigen Mayor Rodriquez folgend, ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts mit großen Opfern und noch größern Gefahren ihre Flucht aus Spanien und ihre Ueberſiedelung nach den freien Niederlanden zur Ausführung brachten, gehörten zumeiſt der gebildeten Klaſſe an; es befanden ſich unter ihnen Aerzte, Geiſtliche in Mönchskleidern, Philoſophen und Sprachforſcher, Dichter und Dichterinnen. Auch in der neuen Heimat lebten ſie geiſtig noch in Spanien: ſie ſchrieben und dichteten in ſpaniſcher Sprache. Nach dem Muſter der Akademien und Dichtergeſellſchaften in der alten Heimat traten auch namentlich in Amſterdam, dem Eldorado der ſpaniſch-portugieſiſchen Flüchtlinge, die poetiſch begabten jüdiſchen Männer und Frauen zuſammen und errichteten Akademien, in denen ſie ihre poetiſchen Verſuche vorlaſen. So blühte in Amſterdam unter dem Präſidium des zum Pfalzgrafen erhobenen Manuel de Belmonte, eines der reichſten Juden aus portugieſiſchem Geſchlecht, die Akademie de los Sitibundos, an welcher der Arzt Iſaak de Rocamora, der als Marrane Mönch und Beichtvater der Kaiſerin Marie von Oeſterreich war, der Mathematiker Abraham Gomez de Arauxo und andere als Preisrichter fungirten.

Ihr schloß sich im Jahre 1686 die Akademie de los Floridos an, bei welcher der arme aber fruchtbare Dichter-Kapitän Daniel Levi de Barrios, der Arzt und Dichter Duarte Lopes Rosa und noch einige andere, wie der talentvolle Novellenschriftsteller Joseph Penso Vega, die Stellen der Preisrichter und Secretäre bekleideten.

Ein hervorragendes Mitglied dieser Akademien war

Donna Isabella Correa.

Isabella, die nach ihrer Flucht aus Spanien sich offen zum Judenthum bekannte und den Namen Rebekka annahm, lebte abwechselnd in Brüssel, Antwerpen und Amsterdam und verheirathete sich mit D. Nicolas de Oliver y Fullana oder Daniel Jehuda, wie er als Jude sich nannte, einem geborenen Mallorcaner, der als Hauptmann in holländischen Diensten stand und als Kosmograph der katholischen Majestät Ersprießliches leistete. Isabella Correa verstand nicht nur die meisten europäischen Sprachen, sie war auch in den Künsten wohl unterrichtet und ebenso berühmt durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist. Nach dem Zeugnisse des poetischen Literarhistorikers de Barrios, mit dem Isabella und ihr Gatte innig befreundet waren und dessen „Musenchor" sie beide besangen, hatte unsere Dichterin einen ganzen Band „verschiedener Poesien" zum Druck vorbereitet, die aber nie veröffentlicht wurden.

Isabella Correa gehört mit ihrem uns erhaltenen Product zu den beachtenswertheften Erscheinungen in der sonst so reichen spanischen Literatur: der „Pastor fido", jenes großartige, die Stimme der Natur und des menschlichen Herzens verkündende Werk des Italieners Guarini, ein damals vielgelesenes Buch, wurde von ihr ins Spanische übersetzt. Sie war sich der Vortrefflichkeit ihrer Arbeit bewußt, denn sie trug kein Bedenken, in ihrer zu Antwerpen den 15. November 1693 geschriebenen Widmung an Manuel de Belmonte,

den gefeierten Protector spanisch-jüdischer Poeten, zu versichern, daß ihre Uebersetzung, was Geschmack und Eleganz betreffe, weder dem italienischen Original noch der französischen Uebersetzung nachstehe. Ihre Arbeit war mehr als eine bloße Uebersetzung: einzelne Partien führte sie weiter aus und flocht ihre eigenen Betrachtungen mit ein. Correa's spanische Uebersetzung des „Pastor fido", von der in rascher Folge drei Auflagen erschienen und welche ihrer Zeit das Original verdrängte, wurde von dem portugiesischen Dichter Antonio dos Reys in lateinischen Versen besungen, die in freier Uebersetzung lauten:

Pastor Fido! Dich liest man im Text nicht mehr seit Correa;
Spanisch schuf sie dich um, treu übersetzend dein Lied.
Großen Erfolgs erfreute sie sich, denn Hispaniens Sprache
Gab so im Osten wie West damals den herrschenden Ton.
Darum zieret ihr Haupt ein Kranz von Lorber gewunden,
Weil ihre Rechte mit Kunst spielte die thrazische Lei'r;
Darum ward ihr gewährt ein Sitz auf dem Berge der Sänger,
Wenn auch gegen den Wunsch mancher batavischer Stimm'.
Lange verwarfen sie ja ihres Glaubens wegen Correa,
Und die Ihrigen selbst schmähten ihr heitres Gemüth.
. . . . . .
Jetzt mit besserem Recht wird verehrt die Jüdin Correa,
Correa, die, wie es schien, gänzlich der Lysia glich.

Freundin Isabella Correa's war die durch seltene geistige Begabung in den Akademien Madrids wie später in Amsterdam gefeierte

Donna Isabella Henriquez.

Ihre Jugend verlebte sie in Madrid, wo im Jahre 1634 der marranische Oberarzt Fernando oder Isaak Cardoso, wie er als Jude sich nannte, Verfasser eines Buchs über „die Vorzüge der Juden", ihr seine Erstlingsschrift über „die grüne Farbe" widmete; später siedelte sie nach Amsterdam über. Auch hier hatte sie, obgleich schon im reifern Alter — sie war wenigstens 60 Jahr alt — viele Freunde und Ver-

ehrer; eine echte Spanierin, vertheilte sie Amulete gegen den Liebesreiz, trotzdem sie den Aberglauben eifrig bekämpfte. Als einst in dem Hause des amsterdamer Rabbiners Isaak Aboab da Fonseca ein ungewöhnlich großes Ei mit einer Krone auf der Spitze gefunden und verschieden gedeutet wurde, erleuchtete Isabella den Verstand der abergläubischen Deutler in folgendem Gedichtchen, das aus ihrem poetischen Nachlasse auf uns gekommen ist:

Dieser Schrecken, dieses Wunder!
Basilisk und Natter nennt es
Eine falsche Phantasie.
Irrthum ist es des Verstandes!
Wend' nur deinen Blick ihm zu.
Will nicht Gottes große Güte
Die Beredsamkeit dir lohnen
In dem Monstrum, das du schaust?
Deine Tugend liegt im Großen,
In der Krone deine Weisheit.

Etwas später als Correa und Henriquez lebten in London die ebenfalls poetisch begabten Frauen spanisch-portugiesischer Abkunft D. Sara de Fonseca Pina y Pimentel, D. Manuela Nuñes de Almeida und deren Tochter D. Bienvenida Cohen Belmonte; sie alle drei feierten die spanische Psalmenübersetzung des marranischen Dichters Daniel Israel Lopez Laguna, welche unter dem Titel „Treuer Lebensspiegel" im Jahre 1720 in London erschien.

Gelehrte Frauen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Mit der Reformation, welche die freie Forschung in der hebräischen Schrift anbahnte, wurde auch die Pflege der hebräischen Sprache und Literatur unter den Christen geweckt. Jeder Gelehrte, und wer als solcher gelten wollte, hielt es für Ehrensache, Hebräisch zu erlernen, und es gehörte bald zum guten Ton, in hebräischer Sprache zu correspondiren, sodaß selbst christliche Damen mit Vorliebe dieselbe pflegten und hebräische Briefe schrieben. Anna Maria Schurman aus Utrecht, dieses Wunderkind des Jahrhunderts, die fast alle europäische Sprachen kannte, correspondirte in der „Sprache der Juden" mit den Gelehrten und auch mit einer englischen Dame Dorothea Moore. Die Tochter des Schwedenkönigs Gustav Adolf, der auch im Felde sich nicht niederlegte, ohne einige Psalmen im Urtexte zu lesen, die Königin Christine, welche in vielfachem Verkehr mit Juden stand, schrieb Hebräisch. Die Prinzessin Antonie von Würtemberg erlernte die hebräische Sprache und punktirte eine mit größern Buchstaben geschriebene hebräische Bibel mit höchsteigener Hand. Was Wunder, daß in dieser Zeit auch Jüdinnen mit Eifer sich dem Studium der jüdischen Literatur widmeten und es darin zu einer gewissen Fertigkeit, ja Berühmtheit brachten. Mehrere

derselben werden mit Anerkennung und Werthschätzung genannt, so Eva Bacharach, Bella Falk Cohen u. a. m.

Eva Bacharach,

die Tochter des Rabbiners Isaak Samson Cohen, wurde im Jahre 1585 in Prag geboren. Ihre Mutter Vögele, eine Tochter des 1609 verstorbenen berühmten prager Oberrabbiners Liwa ben Bezalel, gewöhnlich der hohe Rabbi Löb genannt, selbst eine gelehrte Frau, gab ihr eine sorgfältige Erziehung. Eva war in den rabbinischen Schriften bewandert und — wie ihr Enkel, der vielseitig gebildete Rabbiner Jair Chajim Bacharach, sich ausdrückt — als Gelehrte einzig in ihrer Art. Den „Midrasch Rabba", welchen ihr Vater mit einem Commentar versah, erklärte sie, den bekannten Midrasch-Commentar „Matnoth Kehunna" oft berichtigend, in scharfsinniger und zutreffender Weise. Ebenso glücklich war sie in ihren Erklärungen der synagogalen Poesien und der „Selichoth". Sie las mit Leichtigkeit die Bibelcommentare, namentlich „Raschi", verstand die aramäischen Bibelübersetzungen und schrieb ein geschmackvolles Hebräisch.

Nachdem sie den 20. April 1615 das Schmerzliche der Vertreibung und des Verlustes ihrer Habseligkeiten erfahren, verlor sie vier Wochen später, den 26. Mai 1615, kaum dreißig Jahr alt, ihren Gatten, den wormser Rabbiner Samuel Bacharach, und kehrte mit ihrem funfzehnjährigen Sohne Samson zu ihrer Mutter (gestorben Anfangs Januar 1629) nach Prag zurück. Aus Liebe zu ihrem verewigten Gatten konnte sie sich zu einer Wiederverheirathung nicht entschließen. An Heirathsanträgen fehlte es dieser ebenso gelehrten wie frommen Frau nicht; der durch sein mystisch-kabbalistisches Werk „Sch'lah" bekannte prager Oberrabiner Jesaia Hurwitz hielt nach dem Tode seiner wegen ihrer Gelehrsamkeit und außerordentlichen Frömmigkeit gerühmten Frau Chaja,

einer Krone des weiblichen Geschlechts, bevor er 1621 seine Reise nach Jerusalem antrat, um ihre Hand an; sie schlug sie aber aus und blieb in Prag, bis ihr Sohn Samson im Alter von erst vierundzwanzig Jahren als Rabbiner nach Göding in Mähren berufen wurde, wohin sie demselben folgte.

Glücklich lebte sie fortan bei ihrem Sohne, der sich bald mit einer Tochter des mährischen Landesältesten Isaak aus Ungarisch-Brod verheirathete, der klugen und gelehrten Frau Dabrüsch, der zu Ehren er eigens ein Sabbatlied dichtete, welches sie mit obligater Begleitung eines Instruments zu singen pflegte.

Als Samson Bacharach im Jahre 1650 das Rabbinat in Worms übernahm, folgte ihm Eva auch dorthin. Nach einem einjährigen Aufenthalte in der alten Rheinstadt brachte sie ihren Lieblingsplan, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, zur Ausführung. Ueberall wohin sie auf ihrer Reise kam, wurde sie mit Auszeichnung behandelt. Sie erreichte indeß ihr Ziel nicht, sondern starb im Jahre 1652 in Sofia, wo sie mit großen Ehren bestattet wurde. Ihre Brüder, Chajim Cohen, Rabbiner in Posen, und Naphtali Cohen, Rabbiner in Lublin, wetteiferten miteinander, ihrer berühmten Schwester Ehre zu erweisen.

Der Eva Bacharach an Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ähnlich war **Bella Falk Cohen**, ein Weib, „deren Herz voll Weisheit war", wie der prager Oberrabbiner Ezechiel Landau ihr nachrühmt. Sie wurde von ihrem Vater, dem reichen und wohlthätigen lemberger Gemeindevorsteher Israel ben Joseph, mit einem der bedeutendsten rabbinischen Autoritäten jener Zeit, R. Josua Falk Cohn, der in Lemberg einer vielbesuchten Hochschule vorstand, in früher Jugend verheirathet. Auch sie war in der rabbinischen Casuistik bewandert und traf die rituelle Entscheidung, daß an Festtagen der Segensspruch über die Fest-

lichter vor und nicht nach dem Anzünden derselben gesprochen werde, worin der erwähnte Ezechiel Landau gegen R. Aberle Gumbinner ihr zustimmte. Nach dem im Jahre 1614 erfolgten Tode ihres Gatten trieb sie ihr frommes Herz nach Jerusalem, wo sie im Alter von siebenundsiebzig Jahren ihr Leben beschloß. Ihr Sohn Joseph Cohen, der Herausgeber der Werke seines Vaters, setzte in einem derselben der berühmten Mutter ein Denkmal.

Laza, die Frau des Jakob ben Mordechai, edirte 1689 Gebete für die drei Nachtwachen, und **Sara Oppenheim**, die Tochter des durch seine reichhaltige, jetzt die Zierde der Bodleiana bildende hebräische Bibliothek bekannten prager Oberrabbiners David Oppenheim und Gattin des breslauer Rabbiners Chajim Jona Teomim, schrieb gegen 1709 eigenhändig eine Estherrolle, gegen deren rituelle Brauchbarkeit aber der prager Rabbiner Meïr Perles sich aussprach. Sein Enkel, der prager Oberjurist Eleasar Fleckeles, war jedoch entgegengesetzter Ansicht.

Wissen mit Frömmigkeit und Schönheit vereinigte in seltener Weise **Sprinza Kempner**, die Tochter des Elieser Braunschweig, dessen drei Töchter, Sprinza, Sara und Hanna, die Mütter mehrerer bekannter Rabbiner wurden. Sprinza, die Frau des Rabbiners Mordechai Kempner in Mähren, war in der Heiligen Schrift so belesen, daß sich ihre Kenntniß selbst auf die Massora erstreckte. Die gesammte Mischna wußte sie auswendig, und die agadischen Erzählungen des babylonischen Talmud vermochte sie wörtlich zu citiren — wie ihr Enkel, der unzuverlässige Moses Kunitz in Ofen, von ihr rühmt.

Eine als Gelehrte bekannte Frau ist **Krendel Steinhardt**, Mitglied einer gelehrten Rabbinerfamilie. Ihr Vater, R. Löb (Eisenstadt) Berlin, war Rabbiner, von ihren Brü-

dern war David Rabbiner in Altona und Hamburg, Jesaia, der die kritische Behandlung des Talmud anbahnte, Rabbiner in Breslau. Krendel verheirathete sich mit Joseph Steinhardt, Bezirksrabbiner in Rixheim und Niederenheim (Elsaß) und später in Fürth lebend, der als rabbinische Autorität seiner Zeit galt. Sie war eine geistreiche und gelehrte Frau und wurde nicht allein von ihrem Gatten und ihren Brüdern als solche hoch verehrt, sondern auch von Mit- und Nachwelt nicht anders als die „Rebbezin" (Rabbinerin) Krendel genannt. Mit den synagogalen Festgebeten war sie so vertraut, daß sie zu der Erklärung einer schwierigen Stelle, welche ihr Gatte ihrem Bruder Jesaia schriftlich ertheilte und ihr vorlas, sofort einen schlagenden Beweis aus dem Festrituale hinzufügte. Daß sie auch in der Heiligen Schrift ungewöhnlich bewandert war, zeigt folgende geistreiche Erklärung einer schwierigen Midraschstelle, welche ihr Gatte von ihr mittheilt. Dem Joseph, heißt es in jener Stelle, wurden zehn Jahre von seinem Leben genommen, weil er mit Hintansetzung der kindlichen Ehrfurcht aus dem Munde seiner Brüder zehnmal die Worte „Dein Knecht, mein (unser) Vater" ruhig mit anhörte, ohne es den Brüdern zu wehren. In Wirklichkeit gebrauchten aber die Brüder Joseph's die angeführte Redensart nur fünfmal. Krendel erklärt nun diesen Widerspruch treffend damit, daß Joseph in der That jene Worte zehnmal gehörte habe, da er trotz seiner Kenntniß der hebräischen Sprache sich stellte, als ob er sie nicht verstünde, und ein Dolmetscher ihm jedesmal die Worte „Dein Knecht, unser Vater" wiederholen mußte.

Das Werk ihres Gatten, Rechtsgutachten, talmudische Vorträge und Novellen enthaltend, erschien, wie in der Vorrede zu demselben besonders hervorgehoben wird, auf ihre Veranlassung.

Krendel hatte den Schmerz, mehrere Kinder in der Blüte des Lebens zu verlieren. Im Jahre 1776 starb ihr der

Gatte und ihr Bruder David. Wann und wo sie selbst aus dem Leben schied, wissen wir nicht.

Durch ihre Gelehrsamkeit erregte Aufsehen und Bewunderung **Bienvenida Ghirondi**, die Frau des Mordechai Ghirondi in Padua, der Heimat vieler Gelehrten; auch die im März 1636 verstorbene gelehrte **Mirjam Luria**, Tochter des Arztes David Chajim Luria, war eine Paduanerin. Bienvenida hielt schon als junges Mädchen talmudische Disputationen mit den größten Männern ihrer Zeit, welche ihr Wissen und ihren Scharfsinn nicht genug loben und bewundern konnten. Mit dem Studium des Midrasch und des Talmud beschäftigte sie sich fortwährend, und sie ließ es sich nicht nehmen, ihren im Jahre 1764 geborenen Sohn Zion Ghirondi in Bibel und hebräischer Grammatik selbst zu unterrichten, sowie die Schriften Maimuni's und den Raschi-Commentar mit ihm und andern jungen Leuten zu lesen. Ihre handschriftlichen Erklärungen einiger synagogalen Poesien und verschiedener schwieriger Bibelverse befanden sich im Besitze ihres Enkels Mordechai Ghirondi.

Als jüngere Zeitgenossinnen von ihr sind zu nennen: Sara Ofer und Tscharna Rosenthal.

Sara Ofer, eine Polin, die Tochter des auch als Mathematiker gerühmten Rabbiners Ofer in Belbirsk und Gattin des gelehrten und wohlhabenden Isaak Selka in Wilna, war nicht allein mit der Bibel vertraut, sondern auch in Midrasch und Talmud bewandert und eine seltene Kennerin der hebräischen Grammatik, sodaß sie genau nach den Regeln der Metrik in hebräischer Sprache dichtete. Sie erreichte das hohe Alter von 86 Jahren.

Tscharna Rosenthal, die Gattin des mit Moses Mendelssohn befreundeten, reichen und unterrichteten Naphtali Rosenthal in Moor (Ungarn), eine geborene Leipnik aus Totis,

las die Bibel im Urtext und wußte viele Stellen aus dem Talmud geläufig und correct zu citiren. Sie starb den 4. April 1797. Ihr Sohn Elias Rosenthal, ein gründlicher Kenner der hebräischen Sprache und Literatur, empfahl dem weiblichen Geschlechte das Beten in der Landessprache.

Das sind die bedeutendsten Frauen des jüdischen Stammes, welche in der Zeit vor Moses Mendelssohn gelebt haben. Aus Liebe zur Religion versenkten sie sich in die jüdische Wissenschaft und waren unablässig bemüht, Wissen und Religiosität in harmonischen Einklang zu bringen. Sie leben als leuchtende Vorbilder noch lange fort; mögen sich die Frauen unserer Zeit daran spiegeln und erheben.

Die berliner Salons.

Mit Moſes Mendelsſohn, dem unſterblichen Regenerator der Juden, war die Zeit gekommen, da der jüdiſche Stamm in das Culturleben der Völker mit eintreten und ein wichtiger Factor deſſelben werden ſollte. Moſes Mendelsſohn wurde der Bildner ſeines Volks; ſein edler Charakter, ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, ſeine äſthetiſche Bildung, ſein claſſiſcher Stil, ſeine ungeheuchelte Religioſität: alles das übte einen mächtigen Einfluß auf die innern und äußern Verhältniſſe ſeiner Glaubensgenoſſen. Dazu kam noch die großartige Gärung und Entwickelung der Zeit, in der er lebte und wirkte, die völlige Umgeſtaltung der politiſchen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Zuſtände. Mit dem allgemeinen Rufe nach Freiheit und Gleichheit fielen auch die Schranken, welche die Juden ſo lange von der Geſellſchaft getrennt hatten, und mit unerſättlicher Gier ſtürzten ſie ſich auf die ihnen lange genug vorenthaltenen Genüſſe geiſtiger Nahrung.

Dieſer Drang nach Wiſſen und Bildung zeigte ſich ganz beſonders bei den jüdiſchen Frauen, zunächſt Berlins. Mit dem Feuer, mit dem lebhafte Naturen ſtets das ihnen gänzlich Unbekannte erfaſſen, wandten ſie ſich der ſchönen Literatur und allem zu, was Bildung verhieß. Sie lernten Franzöſiſch,

um in der Hof- und Modesprache conversiren zu können; sie lasen Lessing, schon als Freund Mendelssohn's der Lieblingsschriftsteller der jüdischen Damen; sie griffen zu Voltaire und sogen alles Ironische und Frivole der damaligen französischen Literatur in raschen Zügen ein. Auch Kenntniß der englischen Sprache suchten sie sich anzueignen; durch sie wurde ihnen nicht allein Zugang zu den Werken der Freigeister eröffnet, sondern auch zu manchen Zeitromanen, welche den Liebesschwärmereien der jugendlichen Mädchenherzen süße Kost boten. „Wir hatten alle selbst einige Lust, Romanheldinnen zu werden", gesteht mit naiver Offenheit Henriette Herz. „Keine von uns, die nicht damals für irgendeinen Helden oder eine Heldin aus den Romanen der Zeit schwärmte, und obenan stand darin die geistreiche, mit feuriger Einbildung begabte Dorothea Mendelssohn."

Unter den später berühmt gewordenen jüdischen Frauen Berlins war die an Jahren älteste, an Geist und Wissen alle überragende

Dorothea Mendelssohn,

die gegen Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Berlin geborene zweite Tochter Moses Mendelssohn's. Sie galt für das leibliche Kind der Aufklärung. War Berlin das aufklärerische Hauptquartier im Staate der Aufklärung, so muß das Mendelssohn'sche Haus als das Lagerzelt aller nach Aufklärung Dürstenden betrachtet werden. Im älterlichen Hause sah die mit ausgezeichneten Anlagen ausgestattete Dorothea Männer wie Engel, Dohm, Nicolai, Maimon, sie hörte ihre Reden, lauschte ihren Gesprächen, durchblickte ihre Bestrebungen. Wie nur jemand, hat sie im jugendlichen Alter an allem, was die damalige Zeit der geistigen Regsamkeit, der freien Entwickelung, der mehr als natürlichen Ungezwungenheit bot, den lebendigsten Antheil genommen.

Dorothea wurde die Führerin und Wegweiserin ihrer Gespielinnen. Sie entwarf Pläne und sorgte für Belustigungen und Unterhaltungen. Sie richtete zuerst eine Lesegesellschaft ein, welche sich allwöchentlich bei ihr versammelte und der unter andern der unruhige, mit sich selbst unzufriedene Karl Philipp Moritz, Hofrath Herz und seine junge schöne Frau, Dorothea's jüngere Schwester Henriette und mehrere geistvolle Jüdinnen Berlins angehörten. Bei Theatervorstellungen, welche in den Häusern der reichen Juden gegeben wurden, übernahm auch Dorothea ihre Rolle, und am Morgen darauf war sie die aufmerksamste Zuhörerin ihres Vates, der ihr, ihrem Bruder Joseph und den beiden Humboldt seine „Morgenstunden" vorzutragen pflegte.

Dorothea hatte das sechzehnte Lebensjahr überschritten, und die weit über ihre Zeit und deren Anforderungen gebildete Jungfrau sollte in die Ehe eingehen. Trifft Moses Mendelssohn allerdings der Vorwurf, in der Erziehung zu nachsichtig gegen seine Kinder gewesen zu sein, so ist er auch andererseits von dem Unrecht nicht freizusprechen, daß er bei der Verheirathung seiner Töchter zu streng gegen sie verfuhr, insofern er ihre Neigung beschränkte und in echt patriarchalischer Weise sie Männern gab, statt die Wahl ihnen zu überlassen, statt ihr Herz zu befragen. War doch seine gewiß beherzigenswerthe Maxime, die er einst selbst befolgte und andern so sehr empfahl, bei der Verheirathung auf das Glänzende oder Nichtglänzende der äußern Umstände weniger Rücksicht zu nehmen, drang er ja unaufhörlich darauf, in solchen Fällen Herz und Gefühl entscheiden zu lassen. Bei seinen eigenen Töchtern aber, zumal bei Dorothea ließ er diesen Grundsatz außer Acht, indem er vielmehr darauf bedacht war, ihnen möglichst vermögende Männer zuzuführen. „Ein Schwiegersohn wie Eskeles in Wien wäre keine geringe Nahrung für meinen Stolz!" rief er ganz freudevoll aus, als dieser reiche Bankier für seine Henriette ihm in Vorschlag gebracht wurde. Mit dem Sohne des mecklenburg-

ſtrelitziſchen Hofagenten Nathan Meyer, „einem braven guten Jungen", verheirathete er ſeine Tochter Reikel. Ihre Ehe war keine glückliche; Reikel leitete ſpäter in Altona eine Erziehungsanſtalt mit Anmuth und Verſtand. Die geiſtreiche Dorothea wurde mit dem Bankier Simon Veit in Berlin verheirathet, einem biedern Manne, in dem der Vater alle die trefflichen Eigenſchaften im Keime erblickte, die ſich ſpäter in der That in ihm entwickelten.

Allein Dorotheen genügte er nicht; er war von beſchränkter Bildung und erſchien dem kaum ſiebzehnjährigen, lebhaften und mit gediegenem Wiſſen ausgeſtatteten Mädchen als ein philiſtriöſer Kaufmann, der nicht einmal durch äußere Vorzüge ihr irgendeinen Erſatz bot, denn er war unſchön von Geſicht und unanſehnlich von Geſtalt. Sie liebte ihn nicht und lernte ihn niemals lieben. Dieſe misliche, wider Neigung geſchloſſene Verbindung bildet den erſten Ring in der großen Kette von Leid und Unglück, welche Dorothea's Nacken ſo oft umſchlang. Ihre Munterkeit ſchwand; von ihrem Hochzeitstage an — ſie heirathete Anfang April 1783 — war ſie finſter und verſchloſſen. Dem theuern Vater verbarg ſie, eine gute folgſame Tochter, ihren Kummer; er wähnte ſie glücklich und meldete ihrem frühern Erzieher: „Meine Dorothea lebt mit ihrem unvergleichlichen Veit in einer glücklichen Ehe, glücklicher, als wenn der Sohn des reichſten Mannes ſich großmüthig entſchloſſen hätte, ſich zu ihr herabzulaſſen." Mendelsſohn war indeß ein zu feiner Menſchenkenner, als daß er, trotzdem das äußere Leben des jungen Ehepaares keineswegs das Bild der Uneinigkeit bot, nicht hätte erkennen ſollen, von welchem Gram und Schmerz das Herz ſeines Kindes durchwühlt wurde. Kurz vor ſeinem Tode fand ihn einer ſeiner Freunde unter dem Baum vor ſeinem Hauſe ſitzen und fragte ihn: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelsſohn? Sie ſehen ja ſo beſorgt aus!" „Ja", antwortete er, „ich bin es auch! Ich denke daran, wie es meinen Kindern nach meinem Tode noch ergehen wird."

Wer weiß, ob nicht damals schon eine leise Ahnung von dem, was später über seine Dorothea gekommen, sein Inneres beschlich. Sie wollte dem schwachen Manne keinen Schmerz bereiten und wies den schon bei seinen Lebzeiten von ihrer Freundin Henriette Herz ihr gemachten Vorschlag, sich von Veit zu trennen, aus kindlicher Liebe zurück; aber auch nach des Vaters Tode vergingen viele Jahre, ehe sie den Plan einer Trennung wieder aufnahm. Sei es daß sie ihren Veit näher erkannt und wegen seiner wahrhaft edeln Gesinnung und seines emsigen Strebens nach geistiger Ausbildung achten und schätzen gelernt hatte, sei es daß dem Bunde ihrer Ehe durch die Geburt zweier Söhne — von denen der eine, Philipp Veit, später als Maler berühmt wurde — eine höhere Weihe verliehen war: genug, Dorothea war noch 1798 Madame Veit.

Damals etwa dreißig Jahre alt, machte sie die Bekanntschaft eines fünfundzwanzigjährigen jungen Mannes, dessen Aeußeres allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Eine nicht eben zierlich und voll, jedoch stark und gesund gebaute Statur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles, rund um den Kopf kurz abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuseltes Haar, und ein ziemlich uneleganter, aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das war die Erscheinung des Mannes, welcher über Dorothea's ferneres Lebensglück entschied, das ist das Bild des jungen Friedrich von Schlegel. Er war schon damals mit so ausgebreiteten Kenntnissen versehen, daß man nicht begreifen konnte, wie es möglich war, in solcher Jugend so viel zu wissen, dazu von einem orginellen Geiste, der in Berlin, wo sich doch damals viel Geist und Talent fand, alles weit überragte. Sein ganzes Wesen war poetisch, idealisch. Wo er sich zeigte, galt er wegen seines Witzes sowol als wegen seiner Unbefangenheit für den angenehmsten Gesellschafter.

Dieser in seiner Art seltene Mensch machte bald nach seiner Ankunft in Berlin die Bekanntschaft des um nicht

viel ältern Theologen Schleiermacher und dessen intimer Freundin, Dorothea's mehrerwähnter Jugendgespielin Henriette Herz. Bei ihr sah Friedrich die Madame Veit zum ersten male. Schön war sie wahrhaftig nicht: alles, ihr Gesicht, ihre Gestalt, selbst Hand und Fuß, welche zuweilen auch an unschönen Frauen wohlgeformt zu sein pflegen, waren abschreckend häßlich; aber die strahlende Flamme, welche in ihrem Volke lebte, und ihr feuriger Geist blitzten aus ihrem seelenvollen, jedermann entzückenden Auge. „Freudig und stark, großartig und mild, duftend wie eine Blume, saftig wie eine Frucht, feurig wie ein Mann, zartfühlend wie ein Weib" erschien sie der vielgeprüften Helmina von Chézy, und was wunder, daß sie gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit Schlegel einen gewaltigen, von allen Anwesenden bemerkten Eindruck auf ihn machte. Durch ihren Geist allein ward er wie durch einen Zauber an sie gefesselt, denn er liebte das Crasse und Starke, und wie er Bücher am liebsten mit großer Schrift mochte, so auch an den Menschen große und starke Züge; das blos Sanfte und Schöne fesselte ihn nicht sehr, weil er nach der Analogie seines eigenen Gemüths alles für schwach hielt, was nicht feurig und stark erschien. Er liebte Dorothea; sie erblickte in ihm das Ideal ihrer Wünsche, den romantischen Helden, welcher ihr aus der Jugend vorschwebte und wie sie in ihren kummervollen Nächten so oft sich ihn ausgemalt hatte. Sie waren beide starke Geister, wie füreinander geschaffen. Keine Gelegenheit ließen sie unbenutzt, sich zu sehen. Schlegel wurde Hausfreund der Herz, der Rahel und auch bei Veit, der freilich kein großes Haus machte, eingeführt. So oft Dorothea konnte, weilte sie bei ihm; so oft es sich thun ließ, eilte er zu ihr. Ihn und Schleiermacher lud sie zu sich ein, um den dreißigjährigen Geburtstag des letztern „bei einer Tasse Thee und einem guten Punsch" zu feiern; mit der Herz eilte sie früh morgens nach der gemeinschaftlichen Wohnung der Freunde, um — Schleiermacher ihr Geschenk, ein Paar Hand-

schuhe und ein Weinglas zum Burgunder, den er besonders liebte, zu überreichen. Sie bewirkte auch bei dieser Geburtstagsfeier, daß Schlegel während des Winters mit Schleiermacher zusammen wohnte, wol aus keinem andern Grunde, als, sagen wir es frei heraus, um von Zeit zu Zeit bei dem Geliebten vorsprechen zu können, ohne den Anstand zu verletzen; Schleiermacher war ja Theologe, Wächter der Tugend. Ueberhaupt nimmt sowol er als seine „gute, einzige Jette" diesem Liebespaare gegenüber eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Schlegel und Dorothea hielten sie mit ihren verliebten Blicken ebenfalls für Verliebte und Liebende und meinten allen Ernstes, daß sich der tiefdenkende Theologe doch wol über sich selbst täuschte, daß seiner Freundschaft zu Henriette Leidenschaft zu Grunde läge, und daß er dies früher oder später auch wol entdecken würde. Schlegel's Verhältniß zu Dorothea nahm in seiner unbändigen Leidenschaftlichkeit in überraschend schneller Zeit den ernstesten Charakter an.

Dorothea, die Gattin, Mutter und Geliebte in einer Person war, lebte in der größten, sie beinahe verzehrenden Aufregung. Von Schlegel, dem Geliebten, konnte und wollte sie nicht lassen; mit Veit, dem Vater ihrer Kinder, war sie ehelich verbunden; ihrer Religion durfte sie, um von allem übrigen zu schweigen, schon ihres Vaters, ihrer Familie wegen nicht abtrünnig werden; Schlegel konnte sie, ohne mit ihrer ganzen Vergangenheit schnöde zu brechen und die heiligsten Bande zu zerreißen, nie den Ihren nennen. Was war zu thun? Eine gefährliche Krankheit, von welcher sie befallen wurde, löste schnell den Knoten von Verlegenheiten. Wochenlang lag sie an einer innern Entzündung schwer danieder. „Wir haben alle viel Noth um die gute Veit gehabt", berichtet Schleiermacher seiner Schwester, „denn auch nachdem sie außer aller Gefahr war, hatte sie noch mehrere Wochen lang die heftigsten Schmerzen." Nachdem sie sich wieder leidlich wohl befand, wurde Schlegel auf das Krankenbett

geworfen. Nun waren mit einem male alle Hindernisse aus dem Wege geräumt; die Scheidung wurde für Dorothea eine Nothwendigkeit, das alleinige Mittel, ihr Leben zu erhalten.

Henriette Herz, die intime Freundin sowol beider Eheleute als auch Schlegel's, unterzog sich dem, wie sie meinte, freilich kritischen Geschäfte, im Interesse beider die betreffenden Verhandlungen zu führen. Der brave Veit wollte anfangs von einer Scheidung nichts wissen; erst nachdem die Vermittlerin ihm einen Blick in das getrübte Innere seiner Gattin eröffnet hatte, gab er seine endliche Einwilgung dazu.

Dorothea verließ ihren Gatten, ihre Kinder, ihr Haus. Sie wartete die gerichtliche Scheidung ab.

In einem damals sehr abgelegenen Stadttheile Berlins nahm sie, von ihren Geschwistern verstoßen, von ihren Freunden verachtet, Wohnung und führte eigene Menage. Schlegel war ihr fast immer nahe und arbeitete gern unter ihren Augen, ja mit ihrem Beirath. Sie, die Tochter und Schülerin Moses Mendelssohn's, mußte es sich gefallen lassen, daß die literarischen Gegner Schlegel's sie öffentlich der Unsittlichkeit anklagten. Dazu kam noch, daß gerade in dieser Zeit Schlegel's unvollendet gebliebener Roman „Lucinde" erschien, dieses „unheilige Evangelium der romantischen Lebenskunst", in dem „die Frechheit, der Müssigang und die Wollust gefeiert, die Tugend, die Sittlichkeit und die öffentliche Meinung verspottet werden", dieses verrufene Buch, in dem Schlegel „ohne alle Scheu den Communismus der Liebe predigte, das Pure-Natürliche als ehrwürdig darstellte und damit den Anfang machte zu all den verführerischen Emancipationsideen, die später das unsaubere Junge Deutschland ausstreute". Lucinde, dieses Frauenbild, „mit ihren heiligen dunkeln Augen, mit ihrem langen schwarzen Haar", galt in den Augen der Leser für keine andere als Dorothea selber. Die „Lucinde" schildert das Verhältniß, auf welchem, wie Gutzkow sich ausdrückt, „Schlegel sich ertappen

ließ, die Liebe zu der Verheiratheten, die er verführte und die ihn begleitete durch tausend Thorheiten, den Katholicismus, die Weisheit der Inder, den Absolutismus, bis zu jener Gänseleberpastete, an welcher er in Dresden verstorben ist".

Man kann sich denken, in welche misliche Lage Dorothea zum großen Schmerze ihrer Familie und ihrer Freundinnen gerathen war. Die ganze Stadt sprach von ihr und zwar nur das Schlimmste, sodaß selbst die Herz auf dringendes Verlangen ihres Gatten den Umgang mit ihr meiden mußte, und noch am 20. November 1799, mehrere Monate nach dem Erscheinen der „Lucinde", meldet Schleiermacher seiner Schwester Charlotte: „Ich habe viel innern nagenden Kummer gehabt über meines Freundes Schlegel häusliche und öffentliche Angelegenheiten und die üble Lage, in welche er sich gegen die Welt gesetzt hat. Der guten Herz ist es ebenso in Rücksicht ihrer Freundin, der Veit, gegangen, und da haben wir fleißig zusammen geklagt und getröstet und vergebliche Entwürfe gemacht."

Dorothea hatte sehr triftige Gründe, sich von Berlin zu entfernen. Schlegel's älterer Bruder August Wilhelm und dessen ebenso reich begabte wie sittlich haltlose, später von ihm geschiedene Frau luden sie zu sich nach Jena ein, wohin sie sich Anfang October 1799 mit ihrem jüngsten Sohne begab. Da sie mit Friedrich noch nicht gesetzmäßig verbunden war, so mußte sie die Schande tragen, in den Augen der Welt für seine Geliebte, für seine Lucinde zu gelten. Schon ihr erster Aufenthalt fern von der Heimat brachte ihr sehr unangenehme Tage, denn sie wurde von August Wilhelm von Schlegel, diesem talentvollen, grundgelehrten, aber in seinen Manieren geckenhaften Mann nicht allzu freundlich aufgenommen, und ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Vertrauen einflößenden Wesens konnte sie sich in den jenaer Kreisen keinen Eingang verschaffen, denn Friedrich von Schlegel, als Führer der Romantischen Schule, hatte wenig

Freunde in Jena; der „junge Laffe", wie Schiller in seinen Briefen an Goethe ihn nennt, war durch seine Recensionen und absprechenden Urtheile über die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit eine misliebige Person geworden. Man mied allen Umgang mit ihm und kümmerte sich wenig um seine Geliebte, welche noch dazu für die Seele der Romantik galt. Nur eine Frau fühlte sich ihrer seltenen Geistes- und Gemüthskräfte wegen mächtig zu ihr hingezogen: Karoline Paulus, diese selbst von Goethe als Schriftstellerin anerkannte Gattin des damals noch in Jena, später in Heidelberg lehrenden Kirchenraths Paulus. Dorothea's Liebe zu dieser langjährigen Freundin war eine Schwärmerei, die an Anbetung grenzte; ja oft pflegte sie zu sagen, sie sei in Karoline verliebter als in Schlegel.

Schlegel's Verhältnisse hatten sich in Jena nicht nach Erwarten gestaltet, vielmehr im Sommer des Jahres 1801 einen für ihn sehr bedenklichen Charakter angenommen. Seine wilde unstete Natur, sein maßloser Ehrgeiz trieben ihn von einem Orte zum andern. Er ging wieder nach Berlin, wo er Henriette Herz ein willkommener Gast war. „Der Herz hat er besser zugesagt", heißt es in einem Briefe Schleiermacher's an seine Schwester Charlotte, „und sie ist vertrauter mit ihm geworden als sonst, wozu freilich wol vieles beiträgt, daß er nun schon so lange und mit solcher Treue ihre Freundin wirklich glücklich macht, und daß er ernstlich damit umgeht, ihrer Verbindung auf dem einzigen Wege, der ihnen offen steht, nun auch vor der Welt gesetzmäßiges Ansehen zu geben."

Ehe jedoch ihrer Verbindung dieses gesetzmäßige Ansehen gegeben, ehe Dorothea Friedrich's legitime Gattin werden konnte, hatte sie einen den Namen und das Andenken ihres großen Vaters schändenden Schritt zu thun: sie mußte die Religion ihrer Väter verlassen. Mit der Frivolität geht die religiöse Heuchelei Hand in Hand! Sie, die Tochter des Mannes, der wegen seiner Religion so oft angefeindet worden

und durch die bloße Zumuthung des schwärmerischen Lavater, zum Christenthum überzutreten, sich so tief verwundet fühlte, des Mannes, der seiner Stammreligion in lauterer Weise so ganz und gar angehörte, die Tochter Moses Mendelssohn's, den seine Glaubensgenossen als ihren großen Regenerator feiern und verehren, Dorothea, seine ihm an Geist ähnlichste Tochter, war, durch Liebe geblendet, leichtsinnig genug, ein Erbtheil aufzugeben, für welches ihr Vater Leben, Gut und Blut bereitwilligst geopfert hätte. Sie verließ Jena, folgte Schlegel nach Paris, und in der dortigen schwedischen Gesandtschaftskapelle legte sie öffentlich das Bekenntniß ab, nicht mehr Jüdin sein zu wollen. Vorläufig wandte sie sich dem Protestantismus zu.

Während ihres Aufenthalts in Paris standen die hervorragendsten Träger der Romantik in naher Beziehung zu ihr: Achim von Arnim, Graf Hardenberg, Schweighäuser, Reventlow und dessen engelschöne Gemahlin, der edle Charles Villers und dessen geistvolle Freundin, deren rosiges Haupt in dem Alter von siebzehn Jahren der Doctorhut schmückte, waren fast täglich in Schlegel's Hause; der um deutsche Malerei und Kunstgeschichte verdiente Sulpiz Boisserée weiß die Freundschaft und mütterliche Sorgfalt Dorothea's nicht genug zu rühmen. Musterhaft und angestrengt übte sie häuslichen Fleiß. Sie, deren flinke Hand Friedrich's Wäsche nähte und in Stand erhielt, war auch die Copistin aller seiner Schriften; sie gestaltete ihre Handschrift so nach der seinigen, daß beide kaum voneinander zu unterscheiden waren. Dorothea galt für die Seele aller seiner Werke und Thaten; sie brachte erst Licht in das Chaos seines Innern; sie erst weckte in ihm Großes und Bedeutungsvolles; er war, wie Helmina von Chézy sich ausdrückt, gewissermaßen ihre Schöpfung.

In Paris, wo sie alles, was diese Weltstadt an Kunstschönheiten bot, in vollem Maße genoß, entfaltete sie auch eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit. Noch während ihres Aufenthalts in Jena hatte sie den von Schlegel

anonym herausgegebenen Roman „Florentin" verfaßt, in dem sie D'Alton, einen ausgezeichneten Mann, der die Welt mit den Augen des Naturkundigen gesehen und während seines längern Aufenthalts in Berlin mit ihr und Henriette Herz befreundet war, zu schildern versuchte. Dieses Buch, das Schiller eine vortheilhaftere Meinung von der Verfasserin beibrachte und das ein neuerer Literarhistoriker für das Beste hält, „was die Romantiker im Fache der Novelle geleistet haben, das Einzige, was man, ohne sich lächerlich zu machen, neben Goethe's Romanen erwähnen darf", blieb unvollendet; der zweite, 1803 geschriebene Theil wurde nie dem Druck übergeben. Außer verschiedenen kleinern Aufsätzen und Gedichten, welche in der „Europa" erschienen, stammt mehreres von ihr, was Friedrich Schlegel unter seinem Namen herausgab: so die Bearbeitung der altdeutschen Rittergeschichte „Luther und Maller" und die Uebersetzung der „Corinne" von Frau von Staël. Auch trieb sie eifrig Spanisch, sodaß sie Calderon und Cervantes geläufig lesen konnte, und übersetzte aus dem Altfranzösischen „Die Geschichte des Zauberers Merlin", welche den Inhalt des ersten Bandes der von Schlegel herausgegebenen „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters" bildet.

Mit dem Scheiden aus Paris begann für Dorothea, die trotz ihrer überspannten romantischen Richtung eine musterhafte Hausfrau war, die Zeit der dringendsten Noth und eines entsetzlichen Elends. Es fehlte ihrem Gatten an Energie; er war zu bequem, um Schritte zu thun, die ihn zur Erreichung eines Zieles hätten führen können; er glaubte, daß sich alles von selbst finden und fügen müsse, und so verstrich ein Jahr nach dem andern, ohne daß er ungeachtet seiner eminenten Kenntnisse und seiner tüchtigen Leistungen eine Anstellung erhielt. Die Sorge um die Existenz hatte ihn schier erdrückt; der Schmerz, sein geliebtes Weib leiden zu sehen, benahm ihm allen Muth. Nach seiner ersten Rückkehr aus Paris gesteht er offen, daß er jeden soliden Ruf

annehmen, unter günstigen Bedingungen selbst nach Moskau und Dorpat gehen würde, weil er nichts so sehnlich wünsche als eine sichere und ruhige Existenz, besonders für seine Frau. Da ihm seine kölner Freunde in Paris die Aussicht auf eine Professur in ihrer Stadt eröffnet hatten, so nahm er vorderhand seinen Aufenthalt bei ihnen; bald folgte ihm auch Dorothea. Ihre Liebenswürdigkeit gewann ihr schnell der neuen Freunde höchste Zuneigung; nichtsdestoweniger hatte ihre Lage gleich anfangs einen sehr hohen Grad des Mangels erreicht; sie besuchte keinen Menschen und wurde in ihrer einfachen Zelle von niemand aufgesucht; nicht einmal eine Magd bediente sie, nur ein alter Mann aus Köln besorgte ihr die niedern Handleistungen. Die tief gebeugte Dorothea, welche, wenn auch nicht an Reichthum und Ueberfluß, so doch seit ihrer Kindheit an Wohlstand gewöhnt war, freut sich jetzt, daß ihr wenigstens „das Nothwendigste: Speise und Trank, reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, nicht mangelte". Sie lebte von dem, was sie mit ihren literarischen Arbeiten verdiente und was — ihr ehemaliger Gatte, der brave Veit, ihr von Zeit zu Zeit anonym überschickte. Lange, lange war ihr nur Böses beschieden; aber ihr männlich starker Geist beugte sich nicht, ihr Muth hatte, wie sie sich ausdrückt, etwas von der Spargelnatur an sich: je öfter er abgeschnitten wird, desto dicker wächst er nach. Doch auch der Muthigste unterliegt, wenn des Geschickes Gewalt über ihn einbricht. Im Winter 1805 war Schlegel zum zweiten male in Paris schwer erkrankt; was Dorothea damals gelitten, läßt sich kaum schildern. Oft sann sie auf Mittel, ihrer beider äußere Lage, die so bedrängt war, daß Nahrungssorgen ihnen manche Stunde, manchen Tag verdarben und sie zu aller Arbeit unfähig machten, wenigstens einigermaßen zu verbessern; so oft sie aber an eine Verbesserung dachte, kam es ihr vor, „als wollte sie mit dem Kopf durch ein dickes Bret rennen". In trüben Augenblicken machte sie sich bittere Vorwürfe; sie

schob alle Schuld, daß es Schlegel schlecht gehe, auf sich und meinte, es bringe ihm viel Schaden in der Welt, sich mit ihr verbunden zu haben. Nichts wollte ihm gelingen, alle seine Plane scheiterten: die projectirte Schule in Köln wurde nicht errichtet, seine Bewerbung in München blieb unberücksichtigt, seine Vorlesungen in der „alten, merkwürdigen, alterthumsreichen katholischen Stadt" hatten, wiewol sehr besucht, nicht den gewünschten Erfolg, auch die französischen Plane und Aussichten waren zertrümmert, die Noth wurde immer drückender, und die Hoffnung auf baldige Verbesserung der Lage schwand immer mehr, denn die Rüstungen zum Kriege waren allgemein.

Inmitten dieser Bedrängniß und weil „seine ehemaligen Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutische, theistische, atheistische und idealistische, sich sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen ihn aufgeführt haben", trat Schlegel im April 1808 zum Katholicismus über. Dorothea wurde ebenfalls katholisch, ja sogar widerlich bigot.

Nun erhielt er auch bald, und zwar infolge seiner mit Metternich in Paris gemachten Bekanntschaft, eine Anstellung als Hoffecretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, und Dorothea siedelte nach Wien über. Hier führte sie ein ziemlich sorgenfreies, aber keineswegs glückliches Leben. Sie merkte nur zu bald, daß es ihrem angebeteten Friedrich, obgleich er, der Nahrungssorgen überhoben, nicht mehr über den Undank der Welt zu klagen hatte, an Gefühl mangele; er war bei aller Liebe und Zärtlichkeit immer „ein klein wenig grimmig", wie sie im März 1812 an Sulpiz Boisserée schreibt; ihre feurige Liebe zu ihm erkaltete, und die Prosa des Lebens machte ihr Recht geltend. Als im Jahre 1811 ihre alte Jugendfreundin Henriette Herz zum ersten male seit ihrer Trennung von Berlin sie in Wien wiedersah, fand sie „ein zufriedenstellendes Verhältniß; aber wohin war die Poesie entschwunden, welche das früher von der Welt so verpönte Ehepaar durchdrungen hatte? Freilich lag auch die poetische

Jugendzeit hinter ihnen". „Ich hatte", erzählt Henriette Herz, „meine Wohnung bei ihr genommen, nachdem ich in dem etwas geräuschvollen Hause meiner Freundin, der Baronin Arnstein, vom kalten Fieber befallen worden war. Eines Abends war auch Dorothea leidend. Ich saß vor ihrem Bette. Wir klapperten beide ein wenig vor Fieberfrost. Schlegel saß uns gegenüber und aß Orangen und leerte dazu eine Flasche Alicante! Ich weiß nicht, ob er auch uns dadurch von einer südlichen Glut zu durchhauchen dachte." In Wien erwachte Schlegel's Sinnlichkeit wieder, und er genoß das Leben in vollen Zügen. Wie bitter mag Dorothea ihren Fehltritt bereut, wie oft mag sie ihres edeln Veit gedacht haben!

Nach dem am 12. Januar 1829 erfolgten Tode Schlegel's lebte Dorethea bei ihrem Sohne Philipp Veit in Frankfurt a. Main von einer kleinen österreichischen Pension. Ihr Hang zur Schriftstellerei hatte sich verloren. „Ich bitte um Nachsicht mit einer alten Freundin", schrieb sie im Januar 1828 an Boisserée, „die zugleich auch eine alte Frau geworden und sich nicht so leicht mehr zu Papier und Feder entschließt wie vor Zeiten." Ein alter Freund, welcher sie mit dem Nähen eines Hemdes beschäftigt fand, richtete die Frage an sie, warum sie die Nadel mit der Feder vertauscht habe. „Es gibt", antwortete sie, „zu viel Bücher in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viel Hemden gibt."

Dorothea starb am 3. August 1839. Trotz der Unbilden des drückenden Alters und ihres Sehnens nach dem Jenseits ertrug sie das Leben bis zu ihrem letzten Athemzuge mit Ruhe und Heiterkeit. Etwa zwei Monate vor ihrem Tode schrieb sie ihrer wie sie auf Erlösung harrenden Jugendgespielin: „Alles, was die Weltkinder sonst Poesie des Lebens genannt haben, das ist weit, weit! Ich könnte sagen wie Du, ich bin es satt, aber ich sage es dennoch nicht, und ich bitte und ermahne Dich, sage auch Du es nicht mehr. Sei

tapfer! Das heißt, wehre Dich nicht, ſondern ergib Dich in tapferer Heiterkeit. Laß den Ueberdruß des Lebens nicht herrſchend werden, ich bitte Dich darum, ſondern denke beſtändig daran, daß dieſes arme Leben weder Dein Eigenthum noch Dir zur willkürlichen Benutzung oder zur angenehmen Beſchäftigung verliehen worden iſt; jeder Tag deſſelben iſt ein Kleinod der Gnade, ein Kapital, das Du weder vergraben noch von Dir werfen darfſt."

In Bezug auf Ernſt, Sanftmuth und Aeußerlichkeit grundverſchieden von Dorothea Mendelsſohn war ihre Schweſter

Henriette Mendelsſohn.

Wie ihr Vater unanſehnlich, auch etwas verwachſen, aber dennoch eine Erſcheinung, von der man ſich angezogen fühlte, ſo ſanft und doch ſicher, ſo beſcheiden und doch zuverläſſig war ihr ganzes Weſen. Sie hatte ſcharfen Verſtand, ausgebreitete Kenntniſſe, helles Urtheil und dabei die feinſte Weltſitte, den erleſenſten Takt. Mit der Literatur der Deutſchen, der Franzoſen und Engländer, zum Theil auch der Italiener war ſie wohlvertraut, ſie ſprach das Franzöſiſche und Engliſche wie eine Eingeborene.

Henriette blieb unverheirathet. Im Frühjahr 1799 trat ſie als Erzieherin in ein jüdiſches Haus in Wien ein, und nach einigen Jahren übernahm ſie in Paris die Erziehung der Tochter des Bankiers Fould. Später leitete ſie in einem Garten der Rue Richer in Paris eine Penſionsanſtalt kleiner Mädchen mit ſolcher Pflichttreue, daß ſie ihren Geſellſchaftskreis möglichſt einzuſchränken ſuchte. Nichtsdeſtoweniger war ihre beſcheidene Wohnung der Sammelplatz der Gelehrten und Künſtler, welche in Paris ſich zuſammenfanden: Spontini ſaß ganze Abende bei ihr; Madame de Staël, von deren Geiſt Henriette keine hohe Meinung hatte, kam öfter; Benjamin Conſtant, die beiden Humboldt ſprachen bei ihr vor, ſo oft ſie Paris beſuchten, und der Ritter von Eskeles

in Wien, der früher einmal um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte, blieb ihr zeitlebens mit Neigung zugewandt.

Henriette Mendelssohn, „das Tiefste und Sinnigste", wie Rahel sie nannte, huldigte durchaus der Vernunft und wies alle andern Quellen der Erkenntniß entschieden zurück. Unbegreiflich war ihr der Glaubenswechsel ihrer Schwester Dorothea; sie hatte Rechenschaft über diesen Schritt, den sie ihr lange nicht verzeihen konnte, gefordert, aber statt jeder Antwort nur die eifrige Mahnung erhalten, sich ebenfalls dem Katholicismus zuzuwenden: eine Zumuthung, welche sie mit Entrüstung abwies und sich ein für allemal verbat.

Im Jahre 1812 übernahm sie die Erziehung der Kinder des Grafen Sebastiani in Paris, und nach dem Tode der Gräfin auch die Leitung des Hauses. Zu ihren Zöglingen gehörte auch die spätere, durch ihr unglückliches Ende berühmt gewordene Herzogin de Praslin. Mit dem Eintritt in das Haus des Grafen that sie das, was sie ihrer Schwester lange nicht verzeihen konnte: sie verleugnete ihren Vater und ihren Glauben. Später kehrte sie nach Berlin zurück, wo sie den 9. November 1831 starb.

Das von Mendelssohn's Töchtern gegebene Beispiel fand nach jeder Richtung hin Nachahmung. In keiner Stadt Deutschlands gab es so viele gebildete jüdische Mädchen und Frauen als in Berlin, und da die dortigen christlichen Familien an gutem Ton und moderner Bildung damals nichts Aehnliches boten, so versammelte sich in den Häusern mehrerer Juden die feine und gelehrte Welt der Residenz.

Nächst dem Hause Moses Mendelssohn's war der Mittelpunkt eines geistig belebten gesellschaftlichen Kreises das des Hofraths Herz und die Zierde dieses Hauses die schöne, vielgefeierte Frau

Henriette Herz,

nicht selten die Récamier der preußischen Königsstadt genannt.

Henriette, den 5. September 1764 geboren, war die Tochter des aus Hamburg nach Berlin übergesiedelten Arztes de Lemos, eines Juden portugiesischer Abkunft, welcher sich mit einer Deutsch-Elsasserin, einer geborenen Charleville, gegen den Willen ihrer Aeltern, verheirathet hatte. Schön waren sie beide: der Vater eine hohe edle Gestalt mit einem schönen, regelmäßigen Gesicht voll Milde und Freundlichkeit; die Mutter etwas heftig, launenhaft, aber dabei stets gefällig, dienstfertig, die thätige Helferin der Armen. Henriette, die von dem Vater die eigenthümliche Schönheit, den Wuchs und die Haltung geerbt hatte, vereinigte früh in sich auch dessen liebevolle Gesinnung mit der Werkthätigkeit der Mutter. Schon als Kind war sie so schön, daß die Juden Berlins sie sehr oft sich bei Festlichkeiten erbaten. Als Prinzessin Amélie, Schwester Friedrich's des Großen, einst die Laubhütte eines der reichsten Juden Berlins besuchte, wurde ihr als die schönste Zier der prächtig geschmückten Räume die kleine Henriette vorgestellt, und als einige Zeit darauf die Königin Ulrike, ihre Schwester, bei einer jüdischen Hochzeit erschien, führte man ihr ebenfalls das schöne Judenkind vor.

Die Eitelkeit des Kindes wurde durch solche Schaustellungen natürlich sehr genährt, und die braven Aeltern, welche sonst ihre Kinder in religiöser Innigkeit und patriarchalischer Einfachheit erzogen, versäumten alle Vorsicht in diesem gefährlichen Punkte der Erziehung. So gestatteten sie einst, daß die neunjährige Henriette, als Entschädigung dafür daß sie durch Entzündung eines Auges verhindert war, einer fürstlichen Person ein Carmen zu überreichen, in einem öffentlichen Concert Klavier spielte; sie wurde mit Beifall überschüttet, nicht weil sie gut spielte, sondern weil sie gut aussah. Auch kam es vor, daß die Kleine mit ihrem Tanzlehrer, einem ältlichen Franzosen, eine Menuet aufführte, wobei die Zuschauer auf Tische und Stühle stiegen, um sie besser sehen zu können.

Das frühreife schöne Mädchen erregte in der Schule sowol wie auf der Straße die Bewunderung der männlichen Jugend Berlins in einer Weise, daß die Aeltern es für gerathen hielten, Henriette nicht mehr in die Schule zu schicken, sondern im Hause unterrichten zu lassen. Der geistvolle Vater, der zum Theil selbst den Unterricht übernahm, bildete die Tochter fast zu einer Gelehrten; sie zeigte schon früh ein bedeutendes Sprachtalent und lernte mit Leichtigkeit Französisch, Englisch, etwas Latein und besonders Hebräisch, worin sie ihrer eigenen Versicherung nach es so weit brachte, daß sie die Heilige Schrift nebst einigen Commentaren aus dem Urtexte ins Deutsche übertrug.

Henriette war zwölf und ein halbes Jahr alt, als der sehr geachtete Arzt Dr. Markus Herz, ein Lieblingsschüler Kant's und einer der geistreichsten Männer Berlins, um sie anhielt. Die Aeltern gaben ihre Einwilligung, und ohne das Mädchen lange zu fragen, führte man die kindliche Braut in die Arme des Bräutigams, der beinahe das Doppelte ihrer Jahre zählte. Der Bräutigam wartete indessen noch zwei und ein halbes Jahr, ehe er sie ehelichte. Ihr Brautstand war für Henriette gerade kein sehr freudenvoller. Jeden Abend mußte sie am Spieltisch sitzen und zusehen, wie ihr Verlobter mit den Aeltern Karten spielte; und was sie am meisten verdroß: er nannte sie, wenn er von ihr sprach, „das Kind".

So nahte der 1. December 1779, ihr Hochzeitstag. Nach einer unruhigen Nacht erwachte sie mit einem Gefühle unendlicher Wehmuth. „Der Gedanke, meine Familie, zumal meinen Vater zu verlassen, zerriß mich. Kein Blick in die Zukunft, welche meiner wartete, vermochte das Dunkel in meiner Seele zu erhellen. Wie hätte mich das schöne, mit Rosen besetzte Kleid von weißem Atlas, welches man mir bald als mein Brautkleid brachte, zu anderer Zeit erfreut! Ich betrachtete es gleichgültig, ließ mich mechanisch ankleiden und weihte es durch meine strömenden Thränen. Der

Bräutigam kam, die Gäste versammelten sich, mein Sinn war nur bei den Meinen. Schon nahte die Stunde der Trauung. Ich mußte versuchen, meinen Vater noch einmal zu sprechen. Es gelang. Meine Liebe wußte in dem Augenblicke keinen andern Ausdruck zu finden als in der flehentlichen, von heißen Thränen begleiteten Bitte, mir in dieser Stunde der Trennung alles zu verzeihen, wodurch ich ihn je gekränkt haben möchte, und mir seinen Segen zu ertheilen. Er that es, umarmte mich weinend und winkte mir zu gehen, indem er mit halberstickter Stimme sagte: «Kind, brich mir das Herz nicht!» Ich werde", schreibt sie als Greisin, „diese Worte bis zum letzten Athemzuge hören."

Ihre Ehe mit dem kleinen häßlichen Herz war weniger eine glückliche Ehe als ein glückliches Verhältniß; sie war ihm stets eine liebevolle Gattin und machte ihn so glücklich als er, für den die Ehe nicht den Mittelpunkt des Seins bildete, es überhaupt durch eine Frau werden konnte; eine Liebe, wie sie zu empfinden fähig war, kannte er nicht, ja er wies jede zärtliche Aeußerung gleich einer Kinderei zurück. Der von ihr lange lebhaft empfundene Schmerz der Kinderlosigkeit wurde durch ihre kräftige Seele überwunden; sie suchte Trost in dem freundschaftlichen Umgang mit liebenswerthen reichbegabten Menschen und in den Genüssen, welche die liebgewonnene Beschäftigung mit Literatur und Kunst ihr boten.

Erst mit dem Eintritt in die Ehe begann ihre eigentliche geistige Ausbildung, die ihr Gatte sich eifrig angelegen sein ließ; er war ihr Lehrer und Erzieher, bis sie auf eigenen Füßen stand und dann den Kreis ihres Wissens nach Wahl und Neigung erweiterte. Henriette Herz durfte vermöge ihrer Sprachkenntnisse zu den gelehrten Frauen gezählt werden. Sie wußte Hebräisch, Lateinisch, las mit Schleiermacher und Immanuel Bekker griechische Autoren, mit Schade spanische Classiker, sprach Französisch wie eine Französin, im Englischen und Italienischen wurde sie oft von mehrern Seiten als Lehrerin um Hülfe angesprochen, und sie ver-

säumte die Gelegenheit nicht, auch des Portugiesischen und Dänischen kundig zu werden. Noch im Alter bestrebte sie sich, Türkisch und Malaiisch zu lernen und durch Bopp einige Begriffe vom Sanskrit zu erlangen.

Mehr bewundert noch als ihr reiches Wissen wurde ihre vollendete Schönheit. Ihr Profil näherte sich den schönsten aus der Zeit der griechischen Kunst: sie hatte ein regelmäßiges, kräftig geschnittenes Oval und eine geradlinige Nase, große dunkle, leuchtende Augen, einen frischen, zarten Teint, der durch die Fülle wallender schwarzer Locken noch gehoben wurde. Ihre Gestalt, die gewöhnliche weibliche Größe überragend, war zugleich füllereich und schlank.

Henriette Herz, „schön wie ein Engel und voll von Geist und Güte", wie Madame de Genlis sie schildert, machte ihr Haus zum Sammelplatz der gebildeten Welt. Es kam kaum ein ausgezeichneter Mann nach Berlin, der nicht danach strebte, ihre Bekanntschaft zu machen und in den Herz'schen Salon eingeführt zu werden. Hier trafen regelmäßig zusammen: Engel, der „Philosoph für die Welt", der Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., der Dichter Ramler, Dohm, der eifrige Verfechter der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, die Theologen Spalding, Zöllner, Teller. Der spätere Staatsrath Kunth führte seine beiden Zöglinge Wilhelm und Alexander von Humboldt bei ihr ein, und die Freundschaft dieses seltenen Bruderpaars zu der schönen Jüdin endete erst mit dem Tode. Wilhelm von Humboldt faßte eine schwärmerische Neigung zu der angebeteten Henriette, während der ernstere Alexander sich durch ihren scharfen, klaren Verstand und ihr unablässiges Streben nach Ausbildung zu ihr hingezogen fühlte. Sie unterrichtete ihn im Hebräischen und lehrte ihn die jüdische Currentschrift, in der er von seinem Schloß „Langeweile" aus, wie er sein Familiengut Tegel nannte, vertraute Briefe an sie datirte. Zu dem Kreise ihrer nähern Bekannten gehörten noch: der Graf Bernstorff, der polnische Philosoph Maimon, Mirabeau, der Held der

Französischen Revolution, die beiden Schlegel, Friedrich von Gentz, der Schweizer Johannes von Müller, Zelter, Schadow und viele andere Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler. „Ich glaube nicht zu viel zu behaupten", bemerkt Henriette selbst in ihren Erinnerungen, „wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesen Kreisen angehört hätten."

Auf sehr vertrautem und herzlichem Fuße stand sie mit dem protestantischen Theologen Schleiermacher. Dieser kleine schmächtige Mann war schon im Jahre 1796 mit ihr und ihrem Gatten bekannt geworden. Während seines Aufenthalts in Berlin verbrachte er täglich mehrere Stunden bei ihr, am liebsten „zwischen dem Mittagsessen und der Theestunde"; im Sommer, wo sie im Thiergarten zu wohnen pflegte, war er jede Woche wenigstens einmal einen ganzen Tag bei ihr. „Ich konnte das bei wenigen Menschen", schreibt er seiner Schwester, „aber in einer Abwechselung von Beschäftigungen und Vergnügungen geht mir dieser Tag sehr angenehm mit ihr hin. Sie hat mich Italienisch gelehrt oder thut es vielmehr noch, wir lesen den Shakspeare zusammen, wir beschäftigen uns mit Physik, ich theile ihr etwas von meiner Naturkenntniß mit, wir lesen bald dieses, bald jenes aus einem guten deutschen Buche, dazwischen gehen wir in den schönsten Stunden spazieren und reden recht aus dem Innersten des Gemüths miteinander über die wichtigsten Dinge."

Unter ihren Augen schrieb der junge Theologe seine „Reden über die Religion", mit ihrer Hülfe entstanden seine epochemachenden „Monologen", er machte Landpartien, größere Reisen mit ihr und nennt sie immer nur seine „liebe einzige Jette", seine „einzige Alte", sein „liebstes Herz". Dieses damals vielbesprochene Verhältniß, in dem viele eine leidenschaftliche Liebe erblickten, war Schleiermacher's eigener Versicherung nach nichts anderes als eine „recht vertraute

und herzliche Freundschaft"; der Mann, der ganz in Plato lebte, liebte — platonisch. „Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht", schreibt er seiner Schwester am 12. Februar 1801, „die mich in der Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch blos dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde." Schleiermacher, der Theologe, achtete freilich die Heiligkeit der Ehe nicht allzu hoch und machte sich kein Gewissen daraus, mit einer verheiratheten Frau, der in unglücklicher Ehe lebenden Gattin seines Amtsbruders, ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu unterhalten, ja als diese geistvolle Frau, Eleonore Grunow, um ihr Gewissen zu beruhigen, sich weigerte, ihn zu heirathen, ihr die Treue sogar als ein Verbrechen anzurechnen; obwol auch Henriette Herz nach damaliger sentimentaler, unmoralischer Anschauungsweise die Vertraute der beiden Liebenden spielte, so war sie doch, was sie selbst betrifft, stets streng gegen sich: ihr Gatte ließ die Huldigungen, die ihr gebracht wurden, ruhig lächelnd gewähren, weil er auf ihr strenges Pflichtgefühl und auf ihr reines Gemüth sich verlassen konnte.

Das Leben des Herz'schen Ehepaars war ein inniges, wunderbar verschlungenes. Der am 19. Januar 1803 erfolgte Tod des trefflichen Herz übte auf die damals neununddreißig Jahr alte Henriette einen überwältigenden Eindruck: „sie weinte unaufhörlich" und fand lange keine Ruhe. Nach dem Tode ihres Gatten erfuhr ihr ganzes inneres wie äußeres Leben eine neue Wendung. Herz hinterließ trotz seiner bedeutenden Praxis kein Vermögen; seine Witwe war auf eine

kleine Pension und die Zinsen eines geringen Kapitals angewiesen und hatte dabei noch für ihre alte, fast blinde Mutter und eine unverheirathete Schwester zu sorgen. Ihr Frohsinn schwand, der Blick in eine ungewisse Zukunft drückte sie nieder. Mit Freuden leistete sie daher der Einladung der edeln Herzogin Dorethea von Kurland, einer Verehrerin Moses Mendelssohn's, Folge, ihrer jüngsten Tochter, der schönen Herzogin von Sagan, Unterricht im Englischen zu ertheilen; sie genoß dafür, abgesehen von der materiellen Hülfe, alle Annehmlichkeiten der feinsten und geistreichsten Gesellschaft; hier lernte sie die höchsten Spitzen der Aristokratie kennen und gewann die Freundschaft der interessanten Prinzessin Luise von Radziwill.

Um ihre geringe Einnahme zu vermehren, behielt sie einen jungen Mann aus Frankfurt a. M., Ludwig Baruch, der sich Studirens halber in Berlin aufhielt und ihrem Gatten zur Erziehung übergeben war, bei sich. Ludwig Baruch, der später so berühmt gewordene Ludwig Börne, vertändelte in Berlin seine Zeit, hing einem träumerischen Müßiggang nach, wollte von allen Menschen verhätschelt werden und — verliebte sich in seine liebenswürdige Hauswirthin, die zweiundzwanzig Jahre älter war als er. Sobald Henriette zu ihrem nicht geringen Schrecken diese Liebe entdeckte und wahrnahm, daß der junge Schwärmer sich mit Selbstmordgedanken trage, entfernte sie ihn aus dem Hause. Erst später wußte er Henriette zu würdigen und blieb ihr zeitlebens in inniger Freundschaft ergeben.

Trüb und sorgenvoll war die Lage, in die Henriette sich allmählich versetzt sah. Die kleine Pension, welche sie aus der Witwenkasse bezog, wurde in dem für Preußen verhängnißvollen Jahre 1806 nicht ausgezahlt, die Zinsen ihres kleinen Kapitals gingen nicht ein, dabei war das Vaterland, das sie liebte und für das sie litt, in Gefahr, seine Selbständigkeit zu verlieren, ihre Freunde waren zum Theil abwesend, zum Theil selbst in mislichen Verhältnissen. Der Graf Alexander

von Dohna-Schlobitten, ein vieljähriger Freund ihres Hauses, machte ihr einen ehrenvollen Heirathsantrag; sie mußte ihn ablehnen, weil sie sich, solange ihre streng religiöse Mutter lebte, nicht entschließen mochte, ihre Religion zu verlassen. Aus demselben Grunde mußte sie auf die ihr von Delbrück angetragene glänzende Stelle einer Erzieherin der Prinzessin Charlotte, der spätern Kaiserin von Rußland, verzichten.

Gedrängt von der äußersten Nothwendigkeit, hatte sie den Entschluß gefaßt, im Auslande ein Unterkommen zu suchen. Durch den jungen Henry Campan, den damaligen Chef der Postverwaltung, wandte sie sich an Madame de Campan, die Vorsteherin des Maison de St. Cyr bei Paris, und diese erklärte sich bereit, ihr eine Nichte Joachim Murat's, des Schwagers Napoleon's und spätern Königs von Neapel, zur Erziehung zu übergeben; aber auch dieser Plan scheiterte an der Bedingung der Namens- und Glaubensänderung, wogegen sich ihr Ehrgefühl empörte.

Henriette verließ Berlin, lebte einige Monate auf Rügen und bei ihrer verheiratheten Schwester in Prenzlau, kehrte aber dann nach ihrer Geburtsstadt zurück, wo sich die allgemeinen Verhältnisse inzwischen gebessert hatten.

Im Frühjahr starb ihre blinde, hochbetagte Mutter, der sie als eine liebende Tochter treu zur Seite gestanden hatte, und Henriette, welche die Religion wie ein Kleid betrachtete, das man je nach der Mode wechseln könne, kehrte, von Schleiermacher überredet, im Juni 1817 dem Judenthum den Rücken.

Henriette Herz war nicht blos eine imposante Erscheinung, sie galt, wie bereits erwähnt, auch für eine Gelehrte. Jean Paul bezeichnete sie als die „große gelehrte Frau", und der wiener Arzt Frank nennt sie „gelehrt ohne Pedanterie". Geschrieben hat sie wenig; zwei von ihr verfaßte Novellen, deren eine sich sogar des Beifalls ihrer scharf kritisirenden Freundin Dorethea Mendelssohn zu erfreuen hatte, vernichtete

sie vor ihrem Tode. Die beiden einzigen literarischen Leistungen, welche sie hinterlassen hat, sind die von Schleiermacher revidirten Uebersetzungen zweier englischer Reisewerke ins Deutsche: Mungo Park's „Reise in das Innere von Afrika in den Jahren 1795—1797", und Wald's des jüngern „Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika".

Ihr Alter war nicht frei von Sorgen. Die Gesellschaft, die so zahlreich in ihrem Salon erschienen war, als ihr Mann noch lebte, verließ sie immer mehr. „Wäre ich jetzt so reich und so vornehm, wie ich früher schön war", seufzte sie oft, „so würde ich nicht so verlassen, sondern noch allgemein gefeiert sein."

Am Schmerzlichsten war es für sie, daß sie nicht mehr so mildthätig sein und nicht mehr so eifrig zum allgemeinen Wohle wirken konnte wie in frühern Jahren. Was hat sie in den für Deutschland so verhängnißvollen Jahren der Befreiungskriege nicht alles geleistet! Als sie kein Geld mehr geben konnte, gab sie armen Soldaten zu essen und unterrichtete unbemittelte Mädchen, denen sie dann Stellen als Erzieherinnen verschaffte. Sie war dadurch so populär geworden, daß einmal ein armes Dienstmädchen in ihr Gärtchen kam und fragte: „Wohnt hier die Hofräthin Herz, die die Mädchens vermiethet?"

Diese in der Jugend so gefeierte Schönheit hatte im Alter mit Noth zu kämpfen. Ihre Kränklichkeit verursachte ihr viele Ausgaben, die mit ihren Einnahmen nicht gleichen Schritt hielten. Als ihr treuer Freund Alexander von Humboldt davon hörte, wandte er sich an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der als Knabe durch seinen Erzieher Delbrück in das Herz'sche Haus eingeführt worden war und dort auch die ersten physikalischen Experimente gesehen hatte.

Der König erklärte sich sofort bereit, für „eine Frau, welche, solange ihre Kräfte es erlaubten, so thätig für das allgemeine Beste mitgewirkt hat", im Alter zu sorgen. „Die zarte und schonende Form der Bewilligung", wie ihr Bio-

graph sich ausdrückt, „erhöhte die Gabe noch weit über ihre pecuniäre Bedeutung.“ In einem Handbillet an den Cabinetsrath Müller erklärte der König: da die Hofräthin Herz, eine Frau, deren Namen er schon in frühester Kindheit mit so inniger Hochachtung habe aussprechen hören, selbst nichts erbeten habe und überhaupt die ganze Sache ohne ihr Wissen geschehen sei, so fände er es angemessen, keine Cabinetsordre hinsichtlich der Bewilligung an sie selbst zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn von Humboldt gehen zu lassen. So erhielt denn die alte Frau ganz unerwartet ein bedeutendes Geldgeschenk — funfzig Friedrichsdor — sofort und eine jährliche Pension von fünfhundert Thaler aus der Privatschatulle des Königs. Sie war nun nicht nur von lastender Sorge befreit, sondern auch mit neuer Lebensfreudigkeit erfüllt durch die ehrenvolle Theilnahme des königlichen Gebers, welche sich außerdem noch durch seinen Besuch in ihrer kleinen Sommerwohnung im Thiergarten bethätigte (6. Juli 1847). Henriette starb nach zurückgelegtem dreiundachtzigsten Lebensjahre den 22. October 1847.

Rahel Levin.

Unter den Frauen ihrer Zeit unstreitig die bedeutendste, überhaupt wol die begabteste, welche jemals einem literarischen Salon durch die Macht des Geistes Glanz verliehen, war die viel bewunderte und oft geschilderte Rahel Levin. Eine originelle, didaktische Natur, eine interessante geisteskräftige Denkerin, dabei sinnvolle Kennerin und Meisterin der Musik, wurde sie der Mittelpunkt alles schöngeistigen Lebens; durch ihren sprudelnden Geist zog sie die berühmtesten Männer und Frauen, alles, was dachte, dichtete und fühlte, an sich heran: Diplomaten, Militärs, Gelehrte und Künstler, die vornehmste Gesellschaft versammelte dieses geniale Weib um sich.

Rahel Levin, oder Robert, wie sie sich auch wol nannte,

wurde zu Berlin im Juni 1771 geboren. Das Datum ihrer Geburt war ihr selbst unbekannt, weil sie keinen Geburtstag feiern durfte, denn sie lebte, wie sie noch wenige Monate vor ihrem Tode ihrer Freundin der Stadträthin Lea Mendelssohn-Bartholdy klagte, unter einem Vater, der in seiner Strenge dies durchaus nicht leiden wollte.

Ihr Vater, ein sehr vermögender Juwelenhändler, war der geistreichste und witzigste Despot, den man sich denken kann, und eben deshalb auch der verletzendste. Sein Wille war sein höchstes Gesetz, und unter diesem eisernen Willen litt seine ganze Familie, doppelt aber Rahel, welche den Schmerz mitempfand, unter welchem ihre Mutter, eine gute sanfte, aber etwas beschränkte Frau, seufzte. „Unsere Mutter ist schwach, sie hat viel gelitten und muß noch viel leiden; stürbe sie uns, so wäre dem Verstande nach gewiß der Tod auch für uns das Beste, ich wenigstens würde ihn wählen", schreibt Rahel als sechzehnjähriges Mädchen an ihren Bruder.

Klein und zart von Natur, schwächlich und leidend, sodaß es ihr oft schien als ob etwas in ihr zerbrochen wäre, verbrachte sie eine keineswegs glückliche Jugend; ihr ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette der mannichfachsten Leiden, die sie mit einem bewundernswerthen Heroismus ertrug. „Mehr gedemüthigt als ich wird man nicht", schreibt sie an die ihr geistverwandte Frau von Fouqué, „mehr Kummer genießt man nicht; größeres Unglück in allem, worauf man den größten und kleinsten Werth legt, erlebt man nicht, mehr sieht man nicht untergehen; eine gepeinigtere Jugend bis zu achtzehn Jahren erlebt man nicht, kränker war man nicht —". Sie trug ein „rothes Herz" und hatte ein dunkles, trostloses, häßliches Schicksal.

Allen Widerwärtigkeiten, denen sie auf ihrem Lebenswege begegnete, trotzte sie mit ihrem männlich starken Geiste. „Sie war ein selbständiges Mädchen, von ungewöhnlichem Geiste, klug wie die Sonne und dabei herzensgut, durchaus eigenthümlich; alles verstand, alles empfand sie, und was sie

sagte, war in amusanter Paradoxie oft so treffend, wahr und tief, daß man es sich noch nach Jahren wiederholte und darüber nachdenken und erstaunen mußte." An gelehrtem Wissen mochte sie mancher Frau nachstehen, denn gelernt hatte sie in der Jugend nicht viel; spottete sie doch selbst manchmal über ihre Unwissenheit und behauptete, daß sie weder Kenntnisse noch Talente habe. Bei ihr war alles Originalität; an Geist und Witz, an Tiefsinn und Schärfe des Urtheils wurde sie von keinem übertroffen. Alexander von der Marwitz, der in jahrelanger Correspondenz mit ihr stand, hielt sie für das „größte Weib auf Erden", und Jean Paul meinte, sie sei die einzige Frau, bei der er echten Humor gefunden, die einzige humoristische Frau.

Sehr früh war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Geistes eingenommen und bezaubert worden; Goethe und das Leben war ihr eins; er war „ihr superiorer Meister, ihr rührendster Freund, ihr Vertrauter, ihr Ichbild, ihr Gott"; ihn hatte sie als ihren Gewährsmann und Bestätiger in allen Urtheilen des Lebens jedermann enthusiastisch angepriesen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel, welche die Schönheit seiner Poesien wahrhaft erkannt hatte, im Kreise ihrer Freunde zu einer Art von Cultus gediehen, sein Name immer mehr zur höchsten Anerkennung geweiht. Goethe, der im Sommer 1795 in Karlsbad Rahel persönlich kennen lernte, war für diese Begeisterung keineswegs unempfindlich. „Ja, es ist ein liebevolles Mädchen von außerordentlichem Verstande", äußerte er gegen David Veit und Horn, „sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen, und doch leicht in jeder Aeußerung; jenes gibt ihr eine hohe Bedeutung, dies macht sie angenehm; jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, und dies, daß diese Originalität liebenswürdig wird, daß sie uns gefällt. .... Sie ist, soweit ich sie kenne, in jedem Augenblick sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt, und doch ruhig, kurz, sie ist was ich eine schöne Seele nennen

möchte; man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten." Ueberglücklich war sie, als der von ihr bewunderte Dichterheros während eines Aufenthalts in Frankfurt a. Main im September 1815 sie besuchte: dies war ihr Adelsdiplom. „Goethe hat mir für ewig den Ritterschlag gegeben", schreibt sie voller Entzücken ihrem besten Freunde; „kein Olympier könnte mich mehr ehren, mir von meiner Ehre mehr bringen."

Ueber Goethe, nach dem ihre Seele sich unmerklich formte und der sie durch ihr ganzes Leben begleitete, übersah Rahel jedoch die übrigen Dichter der Zeit nicht. Eine innige Zuneigung faßte sie zu Jean Paul, mit dem sie „so viel gelacht und geweint" hat, und zu den bedeutendsten Vertretern der Romantischen Schule: zu Schlegel, dessen Vorlesungen sie regelmäßig besuchte, zu dem genialen und gutmüthigen Ludwig Tieck, und ganz besonders zu de la Motte Fouqué, dessen Gattin nächst der liebenswürdigen Gemahlin Wilhelm von Humboldt's zu ihren intimsten Freundinnen zählte. Heinrich Heine, der als junger Student ihren Salon besuchte, fand in ihr eine wohlwollende Förderin; aus Dankbarkeit widmete er ihr sein „Lyrisches Intermezzo".

In der Philosophie war Fichte ihr „lieber Herr und Meister". Sie las alles, was er schrieb; nichts war ihr zu schwer, sie hatte die Fähigkeit, wie sie selbst sagt, in ihrem Kopfe alles schnell zu verarbeiten. Eingehend beschäftigte sie sich mit Spinoza und liebte ihn; „er kommt", schreibt sie an Marwitz, „bis zum tiefsten Absolutesten und drückt es aus, er hat den schönsten Charakter des Denkers, unpersönlich, mild und still." Schleiermacher, Schelling, Steffens, Hegel waren ihr theils persönlich, theils aus ihren Schriften bekannt und werth.

Wol nie hat eine Frau mehr geschrieben als Rahel; sie schrieb keine Abhandlungen, sondern Briefe, selbst Voltaire und seinesgleichen haben nicht mehr Briefe ausgehen lassen als sie. In ihren Briefen sprudeln reich und eigenthümlich

die Quellen ihres Geistes und Gemüths; freilich stilistisch schön sind sie nicht, sie haben etwas launenhaft Springendes, oft Unklares: das fühlt und weiß sie selbst; um ihre unmethodische Verfahrungsweise zu entschuldigen, beginnt sie deshalb auch immer mit Wetternotizen. Schriftstellerin im eigentlichen Sinne des Wortes war Rahel nicht. Sie ventilirt einmal die Frage, ob eine Frau überhaupt schreiben solle; ihre Antwort darauf verarbeitete ihr Bruder Ludwig Robert in folgendem Reim:

Soll ein Weib wol Bücher schreiben?
Oder soll sie's lassen bleiben?
Schreiben soll sie, wenn sie kann,
Oder wenn es wünscht ihr Mann,
Und befiehlt er's gar ihr an,
Ist es eheliche Pflicht;
Aber schreiben soll sie nicht,
Wenn es ihr an Stoff gebricht,
Oder an gehör'ger Zeit,
Oder gar an Fähigkeit.
Schreiben soll sie früh und spät,
Wenn es für die Armuth geht,
Wenn sie sonst was Schlechtes thät';
Aber schreiben soll sie nie,
Wenn durch ihre Phantasie
Leidet die Oekonomie.
Und nun sag' ich noch zum Schluß:
Lebt in ihr der Genius,
Wird sie schreiben, weil sie muß.

Rahel setzte eine Art Stolz darein, ungedruckt eine große Schriftstellerin zu sein, und wenn Bruchstücke aus ihren Briefen und Denkblättern, ganz besonders ihre Mittheilungen über Goethe in verschiedenen Zeitschriften, wie im „Morgenblatt", im „Schweizerischen Museum" ihres Freundes Troxler, im „Gesellschafter", veröffentlicht wurden, so geschah es wider ihren Willen; auch die unter dem Titel „Denkblätter einer Berlinerin" im Jahre 1830 erschienenen Briefe und Aphorismen wurden nicht auf ihren Antrieb gedruckt.

Neben dem Geiste und Wissen ragte sie durch ihr Herz und die ihr angeborene Milde hervor; sie widerlegte schlagend die Behauptung, daß Herzensgüte neben einem scharfen und kritischen Verstande nicht bestehen könne. Sie war voll der regsten Theilnahme für die Ihrigen, die treueste, ausdauerndste Freundin, hülfreich bis zur Selbstaufopferung, und zwar von ihrer früheſten Jugend bis zu ihrem Lebensende. In den Kriegsjahren, ganz besonders 1813, als der deutschen Frauen Milde im schönsten Schmuck glänzte, entfaltete Rahel, welche sich nach Prag begeben hatte, eine fieberhafte Thätigkeit und feierte wahre Feste des Gutesthuns. Ihre angegriffene Gesundheit nicht achtend, lief sie bald nach Hemden für die Unglücklichen, bald nach Geld; sie scheute „keine Mühe, kein Klettern, keine Rede", schickte täglich für Hunderte Essen und hatte sich ein förmliches preußisches Bureau eingerichtet; sie war, wie sie ihrem Bruder in Breslau schreibt, eine „echte preußische Chewrefrau" (wohlthätige Vereinsfrau) geworden. In jener Zeit trug sie sich auch mit dem Plane, „alle europäischen Frauen aufzufordern, daß sie den Krieg niemals mitmachen und gemeinsam allen Leidenden helfen möchten".

Sie glaubte damals, ihren Platz in der Welt gefunden zu haben, und war dennoch unglücklicher als je. Die Mutter war todt, sie lebte allein, ohne Gesellschaft, und mußte, wie sie selbst klagt, „sich gar sehr nach der Decke strecken". Nicht verstanden, nicht anerkannt, nicht geliebt wie sie es bedurfte, sondern gleichgültig außer Acht gelassen und oft getäuscht, war sie die unglücklichste Person der Welt. Sie gehörte zu den seltenen Wesen, denen die Natur und das Geschick die Gabe zu lieben nicht versagt hatte, und sie hat viel geliebt! „Ich habe", gesteht sie selbst, „genug in Liebe geleistet, eine Heilige wäre ich zu anderer Zeit." Man denke nur an ihr Verhältniß zu dem heldenmüthigen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dem schwachen, „pflaumenweichen" Grafen Karl von Finckenstein, dem mistrauischen Spanier Urquijo, der ihr Herz zu den höchsten Stürmen der Leiden-

schaft aufgewühlt hatte: „der unwiderstehliche Zug des Herzens ließ wol die Schranken der Sitte durchbrechen, die wahre Sittlichkeit verletzte sie nie". Hätte Rahel weniger auf Charakter und Wahrheitsliebe gehalten — sie wollte, wie sie sich ausdrückt, kein gemachtes, kein erbetteltes Glück; hätte sie, wie ihre leichtfertigen Jugendfreundinnen, sich der Täuschung hingeben können: sie hätte vielleicht auch eine sogenannte glänzende Partie gemacht; so aber konnte es nicht fehlen, daß sie alle „Kelchchen und Kelche bitter und scharf gefüllt austrinken mußte".

Krank und gedrückt, stand sie allein in der Welt; sie hatte die Vierzig bereits überschritten und ihr Leben als geendet angesehen, da entschloß sie, die in der Blüte ihrer Jugend immer behauptete: „ich kann nicht heirathen, denn ich kann nicht lügen", sich dennoch, dem vierzehn Jahre jüngern Varnhagen von Ense ihre Hand zu reichen.

Trotz aller Stärke des Geistes und Charakters war Rahel schwach genug, ihre angestammte Religion zu verleugnen.

Im Grunde hatte sie von dem Judenthum, in dem sie geboren war, und von seinen Wahrheiten blutwenig erfahren; sie war „wie in einem Walde ohne Religion aufgewachsen"; in ihrem Aelternhause war das eigentlich Jüdisch-religiöse fast ganz verschwunden, und die vielen Schauspieler und Offiziere, welche mit ihrem Vater geschäftlich verkehrten, blieben auf Rahel und ihre Lebensansichten nicht ohne wesentlichen Einfluß. Juden und Judenthum schienen ihr zu wenig ästhetisch, zu wenig beliebt am Hofe des vergötterten Goethe, und da sie von früher Jugend an geistig und gesellschaftlich in christlichen Kreisen lebte, so wurde sie ihrer Nation und Religion sehr bald abgewandt. „Es wird mir nie beikommen", schreibt sie im Jahre 1793 an David Veit, „daß ich ein Schlemihl und eine Jüdin bin; da es mir nach den langen Jahren und dem vielen Denken darüber nicht bekannt wird, so werde ich es auch nie recht wissen." Und zwei Jahre später lamentirt sie in einem Briefe an denselben Freund: „Ich habe solche

Phantasie, als wenn ein außerirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch ins Herz gestoßen hätte: Ja, habe Empfindung, sieh die Welt wie sie wenige sehen, sei groß und edel, ein ewiges Denken kann ich dir auch nicht nehmen, eins hat man aber vergessen: sei eine Jüdin! — und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung." Sie bildete sich ein, daß die Geburt sie aus der Welt gestoßen und daß ihr Bekenntniß in der Erreichung ihrer Plane und in ihrer Lebensstellung ihr hinderlich sei, während im Grunde doch nur der Verkettung mislicher Verhältnisse die Schuld an dem vermeintlichen Uebel beizumessen war.

Sie erwachte aus dem Traume und sah ihr Unrecht ein. So wenig wie eine ihrer abtrünnigen Religionsschwestern wurde sie, trotz St. Martin und Baader, mit deren mystischen Schriften sie sich viel beschäftigte, eine aufrichtige Christin, ja sie kehrte im Geiste zu dem alten Glauben zurück und wurde stolz darauf — eine Jüdin zu sein. Für die Juden und die Verbesserung ihrer politischen Stellung zeigte sie, so oft die Gelegenheit sich bot, lebhaftes Interesse; sie hat ihr Volk, im ganzen und im einzelnen, immer nach Kräften vertheidigt, Unheil und Druck beständig für dasselbe mitgefühlt. Ihren Schwager Karl Asser, den Gatten ihrer Schwester Rosa, der anfangs in Amsterdam, später als Bureauchef im Justizministerium im Haag lebte, bat sie dringend, sich der unterdrückten Glaubensgenossen anzunehmen, und sie war es, welche ihn zur Abfassung einer Schrift zur Vertheidigung der Juden veranlaßte. Als im Sommer des Jahres 1819 sich in ganz Deutschland ein wildes Geschrei gegen die Juden erhob und diese mit dem Zuruf Hep! Hep! angegriffen, verfolgt und geplündert wurden, schrieb sie an ihren Bruder Ludwig Robert, der in Karlsruhe lebte und Zeuge jenes Sturmes war: „Ich bin grenzenlos traurig, und in einer Art wie ich es noch gar nicht war. Wegen der Juden. Was soll diese Unzahl Vertriebener thun! Behalten wollen

sie sie: aber zum Peinigen und Verachten, zum „Judenmauschel" =schimpfen, zum kleinen dürftigen Schacher, zum Fußstoß und Treppenrunterwerfen... Die gleißnerische Neu-Liebe zur christlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde!), zum Mittelalter mit seiner Kunst, seinen Dichtungen und Greueln, hetzt das Volk zu dem einzigen Greuel, zu dem es sich noch, an alte Erlebnisse erinnert, aufhetzen läßt! Judensturm.... ich bin hoch betrübt. Eine herrschende Religion taugt nicht, das ist unreligiös."

Rahel Levin, die lebhaft an allem Antheil genommen, an der Entwickelung des Menschengeschlechts, an dem Fortschritt, dem politischen, ästhetischen, wissenschaftlichen, der ganzen Welt, starb in Berlin den 7. März 1833.

Wie sie ihren Lieblingsbruder Ludwig, mit dem sie bis an ihr Ende in jüdischen Lettern zu correspondiren pflegte, an das unter ihnen abgeredete Wort „Beim Jochid!", bei dem Einig-Einzigen, immer erinnerte, so sprach sie auch, der großen Bedeutung des Judenthums gedenkend, tiefbewegt in ihrer Sterbestunde: „Mit erhabenem Entzücken denk' ich an meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschicks, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumscenen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin zu sein, um keinen Preis möchte ich das jetzt missen."

An ihrem Begräbnißtage schickte Varnhagen von Ense eine ansehnliche Summe an jüdische Arme.

Die Geschwister Meyer.

Zu dem Rahel'schen Kreise und den schwärmerischen Verehrerinnen Goethe's gehören auch die Geschwister Sara und Mariane Meyer, in denen sich zugleich Beispiele merkwürdiger Schicksalswendungen darbieten. Sie personificiren in ihrer

Leichtfertigkeit den Charakter der damaligen Zeit und haben ihren Glaubensgenossen wenig Ehre gemacht.

Geborene Berlinerinnen, Kinder sehr orthodoxer Aeltern, hatten sie in großem Reichthum und glänzender Ueppigkeit mit allem erdenklichem Aufwand vornehmer Erziehung und bildenden Unterrichts eine glückliche Jugend verlebt. Beide waren schön und infolge der Huldigungen, welche ihnen von jungen Männern der hohen Aristokratie gebracht wurden, beide leichtsinnig genug, ihren väterlichen Glauben zu wechseln und damit ihren Aeltern den größten Schmerz zu bereiten.

Sara, die älteste, vereinigte lebhaften Geist mit außerordentlicher Herzensgüte, tiefe Bildung, Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen mit Geschmack in Künsten und all dem sonstigen Wollen und Können, das für gesellschaftlichen Glanz und häusliches Wohlbehagen geeignet ist. Sie hörte in ihrer Jugend Schmeicheleien von Lessing, in späterer Zeit von Herder, dann standen Frau von Genlis, der Fürst von Ligne und Goethe mit ihr in freundlichem Verkehr. Nach einer ersten frühen Verheirathung und manchem Wechsel des Geschicks, wobei sogar der seltene Fall einer rückgängig gewordenen Taufe sich ereignet hatte, heirathete sie den reichen liefländischen Baron von Grotthuß, mit dem sie lange Zeit in erwünschten ansehnlichen Verhältnissen lebte.

Gewohnt, den eigenen Werth allzu wohlgefällig zu betrachten, gerieth Sara bald auf den Gipfel der Eitelkeit. Sie war die eitelste Person, die, wie Rahel sich ausdrückt, dreißig Jahre Schmeichelvisiten an sich selbst ablegte, voll ekelhafter Süßigkeiten gegen sich selbst, eine offenbare Närrin, sodaß sich ihre Freunde und Bekannten von ihr zurückzogen. Andererseits hatte sie Anlage zu einer edeln Seele und Selbstständigkeit des Geistes. In ihren frühern Jahren war sie oft von bedeutenden Männern aufgefordert worden, als Schriftstellerin aufzutreten. Wirklich hatte sie sich in Erzählungen, Dramen, moralischen und sogar politischen Aufsätzen in

deutscher und französischer Sprache versucht; ihre französischen Arbeiten wurden besonders geschätzt. Sie starb den 11. December 1828 als Witwe zu Oranienburg, wo ihr Mann, nachdem er durch den Krieg und andere Unglücksfälle sein Vermögen eingebüßt, in seinen letzten Jahren das Postamt verwaltet hatte. Anderthalb Jahre vor ihrem Tode war sie beschäftigt eine Anzahl Briefe von Ramler, Stolberg, Schiller, Elise Reimarus, Frau von Genlis, Frau von Staël u. a. zur Herausgabe zu ordnen, allein diese Papiere sind aus Unkunde größtentheils verbrannt worden; einundzwanzig von Goethe an sie gerichtete Briefe aus den Jahren 1797—1815 hat Varnhagen von Ense veröffentlicht.

Weit schöner und anziehender als Sara war ihre jüngere Schwester Mariane. „Ihre Augen", schreibt 1799 Otto von Manteuffel an seinen Freund Thierrot, „sind die schönsten, die jemals am Himmel oder auf der Erde geleuchtet haben." Im Sommer 1797 hielt sie sich einige Tage in Weimar auf. Goethe, der die lebhafteste Neigung für sie empfand, schrieb damals an Schiller: „Auch ist die berühmte Mariane Meyer hier; es ist schade, daß sie nicht einige Tage früher kam; ich hätte doch gewünscht, daß Sie dieses sonderbare Wesen hätten kennen lernen." Mariane besaß weniger Gutmüthigkeit und weniger Narrheit als ihre Schwester, dafür aber eine größere Portion Leichtsinn; sie war ganz und gar Egoistin; bei allem ihrem Thun und Wirken hatte sie immer den eigenen Vortheil im Auge und wollte nur immer für das eigene Leben sorgen. Ueber die Gegenwart hinaus gab es für sie nichts; sich eine Zukunft zu bereiten fiel ihr nicht ein.

Natürlich fehlte es dieser seltenen Schönheit nicht an Huldigungen. Graf Geßler, sächsischer Gesandter am preußischen Hofe, verhehlte seine Gefühle für sie so wenig, daß öffentlich behauptet wurde, er wolle sie heirathen. Graf Christian Bernstorff, der spätere preußische Minister, zu jener Zeit bei der dänischen Gesandtschaft in Berlin angestellt, wurde von den lebhaftesten Gefühlen für sie ergriffen; aber seinem Vorsatze,

sich mit ihr zu verbinden, stellte sich der sehr entschiedene Widerspruch seines Vaters, des dänischen Ministers, entgegen. Schon gleichzeitig mit ihm war Fürst Reuß, österreichischer Gesandter am preußischen Hofe, ihr Bewunderer, ein guter wackerer Mann, aber ihr ziemlich ungleich an Jahren und häßlich wie die Nacht. Wie sich, allerdings erst nach dem Tode des Fürsten, herausstellte, war sie mit ihm förmlich verheirathet und somit vollkommen berechtigt, als dessen Witwe, als Fürstin Reuß aufzutreten. Die fürstlichen Verwandten wußten sie jedoch zu bewegen, gegen bestimmte Vortheile jenem Titel zu entsagen; von Kaiser Franz wurde ihr darauf der Name Frau von Eybenberg verliehen. Sie lebte seit 1799 meistentheils in Wien, in den angesehensten Kreisen, und wurde dort der Mittelpunkt angenehmer und bedeutender Geselligkeit: die Prinzessinnen von Kurland, die Familien Ligne und Clary und viele andere des ersten Ranges und Ansehens waren ihr vertrauter Umgang.

Infolge einer unbegrenzten Proceßwuth gerieth sie beinah in Armuth, aber auch in den stärksten Bedrängnissen wußte sie sich muthig zu fassen. Viel hatte sie in ihren letzten Lebensjahren zu leiden; sie starb, von ihren vornehmen Freunden verlassen, zu Wien im Jahre 1814.

Mariane galt für einen überlegenen Geist und eine gelehrte Frau, schrieb aber ungern. Es gab von ihr eine Sammlung handschriftlicher Blätter, sogenannte Bildnisse oder Charakterschilderungen von Personen aus der Gesellschaft, deren Schärfe und Richtigkeit Bewunderung erregte. Auch ihr eigenes Bild soll sie in dieser Art mit größter Meisterschaft schonungslos gezeichnet haben.

Die wiener Salons.

Durch Jugendfreundinnen der beiden Mendelssohn, der Herz und der Rahel fand das in Berlin gegebene Beispiel alsbald Nachahmung auch in der österreichischen Kaiserstadt. Die Verschmelzung der norddeutschen Bildung und des romantischen Schwunges mit dem Glanze und der Gemüthlichkeit des wiener Lebens verlieh den in der Kaiserstadt von jüdischen Frauen eröffneten Salons einen eigenthümlichen Reiz, sodaß sie die geselligen Centralpunkte der Diplomaten und Fürsten, der Künstler und Schriftsteller und von nicht geringer culturhistorischer Bedeutung wurden. Wir meinen die Salons der Frau von Arnstein und der Frau von Eskeles.

Die Frauen waren Schwestern, Töchter des von Friedrich dem Großen zum Oberältesten sämmtlicher jüdischen Gemeinden Preußens ernannten, durch Reichthum und Freigebigkeit gleich bekannten Daniel Itzig, des Stammvaters einer reichen Nachkommenschaft. Er hatte dreizehn Kinder, darunter neun Töchter, die sich alle durch Geistes- und Herzensbildung auszeichneten und eine ehrenvolle ja den Zeitverhältnissen nach bedeutende Stellung in der Gesellschaft einnahmen. So war **Blümchen** (geboren im Mai 1752) die Frau David Friedländer's, des bekannten Schülers Moses Mendelssohn's und langjährigen Freundes der beiden Hum-

boldt, der vermöge seines Reichthums und seines Einflusses — er war der erste jüdische Stadtrath in Berlin — ein großes Haus ausmachte. **Rebekka**, die „wie ein Dichter sprach", war mit einem Sohne des Münzmeisters Ephraim, und **Jettchen**, die jüngste, mit einem Oppenheim verheirathet. Die Kinder und Enkel dieser bereits im Jahre 1771 von einem jungen polnischen Dichter besungenen „Freundinnen der Muse" stehen als Diplomaten, Gelehrte und Schriftsteller noch heute in hohem Ansehen.

Von allen Itzig'schen Töchtern die bedeutendste und gefeiertste war

Fanny von Arnstein.

Fanny, oder Vögelche, wie man sie im älterlichen Hause und in jüdischen Kreisen nannte, wurde den 29. November 1757 in Berlin geboren. Noch jung ging sie mit dem später in den Adelstand erhobenen wiener Bankier Nathan Arnstein die Ehe ein. „Eine hohe schlanke Gestalt, strahlend von Schönheit und Anmuth, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, scharfen Verstand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Belesenheit, und fremder Sprachen wie der eigenen mit Meisterschaft kundig", war sie in Wien eine höchst auffallende und merkwürdige Erscheinung. Die Eigenschaften, welche nur wenigen Frauen der höchsten Stände anzugehören pflegen, sah man staunend in einer Jüdin glänzen, deren unter den segensreichen Einflüssen der Regierung Friedrich's des Großen gediehene Geistesfreiheit und Bildung um so stärker in einer Stadt wirken mußten, wo man diese letztern Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu schätzen und zu begehren schon begonnen hatte.

Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gästen aus allen Klassen der Gesellschaft offenes Haus, die geschmackvollste Umgebung, die reichste Bewirthung, der Zusammenfluß aus-

gezeichneter Fremden, die Verbindung adelicher Ansprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmal bürgerlicher, sondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrschaft einer liebenswürdigen, thätigen Frau, die alles um sich her belebt und entzündet: all dies in einer Hauptstadt, in dem Mittelpunkte vieler Staaten und Völker, wo die höchste Ueppigkeit und das behaglichste Wohlleben, mit stolzer Vornehmheit und rohen Vorurtheilen, aber auch mit lebensfrischer Einfalt und Gutmüthigkeit vereint, im Schwange gingen: man denke sich diese beiden Elemente in täglicher Berührung, in unausgesetzter Wechselwirkung, und man wird begreifen, daß das Haus der Frau von Arnstein viele Jahre hindurch wie eine Missionsanstalt gewirkt, daß dessen Vorsteherin das Verdienst einer Vermittelung hatte, die ohne sie nicht zu Stande gekommen wäre und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen sind. Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnstein in Wien schlechthin das einzige seiner Art, und wenn später viele andere, jedoch sicher kein gleiches, entstanden sind, so ist das gerade auch ein Verdienst der ausgezeichneten Frau, durch welche diese Bahn erst eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden ist. Die freie, geachtete, dem Zwange der Vorurtheile enthobene Stellung, deren heutzutage die Juden in Wien sich erfreuen, ist ganz unleugbar erst mit und durch das eindringende Wirken und Walten der Frau von Arnstein gewonnen worden.

Ein tragisches Ereigniß, das zu seiner Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach besprochen wurde, drohte den Gang dieser vielfachen Lebensentwickelung zu stören, gab ihr aber nur neuen Schwung. Ein Fürst Karl von Liechtenstein befand sich unter den Anbetern der schönen, glänzenden Frau; seine Neigung steigerte sich zur Leidenschaft, und diese war mit solcher Verehrung verknüpft, daß er mehrmals heftig in sie drang, Christin zu werden, was sie aber wie jede zu heftige Bewerbung mit kluger Festigkeit ablehnte. Ein

Domherr, Freiherr von Weichs, brachte ihr gleichzeitig seine eifrigen Huldigungen dar, und da er seinen eignen geringen Erfolg der Begünstigung seines Nebenbuhlers zuschrieb, warf er den unversöhnlichsten Haß auf diesen; er nöthigte ihn zum Zweikampf, in welchem der Fürst tödlich getroffen fiel. Dieser Vorgang brachte ganz Wien in Aufregung; die vornehmsten und mächtigsten Familien waren dabei betheiligt. Doch die tieferschütterte Frau, die völlig ohne ihre Schuld der Anlaß dieses Unglücks geworden war, erfuhr von allen Seiten die stärkendste Theilnahme und Tröstung. Der Hof und die Stadt wetteiferten, ihr zu huldigen; es fanden sich die unzweideutigsten Zeugnisse der Großmuth, des Edelsinns und der Selbstverleugnung, mit der sie dieses Verhältniß behandelt hatte. Daher konnte sie auch getrost mit vollem Herzen sich dem tragischen Eindruck hingeben, den sie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, sagt man, nie gänzlich wieder verwunden hat. Jedermann fand ihre Trauer gerecht und schön, und sie durfte ohne Scheu den Mann beweinen, der als ihr Ritter das Leben geopfert hatte. „Wir erinnern uns", sagt Varnhagen von Ense, „in der Reise eines Engländers, dessen Buch uns aber nicht zur Hand ist, gelesen zu haben, daß Frau von Arnstein den Todestag des Fürsten von Liechtenstein stets durch stille Trauer gefeiert und sich in ein schwarzes Cabinet verschlossen habe, das ganz dem Andenken des Verstorbenen geweiht war und worin sie auch zu andern Zeiten manche Stunde in andächtiger Sammlung und Abgeschiedenheit zuzubringen pflegte. Niemand hat sich jemals rühmen können, dieses Cabinet gesehen zu haben, die Sage aber war allerdings sehr verbreitet und galt allgemein für gegründet."

Einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnstein fassen wir zusammen, wenn wir ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit rühmen, ihre zärtliche Liebe zu ihrer einzigen Tochter Henriette, die an Schönheit, Geistesbildung und Lieblichkeit einer solchen Mutter würdig heranwuchs, erwähnen,

und wenn wir ihre Begeisterung für Oesterreich, ihr zweites Vaterland, hervorheben, bei der gleichwol auch die treue Anhänglichkeit an Berlin und Preußen sich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmanns war ihr heilig und sicherte dessen Träger jede Freundlichkeit und Hülfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche sie in der Nähe und Ferne ausstreute, mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einsicht und unverdrossener Thätigkeit. Sie hat vielen Menschen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg zur Wohlhabenheit aufgethan, manchen eine Summe geschenkt, die für ein selbständiges Vermögen gelten konnte.

Während des Consulates Napoleon Bonaparte's machte sie eine Reise nach Paris. Sie kehrte mit sehr ungünstigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die spätern Kriege und feindlichen Ueberziehungen, welche Oesterreich erlitt, erfüllten sie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzosen; sie sprach diesen Haß leidenschaftlich selbst in Gegenwart des Feindes aus, und man konnte ihr nicht gefälliger schmeicheln, als wenn man ähnliche Gesinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, dessen Ausgang ihr wie ein persönliches Leid auf dem Herzen lastete, wandte sie aufs neue ihre thätigste Mithülfe den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und seine Nachwehen sehr vermehrt war. Eine Gesellschaft adelicher Damen trat in Wien zusammen, um Nothleidende zu unterstützen; es waren die vornehmsten und angesehensten des Kaiserstaates, aber sie glaubten sich unvollständig und der besten Einsicht und Thätigkeit beraubt, wenn sie nicht Frau von Arnstein zu ihrem Mitglied zählten. Dies war die größte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil sank vor der Macht der echten Gesinnung und Tüchtigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres Glaubens unter diesen Fürstinnen und Gräfinnen ersten Ranges, sondern auch die einzige Frau von nicht so hohem Adel.

Als diese Gesellschaft adelicher Frauen zur Beförderung

des Guten und Nützlichen gegen 1811 in Baden bei Wien den Grundstein zu einem Hospitale legte, spendete Frau von Arnstein nahezu 7000 Gulden, welche sie unter ihren Glaubensschwestern gesammelt hatte. Zu gleicher Zeit sandte ihre Schwester Cäcilia von Eskeles dem Convent der Elisabethinerinnen, welche ohne Unterschied der Religion der leidenden Menschheit dienen, ebenfalls die Summe von 7000 Gulden.

Mit ihrer Wohlthätigkeit in schönster Eintracht ging ihre Gastfreiheit. In ganz ungewöhnlichem Maße übte sie diese liebenswerthe Tugend. Ihr Haus in der Stadt am hohen Markt, ihr Landhaus auf dem Wege nach Schönbrunn, Bei den drei Häusern genannt, ihr Landhaus in Baden, alle waren zur Aufnahme zahlreicher Gäste eingerichtet, ganze Familien wohnten dort und genossen der wechselvollen, stets angeregten Geselligkeit, Freunde und Bekannte wurden täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Siege Preußens und Oesterreichs in den Befreiungskriegen 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken: an beiderlei Vaterland, dem angeborenen und dem angelebten, konnten sie dasselbe eine Gefühl erlaben. Sie gab unermüdlich Beiträge und Spenden aller Art für die Verwundeten und sonstige Hülfsbedürftige.

Der Wiener Congreß, der auf den Sturz Napoleon's folgte, der Winter 1814 und 1815, war der höchste Gipfel der Freude und des Ruhmes für Frau von Arnstein, die reichste Blütenzeit ihres geselligen Ansehens und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngern Verwandten und Freundinnen, die sie ihrem Hause schon früher angeeignet hatte. Alle Personen höchsten Ranges und ausgezeichnetster Bedeutung, Frauen und Männer, Fremde und Einheimische, fanden sich in ihren Salons ein. Man konnte an demselben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Consalvi, den Fürsten von Hardenberg, die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn von Humboldt, die Prinzen von Hessen-Homburg, die Grafen von

Bernstorff, von Münster und von Neipperg und viele andere solche Berühmtheiten daselbst erscheinen sehn.

Nach dem zweiten Sturze Napoleon's entschloß sich Frau von Arnstein zu einer Reise nach dem Rhein und darauf nach Italien. Sie kehrte kränkelnd zurück, und leider allzu bald — sie starb den 8. Juni 1818 — hatten die Ihrigen den Verlust der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wol immer einzig bleiben wird. Ihre Lebenswirkung wird fortdauern, auch wenn der Name so leicht zu vergessen wäre; aber auch dieser ist Tausenden zur dankbaren Erinnerung eingeprägt.

Einem nicht minder großen Lebenskreise wie Fanny von Arnstein stand mit Geschmack und Einsicht vor ihre Schwester

Cäcilia von Eskeles.

Cäcilia oder Zippora, wie die Aeltern sie nannten, war um einige Jahre jünger als Fanny; sie wurde geboren im Januar 1760. Sie hatte nicht die Lebhaftigkeit der Schwester, vereinigte aber mit dem feinsten Ton und geselligen Takt einer vornehmen Wirthin das gutmüthigste Wohlwollen. In ihrem Salon wetteiferte alles an Pracht und Geschmack der Ausstattung wie auch an Eleganz der Gesellschaft und der Conversation mit den höchsten Kreisen von Wien. Die einflußreichsten Diplomaten, die berühmtesten Schriftsteller, Franzosen von Bildung und Stellung gingen dort ein und aus. „Sie hatte für jeden aus jeglichem Volk und Stamm und Stand stets ein mildes Wort und einen freundlichen Blick."

In der Uebung der Wohlthätigkeit wurde Cäcilia treulich unterstützt und bestärkt von ihrem Gatten Bernhard von Eskeles, der neben der wachsamsten und unermüdlichsten Aufmerksamkeit auf die Staats- und Handelswelt auch noch lebendigen Sinn und frische Thätigkeit für höhere geistige Angelegenheiten sich bewahrte. Sein scharfer Blick und sein

richtiges Urtheil bewährten sich im kleinen wie im großen; wo er unterstützte, forthalf, Rath ertheilte, geschah es stets mit Sachkenntniß, Richtigkeit und daher meist mit Erfolg. Arme und Leidende jeder Art, von der Willkür der Macht oder des bürgerlichen Zustandes Getroffene, Künstler, geistigstrebende oder durch irgendeine Tüchtigkeit ausgezeichnete Menschen hatten entschiedenes Anrecht auf seine Theilnahme und Hülfe. Das Gefühl des Wohlwollens, das er hegte, und sein gutes Bewußtsein gaben seinem ernsten Gesichte einen Ausdruck froher Heiterkeit, die auch in Witz und Laune reichlich ausströmte. „Eskeles liebe ich sehr", sagt Rahel einmal, „weil ihm seine Klugheit bis aus den Poren dringt; er ißt, er schweigt, er lacht klug, er sagt lauter Selbstgedachtes, Originales. Ja, er amusirt mich in gewissem Sinn hier besser als alle andern Leute, weil er ganz altväterisch geblieben ist, mit geistigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn weggegangen ist, welches er ganz nach seiner Art bearbeitet hat, und lauter Originales davon ausgibt, mit der aisance des gelebtesten Menschen auf gut alttestamentliche Weise."

Frau von Eskeles hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche unter ihrer Obhut aufwuchsen und so erzogen wurden, daß sie kaum eine Ahnung von ihrer jüdischen Herkunft hatten, zum großen Leidwesen des Vaters, der, ein Sohn des berühmten nikolsburger Rabbiners und Bankiers Gabriel Eskeles, mit Herz und Seele dem Judenthum anhing. Vor seinem, im August 1839 erfolgten Tode bestimmte er mehrere hunderttausend Gulden zu wohlthätigen Zwecken. Cäcilia von Eskeles schied mit dem Rufe einer edeln Frau, einer wohlwollenden und wohlthuenden Menschenfreundin den 27. April 1836 aus dem Leben. Der wiener Prediger Mannheimer hielt ihr die Grabrede.

Einige Salons der ſpätern Zeit.

Den genannten Töchtern Itzig's an Geiſt, Bildung und Tugend gleich war auch die jüngere Schweſter

Sara Levy.

Geboren im Juni 1761, wurde ſie, kaum zur Jungfrau herangewachſen, die Gattin Samuel Levy's, eines der erſten berliner Bankiers. Die ausgedehnten Verbindungen ihres Gatten hatten es mit ſich gebracht, daß ihr Haus der Sammelplatz ausgezeichneter Fremden der verſchiedenſten Nationen wurde. Der Sitte der Zeit gemäß nach franzöſiſchem Zuſchnitt erzogen, hatte ſie früh ihren Geiſt durch franzöſiſche Lektüre genährt. Zur Zeit der ſchmählichen Unterdrückung Preußens verkehrten die Franzoſen viel mit ihr. Bignon, der damalige franzöſiſche Geſandte in Berlin, ſuchte gern das gaſtliche Haus der Madame Levy hinter dem Packhofe auf und führte die Crême der Franzoſen, welche die Invaſion nach Berlin brachte, in daſſelbe ein. Die humane Verwaltung Bignon's war weſentlich eine Folge ſeines freundſchaftlichen Verhältniſſes zu Madame Levy.

Ein großer Kreis aus den beſten Ständen, von Gelehrten und Künſtlern verſammelte ſich bei ihr bis in ihr Alter, und bis zu ihrem Tode war ſie ſtolz darauf, eine Jüdin zu

sein. Mit Wehmuth gedachte sie ihrer der väterlichen Religion entfremdeten Verwandten. „Ich komme mir vor", pflegte sie zu sagen, „wie ein entlaubter Baum; alle die Meinigen um mich her sind durch ihren Uebertritt zum Christenthum mir doch in vieler Hinsicht fremd geworden." Sie liebte ihr Volk und freute sich an der geistigen Erhebung ihrer Glaubensgenossen. Es erfüllte sie mit Stolz, wenn sie Erinnerungen aus ihrer Jugend mittheilte, daß in ihrem älterlichen Hause der „Seder" mit imposanter Feierlichkeit gegeben wurde, und daß immer viele jüdische Gelehrte an ihres Vaters Tisch zu Gaste saßen.

Sara Levy, die an Wohlthun ihre Freude fand, vermachte bei ihrem Tode den jüdischen Waisenhäusern in Berlin die namhafte Summe von zwanzigtausend Thalern; ihr Haus, das sie bei Lebzeiten nicht verkaufen wollte, schenkte sie dem König Friedrich Wilhelm IV. Sie starb den 11. Mai 1854 kinderlos.

Die „Salons" im eigentlichen Sinne hörten auch in Berlin bald auf, es gab aber dort immer noch einzelne jüdische Frauen, welche wegen ihrer hohen Bildung von Gelehrten geschätzt und aufgesucht wurden. Zu diesen gehörte Madame **Halle**, deren wissenschaftliches Streben in ganz Berlin bekannt war und mit der Männer wie Engel, Moritz, Ramler verkehrten, Madame **Amalie Beer** u. a. m.

Eine geistreiche Frau, in deren Salons die hohe Aristokratie und die Vertreter der Wissenschaft zusammentrafen, war **Adelheid von Rothschild**, geb. Herz, die Gattin des Freiherrn Karl Meyer von Rothschild, der lange Zeit in Neapel wohnte. Ihre Mutter Klara Herz, eine Schwester der Mariane Saaling, „eine tüchtige, wahrhafte Creatur", wie ihre Freundin Rahel Levin sie bezeichnet, siedelte gegen 1813 „mit sechs schönen und auch erwachsenen Kindern" von Hamburg nach Frankfurt a. Main über, wo Wilhelm von

Humboldt, Graf Flemming, Friedrich und Dorothea Schlegel bei ihr ein- und ausgingen. Adelheid war eine eifrige Beschützerin der Wissenschaft und Kunst, deren Pflege sie selbst mit vieler Liebe oblag, sie achtete und feierte das Wissen und das Genie, und zeigte Begeisterung für alles Edle und Erhabene. Selbst geistreich, war ihr Urtheil stets ein klares. Herzensgüte und Seelenadel, hohe umfassende Bildung und tiefe Religiosität vereinigten sich in ihr zu seltener Harmonie. Dabei verfocht sie mit fast männlicher Unerschrockenheit die Interessen ihrer damals namentlich in Italien noch sehr gedrückten Glaubensgenossen. Denkwürdig bleibt ihre Audienz beim Papst Pio Nono, bei dem sie über die Verfolgung, welche der Cardinal della Gengha gegen die Ghettobewohner Roms sich erlaubt hatte, bittere Klage führte. Ebenso bekannt wie ihre Bildung und ihr Salon war auch ihr Wohlthätigkeitssinn; um den Empfänger des Dankes zu überheben, erklärte sie immer, daß ihre Religion sie dazu verpflichte, von ihrem Vermögen den Armen einen bedeutenden Theil zuzuwenden. Adelheid von Rothschild starb nach vollendetem dreiundfünfzigsten Jahre im April 1853 in Frankfurt a. Main. Ihr Gatte stiftete ihr in Neapel ein bleibendes Denkmal: er schenkte dem Asilo infantile in San-Carlo zehntausend Dukaten zur Gründung einer Kleinkinderbewahranstalt, die den Namen „Asilo Rothschild" führt.

Reich an Bildung und Tugendadel war **Adelheid Zunz**, geboren in Pyrmont den 2. April 1802, die Gattin des als Altmeister der jüdischen Wissenschaft gefeierten L. Zunz in Berlin. Seit 1822 mit ihm verheirathet, war sie ihm in Freud und Leid Stütze und Helferin und auf allen Reisen, die er zu wissenschaftlichen wie zu Gesundheitszwecken in Deutschland, nach England, Frankreich und Italien unternahm, seine Begleiterin. Während ihrer Anwesenheit in London im Juni 1854 wurde sie der Königin Victoria vor-

gestellt, welche sich mit dieser geistreichen Frau eine Stunde lang unterhielt. Heinrich Heine, ihr früherer Hausfreund, Eduard Gans, Bunsen, Varnhagen von Ense und viele andere, die ihres liebenswürdigen Umgangs sich zu erfreuen hatten, würdigten ihre seltenen Vorzüge und ihr ausgebreitetes Wissen. Sie starb den 19. August 1874.

Zwei ältere Romanschriftstellerinnen.

Den vorstehend geschilderten berliner und wiener Kreisen gehörten auch zwei jüdische Frauen an, welche zuerst als deutsche Romanschriftstellerinnen auftraten: Regina Frohberg und Esther Gad.

Regina Frohberg,

geborene Saaling, war eine Schwester der oft genannten schönen Mariane Saaling, mit der Varnhagen von Ense nach dem Tode Rahel's einige Tage verlobt gesagt wurde, und der Mutter des Dichters Paul Heyse. Geboren den 4. October 1783, wurde sie ganz gegen ihren Willen mit einem Herrn Friedländer verheirathet. Diese Ehe war für sie ein Joch, dem sie sich nach damals herrschender Mode durch Scheidung bald wieder zu entziehen wußte. Sie führte dann in Berlin eigene Menage, in eleganter Weise ihre Zeit ausfüllend mit feiner Geselligkeit, emsigem Bildungsfleiß und thätiger Sorge für ihre zerrüttete Gesundheit. Halb vornehme und halb literarische Theegesellschaft und sprachenkundige Unterhaltung machten die unerläßlichen Bestandtheile ihres Daseins aus.

Der geduldige Fleiß Regina's, deren geistige Fähigkeiten sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, hatte sich lange

Zeit auf Uebersetzungen beschränkt; kleine Romane mußten als Uebungsstücke aus dem Französischen und Englischen ins Deutsche und wieder zurück wandern, wobei wiederholtes Nachbessern und sorgfältiges Abschreiben nicht gespart wurde. Die Beschäftigung, solche Geschichten äußerlich niederzuschreiben, führte nah und leicht zu dem Versuche, dergleichen aus eigenem Erfinden zu verfassen, und es war der mühsamsten Anstrengung endlich — eine Liebeserzählung entsprossen, deren alltägliche Dürftigkeit den Eifer lobhudelnder Theegäste nicht abhielt, sie als ein zartes, sinniges Gebilde weiblicher Phantasie und Herzenskunde höchlich anzupreisen und vor allem sie des Druckes würdig zu erklären; besonders ein Graf von Egloffstein, der aller Gänge der Eitelkeit gut kundig und als einer der größten Frömmler am preußischen Hofe bekannt war, schwur mit höchster Begeisterung, ein solches Werk müsse an das Tageslicht treten und werde seine Verfasserin gleich in die Reihe der ersten Schriftstellerinnen einführen. Er sprach mit einem Buchhändler, der sich willig zeigte, das Buch zu verlegen. Dem so unterstützten Andringen war nicht zu widerstehen, und das köstliche Manuscript wurde hingegeben. Vor dem Druck aber sollte denn doch zu größerer Sicherheit noch eine prüfende Durchsicht stattfinden, und Varnhagen von Ense wurde, wie er selbst erzählt, von der mit seiner Rahel befreundeten Verfasserin mit diesem Liebesdienste betraut. Er wollte von vornherein dringend abrathen, diesen ersten Versuch der Oeffentlichkeit zu übergeben, aber die Herausgabe war beschlossen und der Vorstellung, es gäbe Producte, die immerhin noch schlechter seien als diese Schrift, mußte jede Widerrede weichen. So erschien, freilich anonym, 1808 ihr Buch „Luise, oder Kindlicher Gehorsam und Liebe im Streit". Der Roman, so mittelmäßig er auch war, fand Beifall, und dadurch sah sich Regina ermuntert, noch ferner zu schreiben und drucken zu lassen. Es erschien einige Jahre später, 1811, unter ihrem Namen der

Roman „Schmerz und Liebe", der nach vier Jahren in Wien eine zweite Auflage erlebte.

Im Jahre 1813 siedelte sie nach Wien über, woselbst sie lange Zeit in der vornehmen Welt gern gesehen wurde und der literarischen Thätigkeit mit stets wachsender Neigung sich hingab. Sie lieferte Beiträge für Bertuch's „Modejournal" sowie für die von Biedenfeld und Kuffner herausgegebenen „Feierstunden" und wurde eine sehr furchtbare, heute freilich meist vergessene Romanschriftstellerin. Sie versuchte sich auch im Dramatischen und schrieb Schauspiele und Lustspiele (Wiesbaden 1817, 1818), von denen die Stücke „Onkel und Neffe", „So bezahlt man seine Schulden", „Alter und Jugend", „Das unvermuthete Zusammentreffen oder So rächt sich eine Deutsche" auch einzeln erschienen sind. Ihre Romane, welche Gemüth und eine nicht gewöhnliche Kenntniß des weiblichen Herzens verrathen, haben sich überlebt, ihre Dramen, meistens Bearbeitungen aus dem Französischen, sind vergessen; nicht so das in zwei Auflagen erschienene Buch „Gedankenfreiheit auf dem Pfade des Lebens", welches das Ergebniß eines sechzigjährigen Lebens in philosophischen Axiomen zusammenfaßt. Regina Frohberg, obwol sentimental und affectirt in ihrem Wesen wie in ihren Schriften, war eine talentvolle Erzählerin. Mit den Erfolgen, welche sie auf ihrer literarischen Laufbahn errang, wuchs indeß auch ihr Stolz und ihre Eitelkeit.

Esther Gad,

die Zeitgenossin der Frohberg, eine Enkelin des berühmten hamburger Oberrabbiners Jonathan Eibenschütz, wurde 1770 in Breslau geboren. Sie zeigte in ihrer Kindheit wenig Lust zum Lernen, ja ihre ersten Lehrer versicherten ihre Aeltern oft, daß alle auf sie angewandte Mühe vergeblich wäre. Erst in ihrem zehnten Jahre erwachten die in ihr schlummernden Keime, und nachdem die ersten Schwierig-

keiten überwunden waren, fand sie an geistiger Beschäftigung und wissenschaftlicher Ausbildung so große Freude, daß der anbrechende Morgen das dreizehnjährige Mädchen noch bei dem am Abend angefangenen Buche fand. Den meisten Einfluß auf ihre Geistesbildung hatte ein von ihr innig geliebter Bruder, der ihr alles mittheilte, was er selbst den Tag über gelernt hatte, und sie mit wissenschaftlicher Lektüre versorgte. Sie schrieb mit besonderer Vorliebe Französisch, lernte aus Neigung zur Musik Italienisch, und später bei ihrem Bruder, der sich zu seiner weitern Ausbildung einige Jahre in Dresden aufgehalten hatte, auch Englisch.

Esther Gad nahm an der allmählichen Verbesserung der bürgerlichen Stellung ihrer Glaubensgenossen und an dem religiösen Fortschritte derselben den lebhaftesten Antheil. Die Nachricht, daß dank den Bemühungen des Staatsministers Grafen Hoym in ihrer Vaterstadt Breslau im Jahre 1791 eine geordnete jüdische Schule, die Wilhelmsschule, errichtet worden, begeisterte sie zu einem Gedicht, das sie im „Niederschlesischen Magazin" veröffentlichte; es war dies ihr erstes literarisches Product.

Im Jahre 1792 verehelichte sie sich mit dem breslauer Kaufmann Bernhard; sie lebte jedoch nicht glücklich und auch nicht lange mit ihm, ließ sich vielmehr bald wieder scheiden. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts treffen wir sie in Berlin, wo sie mit Dorothea Veit, Henriette Herz u. a. freundschaftlich verkehrte; enger schloß sie sich der Frau von Genlis an; bei ihr nahm sie auch, zusammen mit Henriette Herz, Unterricht im französischen Stil.

Die Gad-Bernhard war, wie Henriette Herz sie schildert, eine geistreiche und sehr gutmüthige Frau, nichts weniger als schön, aber sehr empfänglichen Herzens und voll reger Theilnahme an allen Erscheinungen der Literatur. In besonders freundschaftlichem Verkehr stand sie mit Jean Paul, dessen Bekanntschaft sie durch ihre Jugendfreundin Gräfin Schlabrendorf, eine schwärmerische Verehrerin des Verfassers

der „Levana", gemacht hatte und mit dem sie bis zu seinem Tode einen lebhaften Briefwechsel unterhielt.

Im Jahre 1802 verheirathete sie sich zum zweiten male mit Domeier, dem Leibarzte des Herzogs von Sussex. Sie begleitete ihn auf einer Reise nach Portugal und nahm später ihren bleibenden Aufenthalt in London, wo sie mit den bedeutendsten Schriftstellern, mit Walter Scott, Lord Byron u. a., verkehrte. Noch als Frau Bernhard entfaltete sie eine reiche literarische Thätigkeit, welche sich nicht blos auf Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, wie „Die beiden Mütter" von Frau von Genlis (Berlin 1800—1803), „Leucado, Briefe aus Spanien, mit einem Briefe an Herrn Tieck" (Hamburg 1824), beschränkte; sie lieferte auch Selbstständiges in kleinern und größern prosaischen und poetischen Arbeiten, welche sie in Journalen und Sammlungen veröffentlichte. Ihre bedeutendste Schrift ist eine Reisebeschreibung, welche unter dem Titel „Briefe während meines Aufenthalts in England und Portugal" im Jahre 1803 erschienen ist. In ihren Schriften läßt sich ein warmes Gefühl für die Schönheiten der Natur und ein klarer philosophischer Geist nicht verkennen. Nicht ohne Geschick vertheidigte sie schon 1798 gegen Campe die Fähigkeit und den Beruf ihres Geschlechts zu höherer Geistesbildung und zur Schriftstellerei. Noch in den letzten Jahren ihres Lebens unternahm sie eine Reise nach Deutschland und arbeitete sie an einem Roman „Die Geschwister", welchen Jean Paul stellenweise im Manuscript gelesen und sehr günstig beurtheilt hatte; doch bevor sie ihn vollendete, ereilte sie der Tod.

Neuere Dichterinnen.

Viele der bisher genannten Frauen, die Frohberg und die Gad, die Mendelssohn und die Herz, insbesondere die Geschwister Meyer, tragen ganz das Gepräge ihrer Zeit: religiöse Frivolität und laxe Moral. Die Bedeutung und Heiligkeit der Ehe war zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts völlig misachtet worden, tadelnswürdige Verhältnisse waren nicht selten und die natürliche Folge davon häufige Scheidungen. Als ein gültiger Ehebund wurde, nach der Versicherung von Henriette Herz, nur derjenige erkannt, in welchem Geist und Gemüth des Ehepaars völlige oder doch wenigstens genügende Befriedigung fanden; mit der Lösung des innern Bundes wurde das eheliche Verhältniß als die Heiligkeit der Ehe profanirend, ja als zu einem Concubinat herabgesunken erachtet. So scheuten sich auch jüdische Frauen, die Töchter der reichsten und angesehensten Familien, nicht, das Heiligste ins Gemeine herabzuziehen und mit der neuen Bildung den alten Glauben aufzugeben.

Ein freundlicheres Bild gewähren die jüdischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen der neuern Zeit. Sie wußten sich als Jüdinnen auf die Höhe der Bildung zu stellen, und mehrere, ja die meisten, welche an der geistigen Bewegung

und an den Bestrebungen in der Poesie theilnahmen, stehen theils ganz im Dienste des Judenthums, theils weihen auch sie der Förderung der Emancipation ihre Kraft.

Eine der neuern Dichterinnen unter den deutschen Juden ist

Therese Warendorff,

Tochter des um die Gründung des hamburger Tempels verdienten Joseph Warendorff in Hamburg, woselbst sie 1805 geboren wurde, eine Schülerin und Freundin Eduard Kley's, des ersten Predigers am hamburger Tempel. Sie verfaßte die meisten und seelenvollsten Lieder des hamburger israelitischen Gesangbuchs, das in weitere Kreise gedrungen und Eigenthum des neuen Israel geworden ist. Therese Warendorff, ein Muster von Bescheidenheit und zarter Weiblichkeit, war eine muthige Fürsprecherin der Milde, ihr Gemüth schwärmte und feierte im Wohlthun und in einer sich stets gleichbleibenden Begeisterung für alles Große und Edle. Sie blieb unverheirathet und starb den 29. September 1865 in Hamburg.

Mit Therese Warendorff lieferten einzelne Lieder zu dem genannten Gesangbuche **Jenny Wilda** in Breslau und Frau **Selig**, geborene Weil, in Hardersleben.

Eine gefeierte Dichterin, welche die Helden ihres Stammes sowie das Leiden und Hoffen ihrer Glaubensgenossen mit Vorliebe zum Stoffe ihrer Lieder wählte, ist

Henriette Ottenheimer,

eine zartfühlende Dame von edler Gesinnung und liebenswürdigem Talent. Sie wurde am 10. September 1807 — nicht 1809 wie häufig angegeben wird — in Stuttgart geboren. Seit ihrem sechsten Jahre theilweise gelähmt, litt sie in der ersten Jugendzeit nicht sehr durch ihr Gebrechen:

die Güte trefflicher Aeltern, edle Lehrer und ihre eigene elastische Natur glichen vieles aus. Früh auf inneres Leben angewiesen, wurde ihr Blick, da sie auch die Vorleserin ihres blinden Vaters war, bald und nachhaltig auf die Weltgeschicke gelenkt; besonders fesselte sie die Geschichte ihres Volkes, und so machte sie es sich zum Lebenswunsche, etwas zur Bekämpfung des Vorurtheils beitragen zu können, unter dem die Juden so schmerzlich litten. Schon in den zwanziger Jahren schrieb sie ein größeres Gedicht: „Sei getreu bis in den Tod", zuerst 1836 in Eduard Duller's „Deutschem Stammbuch" veröffentlicht, in dem sie ihre Liebe zu ihrem Glauben in erhebender Weise ausspricht. Charakteristisch für ihr Streben ist die Ludwig Uhland gewidmete Gedichtsammlung „Der Kettenschmied, ein Mährchentraum" (Stuttgart 1835). Hier ist tiefes Gefühl für Hoheit und Würde des Glaubens, für das sittliche und bürgerliche Wohl seiner Bekenner, hier ist ein schönes, warmes Gemüth, genährt von den edelsten Säften eines guten und reinen Strebens. Hier ist kein Zorn, keine Heftigkeit, auch keine krankhafte Gereiztheit, es ist ein milder, liebevoller Aufruf an die edlern Empfindungen der Menschennatur, um den Haß, die Lieblosigkeit und das Vorurtheil zu überwinden, es ist ein tief menschliches Gefühl, welches sich in das ihm zunächst liegende Leid liebevoll versenkt und mit freundlicher Stimme tröstet und heilt.

Henriette Ottenheimer hat viel gedichtet und geschrieben, aber verhältnißmäßig wenig drucken lassen. Im Jahre 1832 erschien von ihr ein Band „Gedichte" (Stuttgart), denen ein Jahr später „Bilder und Lieder" (München), 1836 „Erzählungen und Gedichte" (Stuttgart) und 1841 „Erzählungen" (Leipzig) folgten. Auch veröffentlichte sie Erzählungen und lyrische Gedichte im „Morgenblatt", in Spindler's „Damenzeitung", Lewald's „Europa", Duller's „Phönix" und andern Zeitschriften. Ihre Poesien zeichnen sich weniger durch

Formvollendung als durch Gedankenreichthum und tiefes, echt weibliches Gefühl aus.

Mit vielen bedeutenden Zeitgenossen, wie Uhland, Rückert, Michael Beer, dem ihr seelenverwandten Dichter des „Paria" und des „Struensee", dessen frühes Grab sie mit frischen Blumen der Poesie geschmückt, mit Menzel, Gabriel Rießer stand sie in regem schriftlichem und mündlichem Verkehr. Die meisten ihrer Freunde, den ganzen Kreis der herrlichen Menschen, denen sie in Jena während eines wiederholten längern Aufenthalts daselbst sich anschloß, hat sie vor sich hinsterben sehen; sie lebt jetzt, fast völlig gelähmt und seit mehrern Jahren an das Krankenzimmer gebannt, einsam, aber doch heiter und auf Gottes weitere Fügung vertrauend, in der Nähe einer gleich ihr hochbejahrten Schwester in Regensburg.

In den verschiedenen Arten der Poesie versuchte sich mit Glück Henriette Ottenheimer's geistvolle Nichte

Elise Levi,

geborene Henle, die Gattin des Fabrikanten Leopold Levi in Eßlingen. Sie wurde in München geboren und von ihren Aeltern sehr sorgfältig erzogen. Mit ihrem Bruder, dem als Rechtsgelehrten und Landtagsabgeordneten bekannten Hofrath Henle in München, genoß das ungewöhnlich begabte Mädchen gemeinschaftlichen Unterricht. Neben den abstracten Wissenschaften und einer ausgebreiteten Sprachenkunde erwarb sie sich früh eine seltene Fertigkeit im Klavierspiel. Nach ihrer Verheirathung wurde ihr Haus der Sammelplatz hervorragender Gesellschaftskreise.

Ohne ihr Wissen wurde die junge Frau in die Literatur eingeführt: ihr erstes literarisches Product war eine Ehrenrettung eines Juden. In einem öffentlichen Locale insultirte nämlich ein junger Justizbeamter einen jüdischen Kaufmann

dadurch, daß er ihm zurief: „Jude, Hut ab!“ Elise, darüber entrüstet, schrieb ein satirisches Gedicht: „Hut ab!“, das in sarkastischer Weise die Anmaßung des Beleidigers geißelte, und das durch Freundeshand in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“ veröffentlicht wurde. Von Freunden gedrängt und durch den Erfolg, welchen ihre in Zeitschriften anonym erschienenen Arbeiten gefunden, ermuthigt, trat sie nun mit ihren Geistesproducten öfter an die Oeffentlichkeit. Das für Deutschland denkwürdige Jahr 1870 gab ihr den Stoff zu der Erzählung „Die Wacht am Rhein“, welche in den „Blättern für den häuslichen Kreis“ (Jahrg. 1871) erschien, und in der sie die überschwengliche Deutschthümelei und den beschränkten Particularismus mit feinem Humor charakterisirt. Etwas später folgte „Beim Volksfest“ im Feuilleton der „Stuttgarter Zeitung“, eine Skizze, die nach Anlage und Ausführung zu den bessern Producten der schwäbischen Dorfgeschichten-Literatur gehört. In demselben Genre ist auch die Novelle „Das zweite Jägerbataillon“ gehalten.

Mit Muth und Sicherheit betrat die Dichterin das Gebiet der Theaterdichtung. Ihr politisches Lustspiel „Der zweite September“ schildert die politischen Gegensätze, welche die Staatsumwälzungen des Jahres 1870 hervorriefen. Der Roman „Der Irre von St.-James“ wurde von ihr mit Geschick dramatisch bearbeitet; auch schrieb sie das Drama „Percy“, frei nach Galen, und den Text zu der komischen Oper „Murillo“. Mehrere ihrer Theaterstücke sind auf verschiedenen deutschen Bühnen zur Aufführung gekommen. Ihr Lustspiel „Durch die Intendanz“, das unter vierhundertundfunfzig Concurrenzstücken jüngst mit dem ersten Preis gekrönt wurde, hatte trotz mehrerer Mängel auf den Bühnen zu Wien, Dresden und Frankfurt günstigen Erfolg.

Frau Elise Levi, welche die literarische Laufbahn mit Glück begonnen hat und der wir in den verschlungenen Wegen des deutschen Dichterwaldes noch öfter zu begegnen hoffen, ist aus dem häuslichen Kreise, für den sie von ihrer Mutter

erzogen wurde, nie herausgetreten und widmet sich mit rührender Mutterliebe der Erziehung ihrer einzigen Tochter.

Ein schönes poetisches Talent tritt uns in **Rosa Warrens** in Berlin entgegen. Ueber ihren Lebens- und Bildungsgang haben wir nichts Näheres erfahren. Sie besitzt ausgebreitete Sprachkenntnisse und hat den skandinavischen Literaturen besondere Aufmerksamkeit zugewendet: schwedische, dänische, schottische, norwegische, isländische, faröische Volkslieder der Vorzeit werden seit 1857 im Versmaß des Originals von ihr übertragen. Eine Sammlung ihrer eigenen Gedichte erschien im Jahre 1873.

Ergüsse eines echt weiblichen, von inniger Liebe zu Gott erfüllten Gemüths hat **Fanni Neuda**, geborene Schmiedl, gespendet, die jetzt in Wien lebende Witwe des früh verstorbenen Rabbiners Abraham Neuda in Loschitz (Mähren). Sie ist die Verfasserin der in sieben Auflagen verbreiteten „Stunden der Andacht, ein Gebet- und Erbauungsbuch für Israels Frauen und Jungfrauen" (Prag 1855), die 1870 durch eine Neue Folge vermehrt wurden. „In einem von den mannichfachsten Ereignissen reich durchwirkten Leben", sagt die treffliche Frau, „ward es mir gar oft zum unentbehrlichen, mächtigen Bedürfniß, mit dem erhabenen Weltgeiste, der so hoch thront und so tief niederschaut, Zwiesprache zu halten, um bei ihm die Einsicht und die Kraft zu finden, auf dem Pfade meiner gar oft schwere Opfer heischenden Pflichten nicht zu wanken und zu weichen. Derart entstanden die meisten der in diesem Erbauungsbuche enthaltenen Gebete." Die Sprache in denselben ist edel, weich, dem Ohre schmeichelnd, ohne doch phrasenhaft zu sein. Fanni Neuda schrieb auch Erzählungen, wie „Noami", bereits in zweiter Auflage erschienen (1867), und „Jugend-Erzählungen aus dem jüdischen Familienleben" (Wien 1876), von denen, vier an der Zahl, jede einen jüdischen Festtag zum Mittelpunkt

hat und dessen Bedeutung dem kindlichen Sinne darlegt. Mit einer ihr eigenen Gewandtheit versteht sie es, das jugendliche Gemüth zu fesseln und die Liebe zur Religion in ihm zu wecken.

Eine geistvolle Dichterin, die auch im Erziehungsfache Anerkennenswerthes geleistet, ist **Johanna Cohn**, geborene Philippson, die Gattin des Rabbiners Dr. T. Cohn in Potsdam. Mehrere gelungene metrische Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen veröffentlichte sie in verschiedenen Zeitschriften, so „Rabbi ben Ephraim's Schatz" von Robert Lytton; ihre eigenen Poesien, welche von reichem Gemüth und edelm Geiste zeugen, erschienen zumeist anonym. Mit besonderer Vorliebe wandte sich diese vielseitig gebildete Frau der Kunstgeschichte zu, sie hat auf diesem Gebiete einige schätzbare Arbeiten für die „Allgemeine Zeitung des Judenthums", die „Hausfrauenzeitung" u. a. m. geliefert.

Von der durch ihr „Kochbuch für israelitische Frauen" bekannten **Rebekka Wolf**, geborene Heinemann, in Berlin erschienen mit den von ihr herausgegebenen Dichtungen ihres verstorbenen Gatten, des Jugendlehrers und Kanzelredners J. Wolf, auch ihre eigenen Poesien (Berlin 1876), welche indeß sich mehr durch aufrichtige Herzensfrömmigkeit als durch Formvollendung auszeichnen.

Als Dichterinnen verdienen ferner genannt zu werden: **Dorethea Elsässer**, die Tochter eines Lehrers in der bairischen Pfalz, deren Gedichte „Des Lehrers Treue" und „Mortara" (Achawa 1866) ganz vortrefflich sind; **Rebekka Friedländer**; **Mina Cohen** aus Elmshorn, die Gattin des Rabbiners Kleeberg (jetzt in Amerika), von der mehrere lesenswerthe Dichtungen, wie „Schach", „Rabbi und Mönch", und jüngst ein Bändchen Gedichte erschienen sind. Eine tief empfindende Dichterin, die sich, wie ihre „Denkschrift über die

Nothwendigkeit einer gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern" (Breslau 1867) beweist, auch für allgemeine Fragen lebhaft interessirt, ist **Friederike Kempner** in Breslau. Vielversprechende poetische Versuche haben wir von **Rosa Löwenstein**, der begabten Tochter des Rabbiners B. Löwenstein in Lemberg — mehrere ihrer Gedichte erschienen im „Israelit" (Lemberg) — und von **Karoline Deutsch**. Nicht wenige jüdische Damen schreiben und dichten, die aus Bescheidenheit nicht mit ihrem Namen in die Oeffentlichkeit treten wollen.

Neuere Romanschriftstellerinnen.

Unter den neuern deutschen Romanschriftstellerinnen wird von den Literarhistorikern Fanny Lewald bereitwillig der erste Platz eingeräumt.

Fanny Lewald

gehört dem jüdischen Stamme an. Sie ward geboren zu Königsberg am 24. März 1811 als die Tochter eines geistig begabten, wohlhabenden jüdischen Kaufmanns, der aber dem Judenthum bereits so weit entrückt war, daß er der Tochter freistellte, den väterlichen Glauben zu verlassen, um einen von ihr leidenschaftlich geliebten Candidaten der Theologie heirathen zu können. Das Glaubensbekenntniß, das die von Liebe geblendete siebzehnjährige Jungfrau bei dem Religionswechsel ablegte, nennt sie selbst in ihrer Autobiographie „ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus", sie erklärt es für die einzige Lüge, die sie in ihrem Leben gesagt habe. Auch bereute sie tief diesen Schritt, da sie sich mit den ihr unfaßbaren Dogmen des Christenthums nicht versöhnen könne. Obwol äußerlich dem Judenthum abgewendet, fühlte sie sich doch immer als Jüdin und bewahrte ihren Stammesgenossen noch stete Treue und Anhänglichkeit. Von ihrem Erstlingswerke an hat sie, wie sie in der Selbstbiographie äußert, in

allen Arbeiten es als ihre Aufgabe erachtet, direct und indirect gegen die Vorurtheile der Deutschen und für die Emancipation der Juden einzutreten, und noch in einem ihrer letzten Romane lieferte sie in einem würdigen Bilde des jüdischen Geistes- und Familienlebens einen werthvollen Beitrag dazu.

Fanny Lewald's Lebensgang und schriftstellerische Laufbahn sowie ihre viel gelesenen Romane dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Nachdem sie dem Geliebten ihrer Jugend seiner starren Orthodoxie wegen entsagt hatte, machte sie mit ihrem Vater Reisen durch Deutschland und Frankreich und verbrachte dann längere Zeitabschnitte in Breslau und Berlin. Im Jahre 1845 trat sie eine Reise nach Italien an, kehrte aber nach dem Tode ihres Vaters im October 1846 nach Deutschland zurück. Seitdem lebt sie mit geringen Unterbrechungen, und seit 1854 als die Gattin des den 3. October 1876 gestorbenen Schriftstellers Adolph Stahr, in Berlin.

Fanny Lewald ist ein klarer, scharf beobachtender Geist; bei tiefem Gefühl und warmer Empfindung lebt in ihr doch nichts Romantisches, keine Gefühlsschwärmerei und überreizte Sentimentalität. Ihre Sprache ist bestimmt, einfach und natürlich, leicht und fließend, nie gesucht, doch immer schön und edel.

Durch ihren Vetter August Lewald wurde sie in die Literatur eingeführt; er machte auf ihre Begabung aufmerksam und veröffentlichte 1841 ihre erste Novelle „Der Stellvertreter" in dem von ihm begründeten Journal „Europa". Mit Zustimmung ihres Vaters widmete sie sich jetzt der schriftstellerischen Thätigkeit. Im Jahre 1842 erschien anonym ihr erster Roman „Clementine", der die damals häufig ventilirte Frage von der Ehe behandelte, allein in einem ganz andern Sinne, als es gewöhnlich geschah. Weit entfernt, der Emancipation des Weibes das Wort zu reden, brachte die Dichterin zur Anschauung, daß Pflichttreue der Grundstein alles Glückes sei.

Einer ihrer besten Romane ist „Jenny", der ein Jahr später erschien, und in den sie einen Theil ihrer eigenen Lebenserfahrungen niederlegte. Wie sie einst, liebt Jenny einen in der crassesten Orthodoxie befangenen Candidaten der Theologie, dem sie aus religiösen Scrupeln entsagen muß. Nach und nach gewinnt Jenny ihre Ruhe wieder, und obgleich sie, ähnlich wie die Verfasserin, beschließt, dem Glück der Ehe für immer zu entsagen, wird sie von der Liebe eines Grafen besiegt, der ihr mit würdevoller Consequenz alle Standes- und Religionsvorurtheile zum Opfer bringt; sie verlobt sich mit ihm, aber wenige Tage nachher fällt er in einem Duell, und Jenny stirbt an gebrochenem Herzen. Neben dieser ihrer eigenen Geschichte entwickelt die Verfasserin eine andere, die, rührend und ergreifend, einen Blick in ihr Seelenleben gewährt. Jenny's Bruder Eduard, ein talentvoller und sowol wegen seines Charakters wie wegen seiner Geschicklichkeit allgemein geachteter Arzt, liebt die Tochter eines reichen christlichen Bankiers und wird von ihr wieder geliebt; aber die Gesetze des Staats, die dem Juden nicht gestatten als Universitätslehrer und Professor aufzutreten, verbieten auch die Ehe zwischen Juden und Christen, und so rein Eduard's Liebe ist, kann er sich doch nicht entschließen, das Judenthum zu verlassen; er hält es für seine höchste und heiligste Pflicht, für die politische und sociale Emancipation seiner Glaubensgenossen zu wirken. Die Dichterin hat in diesem Romane ein treffliches Gemälde der entwürdigenden gesellschaftlichen Stellung der Juden gegeben, zugleich auch ein lebendiges Bild des schönen und wahrhaft erhebenden jüdischen Familienlebens entworfen. „Jenny" wurde zur Zeit viel gelesen und hat dazu beigetragen, manche Vorurtheile gegen die Juden zu vernichten.

Mehr auf politischem, wenn auch verwandtem Gebiete bewegt sich Fanny Lewald in dem 1849 erschienenen Roman „Prinz Louis Ferdinand", in dem das Leben der berliner Salons geschildert und die jüdischen Frauen jener Zeit, wie

die Rahel, die Herz, Dorothea Mendelssohn u. a., nicht immer mit Glück vorgeführt werden. Ihre größern, weitverbreiteten Romane: „Wandlungen" (1853) „Das Mädchen von Hela" (1860), „Von Geschlecht zu Geschlecht" (1864), gehören zu den bedeutendsten Schöpfungen der Dichterin. Von ungleichem Werthe sind ihre Novellen und Erzählungen, wie „Dünen- und Berggeschichten" (1851), „Gesammelte Novellen" (1862), „Deutsche Lebensbilder" (1858). Ihre 1861 erschienene „Lebensgeschichte" in sechs Bänden ist eine der interessantesten und geistreichsten Selbstbiographien, in welcher sie ihre innere Entwickelung mit Scharfsinn und psychologischem Blick, die sie umgebenden äußern Verhältnisse mit lebendiger Anschaulichkeit darstellt.

Eine andere, wenn auch weniger fruchtbare, doch nicht minder geistreiche Schriftstellerin, die für Seelengemälde in reicher culturhistorischer Einfassung ein bedeutendes Talent bewährt, ist

Rahel Meyer,

geborene Weiß, den 11. März 1806 in Danzig geboren. Ihr Vater, ein angesehener Kaufmann daselbst, übte, obgleich nach außen human und wohlthätig, in der eigenen Familie einen herrischen, beschränkenden Einfluß aus. Früh verlor Rahel ihre Mutter, und ihre Stiefmutter, eine sanfte weiche Natur, hatte in der Sorge für zahlreiche Kinder nicht Zeit, auf die aus der ersten Ehe stammenden Töchter, Friederike und Rahel, einzuwirken, sodaß es dem jungen Mädchen fast gänzlich an geistiger Anregung fehlte. Mit desto glühenderm Interesse und größerer Hingebung erfaßte sie jede Gelegenheit, die ihrem lebhaften Geiste Nahrung bot. Rahel wurde alles durch sich selbst. Schon in der Schule waren die Lehrer von ihren Aufsätzen überrascht, und das Mistrauen derselben, ob sie auch selbständig von ihr gedacht und ausgearbeitet seien, verletzte nicht selten das überaus empfindliche Kind.

Rahel war ihrem innern Wesen nach früh dem Idealen zugewendet. Die ganze Wärme ihres Gefühlslebens concentrirte sie auf ihre ältere Schwester Friederike, die eine blendende Schönheit, im Charakter der schroffste Gegensatz zu Rahel, voll leidenschaftlich erregten Gefühls und schrankenlos in ihren Neigungen war, und auf eine Freundin, an deren scharfem Geiste und ausgeprägtem Charakter sich der ihre stärkte und entwickelte. Wir kommen auf diese ihre Freundin, eine bedeutende Erscheinung, noch zurück.

Der Sitte der Zeit gemäß und den Wünschen ihrer Aeltern pietätsvoll sich fügend, reichte Rahel einige Jahre nach dem frühen Tode ihrer genannten Schwester dem von ihr stets verehrten Schwager die Hand. Sie lebte mit ihrem Gatten, einem braven, gebildeten Manne, in der glücklichsten Ehe. Sein Geschäft, der Bernsteinhandel, führte ihn oft auf längere Zeit nach Konstantinopel, woselbst er in den angesehensten Kreisen der verschiedenen Confessionen verkehrte. Die freie Zeit und Muße, welche die Besorgung ihres kleinen Haushalts ihr ließ, verwendete Rahel dazu, ihren humanen Bestrebungen und ihrem Bildungstriebe nachzuleben. Ihr Wohlthätigkeitssinn ging bis zur Verleugnung ihrer eigenen Interessen: ohne selbst begütert zu sein, unterstützte sie die Armen ohne Unterschied des Glaubens und strebte vor allem danach, den Hülfsbedürftigen zu selbständiger Thätigkeit und eigenem Erwerb zu verhelfen. An einer von ihr in Danzig ins Leben gerufenen Armenschule ertheilte sie selbst Unterricht, und ihre Aufopferung ging so weit, daß sie auch an dem Tage, an dem sie in den Vormittagsstunden einer sehr schmerzhaften Operation sich unterzogen hatte, den Unterricht nicht aussetzte.

Durch das Anwachsen ihrer Familie erweiterte sich der Kreis ihrer häuslichen Pflichten, welche sie stets in vollster Hingebung erfüllte; dabei fand sie jedoch immer Zeit, einigen, später bedeutend gewordenen Männern, welche ihr reges Streben zu schätzen wußten, in ihrem Hause gastliche Aufnahme zu

bereiten und sich selbst bildend weiter zu fördern. An dem Arbeitstisch ihrer Kinder sitzend und deren Schularbeiten überwachend, schrieb sie, angeregt durch die Lektüre eines Romans, in dessen Vorrede der Verfasser seinem Leser sagt: „Wüßtest du, welche Freude das Schaffen gewährt, du würdest es ebenfalls versuchen", ihr erstes Buch. Leider war es ihr nicht vergönnt, ihre Erstlingsschrift ungestört zu vollenden; die lange Krankheit und der darauf folgende Tod eines hoffnungsvollen Sohnes erschütterte ihr Gemüth und brach derart ihren Lebensmuth, daß ihr fast jeder Schaffensdrang versiegte. Und dennoch war es ihr Talent, das sie aus der Schwermuth befreite. In der literarischen Thätigkeit suchte sie Trost und Halt; aufgemuntert durch einen bedeutenden Kritiker, schritt sie zur Beendigung ihres ersten, dreibändigen Romans „Zwei Schwestern", den sie im Jahre 1853 unter ihrem Schriftstellernamen Rahel in Berlin erscheinen ließ. „Dieser ganze Roman", sagt der königsberger Professor Alexander Jung, „ist eine der herrlichsten Schöpfungen auf dem neuesten Literaturgebiete dieses Genres. Die beiden Heldinnen des Werks, die Schwestern, sind in dem zartesten Contraste gedacht und ausgeführt, so zwar, daß solcher Gegensatz durch liebliche Jungfräulichkeit, durch Aufgeweckteit des Geistes, hier sinnend, dort leidenschaftlich, hier pflichttreu, dort liebeglühend und so zum Excentrischen mehr als geneigt, dennoch wieder durch die innigste Schwesternliebe geeint und über den Tod hinaus ins Ewige gerettet wird." Die Geschichte der Betty in dem Roman ist die Friederikens, der eigenen Schwester der Verfasserin. „Die beiden Grundideen dieses Romans sind: auf der einen Seite der Sieg der Liebe, wie sie sich bedroht und untersagt sieht von den Antipathien der Familien, den Vorurtheilen der Nationalitäten, von dem ganzen Widerstreit innerhalb der modernen Gesellschaft und dem Gegensatz der Culte, sodaß solche Liebe zuletzt sich selbst Gesetzgeberin wird und, indem sie sich mit Gott einverstanden weiß, auch vor dem Tode nicht

zurückbebt; auf der andern Seite der Sieg der bräutlichen Liebe über sich selbst und über alle Sympathien der Idealwelt, um der Pflicht, der Gatten- und Kinderliebe treu zu bleiben. Die beiden meisterhaften Documente dieses Doppelsieges in dem Romane sind: Betty's Vermächtniß und das Verhältniß Lea's zu Theodor."

Bevor noch dieser Roman die Presse verließ, wurde Rahel's Gatte durch schwankende Verhältnisse genöthigt, mit seiner Familie Danzig zu verlassen. Mit schwerem Herzen trennte sich Rahel von ihrem Geburtsorte und von den vielen Freunden und liebgewonnenen Männern, wie Johann Jacoby, Kosch, Jung, Walesrode, welche freundschaftlichen Verkehr mit ihr gepflegt; sie nahm ihren bleibenden Wohnsitz in Wien. Das Interesse und die Anerkennung, welche die „Zwei Schwestern" auch bei Schriftstellern fanden, brachte Rahel bald in nähere Beziehung zu solchen. Ihr Umgang erweiterte sich, und obgleich in bescheidenen Verhältnissen lebend, verstand sie es doch, durch ihre stets anregende Persönlichkeit und durch ihr lebhaftes Eingehen auf jede andere geistige Individualität, ihr Haus zu einem beliebten und gesuchten zu machen. Männer wie Friedrich Hebbel, Hieronymus Lorm, Ludwig August Frankl, Kompert, Mosenthal zählten zu den Freunden ihres Hauses.

Mehr als früher lebte Rahel in Wien der literarischen Thätigkeit. Hier entstand ihr Roman „Wider die Natur", in dem sie nach den von ihr gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen das wiener Leben schildert. Veranlaßt durch die Darstellungen der Rachel, welche sie bei einem frühern Besuche in Berlin gesehen hatte, schrieb sie, voll Begeisterung für diese Tragödin erster Größe, mit aller Sicherheit der novellistischen Behandlung die biographische Novelle „Rachel", welche 1859 erschien und, durch das „Institut zur Förderung der israelitischen Literatur" in mehrern tausend Exemplaren verbreitet, einen dankbaren Leserkreis fand. Einige Jahre später erschienen in der wiener Wochenschrift „Die Neuzeit"

von Szantó ihre Novelle „Neigung und Berechnung", und in der „Oesterreichischen Zeitung" mehrere Aufsätze über „das Theater Français und seine dramatischen Künstlerinnen", außerdem kleinere Arbeiten biographischen und beschreibenden Inhalts in verschiedenen Zeitschriften.

Auch dramatisch hat sich Rahel mehrfach versucht. Sie schrieb mehrere kleine Lust- und Schauspiele, von denen einige auf berliner Bühnen zur Aufführung gelangten, allerdings weniger durch belebte Handlung als durch geistvollen Dialog und feinen gesellschaftlichen Ton sich auszeichnend.

Ihr letzter Roman „In Banden frei" ist ein ihrer ältesten und besten Freundin gesetztes Denkmal. Diese schon oben erwähnte Freundin, Frau Lina Davidson in Berlin, eine geistes- und charakterstarke scharfausgeprägte Persönlichkeit, eine der Rahel Levin ähnliche Natur, wie denn auch ihre Briefe mit denen der Rahel häufig verglichen werden, war von der frühesten Jugend bis zum Tode mit Frau Rahel Meyer durch ein so inniges Freundschaftsband verbunden, wie es unter Männern selten, unter Frauen noch viel seltener vorkommt. Sie war es, welche Rahel früh zum Schriftstellern ermunterte. Ihr selbst fehlte die eigentlich bildende Gestaltungskraft; sie liebte es, ihre Gedanken und Gefühle in kurzen aphoristischen Sätzen auszudrücken, und viele dieser kernigen geistblitzenden Aussprüche wurden von der Meyer in ihre Schriften aufgenommen. Den Charakter und die Persönlichkeit der Frau Davidson bringt der Roman in der Gestalt der Pauline zur Darstellung.

„In Banden frei" ist eine interessante Charakterstudie auf culturhistorischem Hintergrunde. Die Lebensgeschichte eines jungen Mädchens aus jüdischer Familie gestaltet sich zu einer lebendigen Illustration des Aufschwungs, den die Juden nach allen Richtungen moderner Bildung hin seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts genommen haben; es wird der Nachweis geführt, daß ein ganz treues Festhalten an den Ueberlieferungen des Alten Bundes die Bekenner desselben in

keiner Beziehung in irgendwelchen Widerspruch mit den höchsten Anforderungen des politischen und socialen Lebens bringt. In der Schilderung vieler psychologisch interessanter Vorgänge liegt der Schwerpunkt dieses Romans, welcher 1869 von dem erwähnten „Institut zur Förderung der israelitischen Literatur" und gleichzeitig in einer Separat-Ausgabe (Berlin) veröffentlicht wurde.

Die letzten Jahre ihres Lebens weilte Frau Rahel Meyer in Berlin, im Kreise ihrer dort verheiratheten Töchter, zwei hochgebildeter Frauen, und ihrer Enkel, und im lebhaften Verkehr mit vielen Schriftstellern und bedeutenden Persönlichkeiten; Mundt, Luise Mühlbach, Mügge, Gutzkow, Zunz, Bernstein, der Redacteur der „Volkszeitung", J. Lehfeld, der Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes", standen mit ihr in regem Briefwechsel oder gingen in ihrem Hause ein und aus.

Rahel Meyer verschied in Berlin den 8. Februar 1874. Bis zu den letzten Tagen hatte sie ein lebhaftes Interesse für alles Schöne, die wärmste Theilnahme für alle humanen Bestrebungen der Zeit und trotz ihrer idealen Richtung einen gesunden praktischen Sinn, verbunden mit großer Verehrung und Anerkennung praktisch-tüchtiger Leistungen. Um auch in ihren Enkeln diesen Sinn zu wecken, schrieb sie kurz vor ihrem Tode eine biographische Darstellung des Entwickelungsganges des bekannten englischen Technikers und Erfinders Stephenson, ein Werk, das wol noch im Druck erscheinen wird.

Pädagogische Schriftstellerinnen.

Zu den wichtigsten Fragen der Gegenwart, welche einer ersprießlichen Lösung immer näher kommen, gehört die Frauenfrage. Eingedenk ihres hohen Berufs als Mütter, als Erzieher des Menschengeschlechts, zeigten bereits vor einigen Jahrzehnten einzelne begabte und thatkräftige Frauen in Deutschland und England ein offenes Auge für die Gesetze des Lebens und der Natur, für die dem „schwachen Geschlecht" eigenen Fähigkeiten und Vorzüge, und strebten danach, ohne aus dem von der Natur ihnen angewiesenen Kreise herauszutreten, ohne der Frauenemancipation geradezu das Wort zu reden, für bessere Erziehung und sorgfältigern Unterricht der Mädchen zu sorgen. Sie lebten der Ueberzeugung, daß nur durch allgemeine Bildung das angestrebte Ziel erreicht werden könne.

Eine der ersten deutschen Frauen, welche dieses Streben durch Schrift, Wort und That kräftig förderten, war

Johanna Goldschmidt,

geborene Schwabe, eine Verwandte der vielseitig gebildeten Adelheid Goldschmidt in London, eine echt deutsche, „die beste originalste, wahrhaft liebenswürdige Frau", wie Rahel Levin den 10. August 1825 an Eduard Gans schreibt. Johanna,

am 11. December 1806 zu Bremerlohe im Hannöverschen geboren, war kaum sechs Jahr alt, als ihre Aeltern nach Hamburg übersiedelten; die Anlagen, welche sie besonders für Musik und Gesang verrieth, wurden hier durch die besten Lehrer der Stadt gefördert. Ihr Vater, ein geistig begabter Mann, einer der Gründer des hamburger israelitischen Tempels, ließ seine Töchter von dem Prediger Ed. Kley in Religion unterrichten und so den Keim einer geläuterten Religionsanschauung in die jugendlichen Gemüther legen.

Harmlos und glücklich verflossen Johanna's Mädchenjahre. Eine ernstere, doch nicht minder glückliche Wendung nahm ihr Leben, als sie im Jahre 1827 mit Moritz D. Goldschmidt, einem geachteten Kaufmann in Hamburg, die Ehe einging: acht körperlich wie geistig begabte Kinder sah sie um sich erblühen, deren Erziehung und Ausbildung sie sich ausschließlich widmete.

Erst in den vierziger Jahren trat diese hochgebildete Frau, der es bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, etwas drucken zu lassen, als Schriftstellerin auf, und zwar anonym mit der Schrift „Rebekka und Amalia. Briefwechsel zwischen einer Israelitin und einer Adeligen über Zeit- und Lebensfragen" (Leipzig 1847). Diese Briefe, der reine Erguß eines überströmenden Gefühls und ursprünglich einzig zur Erleichterung des innersten Herzensbedürfnisses niedergeschrieben, schildern Zustände und Conflicte, die zum Theil leider noch heute lauten Widerhall in den Herzen vieler Tausende finden. Eine Israelitin schüttet einer adeligen Dame, der toleranten Tochter eines Ministers, mit der sie in einem Seebade befreundet wurde, ihr Herz aus über die Zurücksetzung und Beschränkungen, welche die Israeliten damals nicht nur in Hamburg, sondern in ganz Deutschland zu erdulden hatten. Rebekka — das ist der Name der klagenden Jüdin — tritt mit Wärme und Liebe für die Gleichstellung ihrer Glaubensgenossen ein und wünscht sehnsuchtsvoll die Zeit herbei, wo sie „den bangen Klageton des Innern in einen frohen und

freien Klang könne ausströmen lassen". Mit inniger Liebe hängt sie an dem väterlichen Glauben. Aus Treue gegen ihre Religion schlägt sie den von einem christlichen Rechtsanwalt ihr gemachten Heirathsantrag aus, und als nach sechzehn Jahren der unverheirathet gebliebene bewährte Jugendfreund ihrem hoffnungsvollen Sohne eine sorgenfreie Zukunft sichern und ihn unter der Bedingung zu seinem Universalerben einsetzen will, daß er das Judenthum verlasse, weist sie auch dieses Anerbieten entschieden ab. „Die reinen Lehren unseres Glaubens", sagt sie ihm, „entfernt von veralteten Gebräuchen, rüsten das Herz mit Kraft und Begeisterung zum Kampfe aus; und ist es uns gelungen, trotz Kälte und Zurückhaltung der Menschen, uns dennoch so manches edle Herz gewonnen zu haben, so lohnt uns das erhöhte Bewußtsein den mühsam errungenen Preis zehnfach."

In dem fünften Briefe dieses elegant geschriebenen Buchs entwarf die Verfasserin den Plan zur Gründung eines Vereins für die sittliche Erhebung des weiblichen Geschlechts, zunächst der minder begüterten Klasse, damit eben minder begüterten Frauen, welche Sinn für das Bessere zeigten, auch Gelegenheit geboten werde, theils durch Vorlesungen, theils durch Belehrung über wichtige Lebensfragen, theils selbst durch Gesangübungen ihre freien Stunden angenehm und doch nützlich anzuwenden; sie wollte nämlich auf Geist und Herz ihrer ungebildeten Mitschwestern von rein menschlichem Standpunkte aus veredelnd wirken. Bald nach der Lektüre dieses Buchs trat eine der Verfasserin bis dahin völlig unbekannte, gleichfühlende Christin zu ihr und machte ihr den Vorschlag, in Verbindung mit ihr einen solchen Verein ins Leben zu rufen. Die beiden Damen legten rasch Hand ans Werk, und so entstand in Hamburg der erste confessionslose Frauen-Verein, auch Verein zur Bekämpfung der religiösen Vorurtheile genannt, aus dem viele andere hervorgegangen sind. Er hat der Gleichstellung der Juden tüchtig vorgearbeitet und so wohlthätig gewirkt, daß, als die Emancipation

derselben in Hamburg proclamirt wurde, die Christinnen ihren jüdischen Vereinsschwestern ein sinniges Fest veranstalteten.

Ihre im Jahre 1849 in Hamburg erschienene, zwei Bände starke Erziehungsschrift „Mutterfreuden und Mutterſorgen" verschaffte ihr die Freundschaft des berühmten Pädagogen Diesterweg, der sich bewogen fand, zu dem genannten Buche eine Vorrede zu schreiben. Später gelang es ihr, Diesterweg mit dem ihrerseits hoch verehrten Fröbel, welcher durch den von ihr geleiteten Verein nach Hamburg berufen worden war, zusammenzuführen und erstern, der bis dahin an dem vielfach als Narr verlachten und angefeindeten Begründer der Kindergärten kalt vorüber gegangen, für die großen Ideen und Plane Fröbel's zu begeistern.

Die „Blicke in die Familie", welche sie 1864 ebenfalls in Hamburg veröffentlichte, gaben die nächste Veranlassung zu der Eröffnung des ersten Kindergartens in Minden, der noch heute im eigenen Erbe blühend fortwirkt.

Außer den genannten Schriften lieferte Frau Johanna Goldschmidt verschiedene Beiträge zu Diesterweg's „Rheinischen Blättern", Luise Otto's „Frauenzeitung" und den „Hamburger Nachrichten". In den letztverflossenen zehn Jahren hat sie wenig mehr veröffentlicht; die Gründung und Leitung des hamburger Fröbel-Vereins nahm sie vollständig in Anspruch, und die geringe ihr übrig bleibende Zeit mußte sie ihrem ausgebreiteten Familien- und Freundeskreise widmen.

Johanna Goldschmidt zählt zu den eifrigsten Verbreiterinnen der Fröbel'schen Ideen. Eine in den stenographischen Berichten des darmstädter Frauentags gedruckte Rede, welche sie dort im Jahre 1867 im Beisein der Prinzessin Alice, der jetzigen Großherzogin von Hessen, gehalten, zeigt in möglichst knapper Form den Inhalt und Werth der Fröbellehre insbesondere für weibliche Erwerbsthätigkeit. Seit siebzehn Jahren steht sie dem hamburger Fröbel-Verein in ununterbrochener hingebender Thätigkeit als Präsidentin vor; als solche hat sie mehrere Berichte über die Wirksamkeit desselben

geschrieben und in ihnen dargelegt, wie die Jungfrau für ihren natürlichen Beruf als Gattin, Hausfrau und Mutter heranzubilden sei.

Frau Johanna Goldschmidt wirkt in ungeschwächter Geistesfrische rastlos weiter. Der eine von ihren Söhnen ist der bekannte Klavier-Virtuos Otto Goldschmidt, Gatte der von der Mutter schon in „Rebekka und Amalia" bewunderten schwedischen Nachtigall, der Jenny Lind.

Eine der bedeutendsten Frauen der Gegenwart, deren Name nicht nur in Berlin, dem Schauplatze ihres Wirkens, sondern in ganz Deutschland mit gleicher Achtung genannt wird, ist Frau

Lina Morgenstern.

Sie wurde den 25. November 1830 in Breslau geboren. Ihr Vater, Albert Bauer, war ein angesehener Fabrikant und Kaufmann in Breslau; jovial und heiter im Umgange, lebte er in der glücklichsten Ehe mit seiner Gattin Fanny, geborenen Adler aus Krakau, die in weiten Kreisen als Vorbild echt weiblicher Würde und aufopfernder Menschenliebe verehrt, dabei von starkem Geiste und sehr einnehmendem Wesen war und nie aufhörte, vom Leben, von Kunst und Wissenschaft zu lernen, daher ihr Urtheil, noch in ihrem siebzigsten Jahre, kurz vor ihrem Tode, scharf und selbständig, selbst tüchtigen Männern überraschend und maßgebend erschien. Lina, ihre zweite Tochter, ein sehr lebhaftes Kind von seltener Begabung und Lernbegierde, wurde mit sechs Jahren einer höhern Töchterschule übergeben. Die große Lebhaftigkeit und die Leichtigkeit, mit der sie alles erfaßte, ließen sie in den untern Klassen nicht zum rechten Fleiße kommen; hingegen entfaltete sie in den obern Klassen einen solchen Eifer, ganz besonders für Literatur, Geschichte und Naturwissenschaften, daß sie bald zu den besten Schülerinnen zählte. Frühzeitig

erwachte in ihr die Neigung, ihre Gedanken in Versen auszudrücken, und sie war in der Versification bald so gewandt, daß Gedichte von ihr in den Declamationsstunden vorgetragen wurden. Auf die Entwickelung ihres Geistes und auf ihre humane Gesinnung wirkte mehr noch als die Schule der Religions- und Confirmationsunterricht, welchen sie bei dem damaligen breslauer Rabbiner Abraham Geiger und dem Religionslehrer M. A. Levy genoß: zwei Gelehrten, welche ihre Schülerinnen auch in die Geschichte und Literatur des Judenthums einführten und ihnen mit der Liebe zum väterlichen Glauben zugleich Pietät für historische Erinnerungen einflößten.

Der Schule entwachsen, war aus dem wilden, lebhaften Kinde eine zur Sentimentalität geneigte träumerische Jungfrau geworden, der das Reale im Leben immer ferner rückte, während sie sich darin gefiel, dem Idealen nachzuhängen. Ihre Lieblingsbeschäftigung in jener Zeit war außer Lektüre Astronomie, Poesie und Musik. Mit einer angenehmen Altstimme begabt, sang sie mit Begeisterung in der von Mosevius geleiteten Akademie und vertiefte sich in die Oratorien der classischen Meister. Im Klavierspiel brachte sie es nie über die Mittelmäßigkeit. Um ihrer fast krankhaft sentimentalen Neigung entgegenzuwirken, wurde sie von der Mutter, welche auf Ordnung und Zeiteintheilung den größten Werth legte, streng wirthschaftlich erzogen; sie hatte mit ihren Schwestern je eine Wirthschaftswoche, in der sie unter Oberaufsicht der Mutter in der Küche, im Haushalt, am Nähtisch und im Waschkeller schaffen mußte. Für Musik räumte ihr die Mutter nur die Frühstunden, für Lektüre und schriftliche Arbeiten nur die späten Abendstunden ein; doch nahm sie, um ihre Studien fortzusetzen und schriftstellerische Versuche zu machen, die Nachtstunden zu Hülfe; sie schadete dadurch ihrer Gesundheit, und andauerndes Kränkeln verkümmerte ihr einen großen Theil der Jugend.

Die polnische Revolution und die Stürme des Jahres

1848 lenkten zuerst den Sinn des jungen Mädchens auf das Allgemeine, auf die Leiden der Menschheit: sie strebte nach Vereinigung Gleichgesinnter, und unter Aufsicht der Mutter gründete sie, kaum achtzehn Jahr alt, einen Verein zur Unterstützung armer Schulkinder, der sich schnell entfaltete und noch heute Hunderten von Kindern Beihülfe gewährt. Mit regster Theilnahme folgte sie trotz ihrer Jugend den politischen Entwickelungen, sie hing mit Begeisterung den freiheitlichen Ideen an, und das Interesse an den socialen und politischen Kämpfen hat das ganze Leben hindurch ihr gemeinnütziges Wirken beeinflußt; stets war sie von dem glühenden Wunsche beseelt, die Ungleichheiten des Lebens nach Kräften zu ebnen, die Gegensätze zu vermitteln und bessere Zustände herbeizuführen.

Im Jahre 1854 verheirathete sie sich mit Theodor Morgenstern, einem gewandten Kaufmann, der mit ihr die Vaterstadt verließ, um sich in Berlin zu etabliren. In den ersten Jahren ihres berliner Aufenthalts gehörte sie ausschließlich ihrem Hause und ihrer wachsenden Familie an. Als aber im Jahre 1859 die Idee auftauchte, auch in Berlin die Fröbel'schen Kindergärten einzuführen, griff sie thätig mit ein und vertiefte sich derart in die Lehre Fröbel's, welche, beiläufig gesagt, für ihre eigenen Kinder und ihr eigenes Denken vom größten Segen geworden, daß sie dieselbe eifrig studirte und sich zur Herausgabe des Buches: „Das Paradies der Kindheit" (Berlin 1861) zur Belehrung für Mütter und Erzieherinnen, entschloß. Zur selben Zeit hatte sie, zunächst für ihre Kinder geschrieben, „Die Storchstraße. Hundert Bilder aus der Kinderwelt" (Breslau 1861) und „In der Dämmerung. Märchen für junge Herzen" (Berlin 1862) erscheinen lassen.

In der edeln Absicht, den unausgesetzten Fleiß ihres Gatten, der ein bedeutendes Vermögen verloren hatte, nach Kräften zu unterstützen, und ermuthigt durch die glänzenden Erfolge ihrer literarischen Producte, widmete sie sich nun mit

dem ihr eigenen Eifer der literarischen und gemeinnützigen Thätigkeit. Als Vorsitzende des Kindergarten-Vereins gewählt, suchte sie denselben wesentlich zu fördern, indem sie nicht allein den Kindergärten im allgemeinen Bahn brach, sondern auch ein Seminar für Kindergärtnerinnen sowie Curse für Kinderpflegerinnen eröffnete und populäre Vorträge zur Belehrung der Frauen und Mütter hielt. Sie erwarb sich dadurch das nicht gering anzuschlagende Verdienst, einen großen Kreis von Frauen aus der Indolenz gerissen und für Erziehungsfragen gewonnen zu haben.

Nachdem der Fröbel'schen Lehre; einer rationellen Kindespflege, Eingang verschafft und neben den Kindergärten für Wohlhabende auch der erste Volkskindergarten mit großen Opfern ins Leben gerufen war, legte Frau Morgenstern zu Anfang des Jahres 1866 das Präsidium im Kindergarten-Verein nieder, in der Absicht, sich vom öffentlichen Wirken zurückzuziehen. Da brach der preußisch-österreichische Krieg aus. Als infolge der Kriegsvorbereitungen eine Stockung in allen Verhältnissen des Verkehrs eintrat, sodaß eine große Anzahl Arbeiter brotlos wurde, und als viele Frauen und Mütter ihre Ernährer mußten ins Feld ziehen sehen, da faßte die hochherzige Frau den Entschluß, Volksküchen zu gründen. Am 31. Mai 1866 theilte sie in einem warm geschriebenen Aufrufe ihre Ideen dem größern Publikum mit, und schon am 5. Juni trat ein Comité zur Durchführung ihres Planes zusammen: am 9. Juli konnte die erste Volksküche in Berlin eröffnet werden. Infolge eines von ihr gehaltenen Vortrags wurde auch bald in Breslau eine Volksküche errichtet, und rasch folgten solche in Warschau, Posen, Lemberg, Hannover, Wien, Pest und andern Städten. Durch dieses sie beglückende Wirken wurde sie von der begonnenen belletristisch schriftstellerischen Thätigkeit auf das Gebiet der Volkswirthschaft und der socialen Kämpfe hingeführt, und da ihr Interesse am Erziehungswerk auch mit der Entwickelung der eigenen Kinder immer mehr wuchs, wurden ihre Studien

stets ernsterer Natur und ihre gemeinnützige Thätigkeit immer mehr dem tiefen Leiden des Volkes zugewandt.

Um schon die Kinderherzen für das Mitgefühl zu gewinnen, schrieb sie unter dem Titel „Die kleinen Menschen" hundert Geschichten aus der Kinderwelt (Berlin) und gründete zu Anfang des Jahres 1869 den Kinderschutz-Verein, der die Bestimmung hatte, Säuglinge, welche nicht von der Mutter ernährt werden können, erst gemeinsam in einem Hause aufzuziehen, später, als dieses sich nicht bewährte, in Familienpflege zu geben, doch nur unter der Bedingung, daß sich die Mutter nicht von dem Kinde lossage, oder daß der Vater, falls ihm die Frau durch den Tod entrissen war, sich verpflichte, vom dritten Jahre an wieder für dasselbe zu sorgen.

Bei allen diesen Bestrebungen schwebte ihr als Ziel unverrückt vor Augen: die Erziehung des weiblichen Geschlechts für seinen Beruf. Zu diesem Zweck errichtete sie mit schweren Opfern aus eigenen Mitteln im Herbste 1869 die Akademie zur wissenschaftlichen Fortbildung für Damen, nachdem sie in einem Programm: „Der Beruf der Frau", die Grundideen zu derselben niedergelegt hatte. Trotz ihrer anderweitig angestrengten Thätigkeit, besonders auch als Hausfrau und Mutter, erübrigte sie die Zeit, diesem Institut, in Verbindung mit einem Privat-Kindergarten, in ihrer eigenen Wohnung während fünf Jahren täglich fünf Vormittagsstunden zu widmen: neben elf Lehrern ertheilte sie den Unterricht in Kinderpflege, Erziehungslehre und Geschichte der Pädagogik selbst. Dieses schnell sich entfaltende Institut, das einem fühlbaren Bedürfniß entsprach und durch eine genügende Zahl von Schülerinnen sich bereits selbst zu erhalten anfing, erlitt einen gewaltigen Stoß mit dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Was hat die edle Frau in jener Zeit der allgemeinen Noth und Gefahr nicht alles geleistet! Ohne an die Gefährdung ihrer eigensten Interessen, selbst ihrer Gesundheit zu denken, übernahm sie von seiten des Volksküchen-Vereins

auf zwei berliner Bahnhöfen die Verpflegung durchziehender Truppen und widmete sich gleichzeitig der Pflege der Kranken und Verwundeten. Für diese ihre hervorragenden patriotischen Leistungen wurde sie von dem deutschen Kaiser und andern Potentaten durch Decorationen ausgezeichnet. Die Kaiserin Augusta überreichte ihr als Anerkennung für ihr gemeinnütziges Streben persönlich eine goldene Brosche mit bezüglicher Inschrift und ehrte sie später auch durch ein eigenhändiges Dankschreiben.

Trotz ihres vielseitigen praktischen Wirkens hörte Frau Lina Morgenstern nicht auf, auch literarisch thätig zu sein; sie ist nicht allein eine reich begabte, sondern auch eine sehr fruchtbare Schriftstellerin. Außer den bereits genannten Schriften, von denen „Das Paradies der Kindheit" schon vier Auflagen erlebt hat, erschien ihre Uebersetzung der „Religiösen Nationallieder Polens" (Berlin 1862) und unter dem Titel „Glaube, Andacht und Pflicht" ein zur häuslichen Erbauung für die reifere israelitische Jugend mit J. H. Ritter gemeinschaftlich bearbeitetes, nach Inhalt und Form vortreffliches Andachtsbuch (Berlin 1863). Zum dreihundertjährigen Geburtstag Galilei's schrieb sie „Das Leben Galileo Galilei's" (Berlin 1864). Diesem war ein Märchen vorangegangen: „Das Bienenkäthchen" (Berlin 1863), worin sie, wie in allen ihren Jugendschriften, Klänge anschlug, die jedem Kindesherzen verständlich sind. Sodann veröffentlichte sie eine Original-Novelle „Blütenleben" (Leipzig 1869), die Erzählungen „Aus dem Volksleben" (ebendaselbst), die Jugendschriften „Die kleinen Menschen" (Berlin 1865) und „Die Plauderstunden" (Leipzig 1874), ferner „Die berliner Volksküchen" (Berlin 1868) und „Praktische Studien über Hauswirthschaft" (Leipzig 1875). Auch von den Vorträgen, welche sie alljährlich im Herbst im Volksküchen-Verein zu halten pflegt, sind mehrere im Druck erschienen. Einer dieser Vorträge „Was vermögen die vereinigten Hausfrauen gegen die willkürliche Vertheuerung der Lebensmittel?" gab den Im-

puls zur Gründung der Hausfrauen-Vereine. Aufgefordert, einen solchen Verein ins Leben zu rufen, wurde sie durch die Umstände gedrängt, sich an die Spitze desselben zu stellen. Die Wirksamkeit der Hausfrauen-Vereine ist genugsam bekannt; sie waren unter anderm Veranlassung zur Gründung der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung", welche sich die Aufgabe stellt, die Hausfrauen aus ihrer Indolenz zu wecken und sie für die Frauenbewegung zu gewinnen, als deren Ziele eine höhere Berufsbildung, erweiterte Erwerbsthätigkeit und Erhaltung des Familienlebens durch den sittlichen Einfluß der Frauen zu betrachten sind. Frau Lina Morgenstern, welche Vorstandsmitglied des Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins ist, redigirt auch, von ihrer Tochter unterstützt, die weitverbreitete „Deutsche Hausfrauen-Zeitung" mit Takt und Geschick.

Gleichfalls eine muthige Kämpferin für die Erringung einer bessern socialen und rechtlichen Stellung ihres Geschlechts ist die von ernstem wissenschaftlichen Eifer durchdrungene Frau

Henriette Goldschmidt,

die Gattin des Rabbiners Dr. A. M. Goldschmidt in Leipzig.

Den Entwickelungsgang, welchen diese hochgebildete Frau genommen, von ihrem Geburtsort Krotoschin, einem kleinen preußisch-polnischen Städtchen, bis nach Leipzig, von der jüdischen Elementarschule, der einzigen Anstalt, die sie besucht, bis zu den von ihr geleiteten wissenschaftlichen Lehrcursen, von den Idealen ihrer Jugend, die sich auf die Emancipation ihrer Glaubensgenossen beschränkten, bis zur Vertretung der Frauenemancipation und der Frauenrechte: diesen Entwickelungsgang, so interessant und lehrreich er auch ist, können wir hier nicht im einzelnen verfolgen.

In begeisterungsvoller Hingabe betheiligte sie sich an dem von Frau Luise Otto-Peters und einigen andern gesinnungstüchtigen Frauen im Jahre 1864 gegründeten All-

gemeinen deutschen Frauen-Verein, der „die Arbeit, die Grundlage der ganzen modernen Gesellschaft, als Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts erklärt und bestrebt ist, alle der weiblichen Arbeitskraft im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen". Um das Interesse und die Theilnahme der Frauen selbst zu wecken und sie zur Thätigkeit, zum Denken anzuregen, veranstaltete der rasch sich entfaltende Verein in den verschiedenen Städten Deutschlands „Frauentage", an denen Henriette Goldschmidt als Vorstandsmitglied nebst Frl. Auguste Schmidt die Hauptvertreterin und die beliebteste Rednerin ist.

Ein besonderes Verdienst um die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts erwarb sie sich durch den im Jahre 1871 von ihr in Leipzig gegründeten Verein für Familien- und Volkserziehung. Dieser Verein, aus Frauen und Männern bestehend, stellte sich die Aufgabe, Erziehungs- und Bildungsinstitute zu schaffen, die sich auf die Kindheit vor der Schule und auf das weibliche Geschlecht nach vollendetem Schulbesuch erstrecken. Dank der Energie seiner Gründerin umfaßt der Verein schon jetzt: vier Volkskindergärten, eine von 140 Schülerinnen frequentirte Kindergartenschule zur Vorbereitung für den erziehlichen Beruf des weiblichen Geschlechts, an der Frau Goldschmidt die Leitung führt und den pädagogischen Unterricht ertheilt, und nach Art der Lyceen eingerichtete Wissenschaftliche Lehrcurse, an denen sie selbst sich mit Vorträgen über „die Stellung der Frauen bei den alten Culturvölkern" betheiligt.

Sowol in ihren öffentlichen Vorträgen wie in ihrer praktischen Wirksamkeit hat Frau Henriette Goldschmidt ein Ziel unverrückt im Auge: das Antike der Familienhaftigkeit. Vom Kindergarten aus will sie die weibliche Jugend bis zu der Höhe wissenschaftlicher Studien führen, damit die Jungfrau eine Erziehung und Bildung erhalte, die, gleich frei von Unnatur und Hypercultur, sie befähigt, „Gehülfin im Familien- und Volksleben im Sinne unserer

Zeit und unserer Culturentwickelung" zu werden. Von diesem Grundsatze geleitet, stellte sie im Januar 1875 an den Stadtrath von Leipzig den in öffentlicher Rede in Gegenwart des Oberbürgermeisters und der Stadträthe motivirten Antrag auf Errichtung von Fortbildungsschulen für die gesammte weibliche Jugend Leipzigs vom 14.—16. Lebensjahre. Auch diesen von der leipziger Stadtgemeinde errichteten Fortbildungsschulen widmet die unermüdlich strebsame Frau in selbstloser Weise ihre Zeit und Kraft.

Bei so vielseitiger praktischer Wirksamkeit findet Frau Henriette Goldschmidt doch noch immer Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit. Außer verschiedenen Vorträgen, wie: „Die Frauenfrage eine Culturfrage", „Die Frau im Zusammenhange mit dem Volks- und Staatsleben", „Die Stellung der Kindergartenschule in dem Organismus des Fortbildungsunterrichts für die weibliche Jugend", welche sie theils in dem Frauenbildungs-Verein zu Leipzig, theils in Kassel, Hannover und andern Orten gehalten, schrieb sie manches anonym in verschiedenen Zeitschriften; „Unsere Zeit" (1870, April) enthält eine längere Abhandlung von ihr: „Die Frauenfrage in den verschiedenen Culturländern", und die „Blätter für literarische Unterhaltung" bringen von Zeit zu Zeit von ihr verfaßte Referate über die neu erschienenen Schriften zur Frauenfrage. Hoffentlich wird sie sich auch bald entschließen, ihre Vorträge über „die Stellung der Frauen bei den alten Culturvölkern" der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Eine erfolgreiche Wirksamkeit auf dem Gebiet der Frauenemancipation entfaltet ferner

Jenny Hirsch.

Sie wurde den 25. November 1829 zu Zerbst im Herzogthum Anhalt geboren und war jahrelang das einzige, in Liebe verwöhnte Kind ihrer Aeltern. Aber auch die Ge-

burt einer Schwester that dieser Liebe keinen Abbruch; anders sollte es erst werden, als die Geburt eines Bruders der Mutter das Leben kostete. Der Vater, der viel älter als seine Frau war und diese abgöttisch geliebt hatte, konnte sich zu einer zweiten Ehe nicht entschließen, und so blieben die drei Kinder, während seine Geschäfte ihn oft aus dem Hause führten, der Obhut seiner alten siebzigjährigen Mutter überlassen, die wol nothdürftig für deren leibliche Pflege sorgte, für ihre Erziehung aber sehr wenig zu thun im Stande war.

Noch bei Lebzeiten der Mutter war die mit guten geistigen Anlagen ausgestattete Jenny in die herzogliche Töchterschule ihrer Vaterstadt gekommen. Der gute Unterricht, den sie hier genoß, wurde von ihr gut benutzt, so daß sie schnell in den Klassen vorwärts kam. Je mehr sie sich aber durch Fassungsgabe und Lerneifer auszeichnete, desto schärfer ließen ihre Mitschülerinnen sie fühlen, daß zwischen ihnen und ihr, der Jüdin, eine Kluft liege, die nicht auszufüllen sei. Dieses eingesogene Vorurtheil fand noch weitere Nahrung durch das träumerische, unbeholfene Wesen der Kleinen und durch den Director der Anstalt selbst, der, weil er in der für die Elite der Stadt bestimmten ersten Klasse keine Jüdin haben wollte, Jenny nicht in die erste Klasse versetzte, und als ihm nach Jahresfrist doch nichts anderes übrigblieb, sie völlig ignorirte und lange Zeit keine directe Frage an sie richtete. Allmählich wurde jedoch die Zurücksetzung überwunden, und als sie in nicht ganz vollendetem funfzehnten Lebensjahre die Schule verließ, war sie eine der Ersten und stand sogar bei dem Director in besonderer Gunst.

Nach beendetem Schulbesuch mußte Jenny die Leitung des väterlichen Haushalts sowie die Erziehung ihrer jüngern Geschwister übernehmen und, was das Aergste für sie war, auch im Waarengeschäfte mit thätig sein. Diese Thätigkeit hörte indeß bald auf; die Vermögensverhältnisse des Vaters, die nie glänzend gewesen waren, hatten nämlich seit dem Tode der Mutter einen steten Rückgang erfahren, bis sie end-

lich ganz zusammenbrachen. Das Geschäft wurde aufgelöst, die Geschwister kamen zu fremden Leuten; Jenny allein blieb bei dem Vater und führte mit ihm eine äußerst bescheidene Existenz. Neben der Besorgung des kleinen Haushaltes und neben der Anfertigung von Weißnähereien und Stickereien, durch die sie sich eine Einnahme zu verschaffen suchte, war sie eifrig bemüht, ihre Kenntnisse zu erweitern und sich durch Selbstudium namentlich fremde Sprachen anzueignen, sowol aus Liebe zum Wissen als auch weil sie darin die Mittel zur Begründung einer spätern Existenz erblickte; die Versorgung durch eine Heirath, für welche ihre Verwandten in wohlwollender Absicht bedacht sein wollten, hatte sie mit Entschiedenheit von sich gewiesen.

Bis zu ihrem siebenundzwanzigsten Jahre lebte Jenny in stiller Zurückgezogenheit bei ihrem Vater; da starb er, und sie stand allein, ganz und gar auf ihre eigene Kraft und Thätigkeit angewiesen. Sie errichtete nun mit Bewilligung des anhaltischen Consistoriums eine Elementarschule für Kinder jeder Confession, und eine Anzahl ihrer Mitbürger war vorurtheilsfrei genug, ihr Kinder anzuvertrauen. Drei Jahre hatte sie der Schule vorgestanden und daneben Privatunterricht ertheilt, als ein neuer Wendepunkt in ihrem Leben eintrat. Von früher Jugend an hatte sich bei ihr poetische Begabung gezeigt, die auch bald Ausdruck in Gedichten fand. Die erste Frucht ihrer dichterischen Versuche, „Der zerbrochene Kamin", ein Lustspiel für Kinder, war noch bei Lebzeiten ihres Vaters in der von Fabricius in Hamburg herausgegebenen „Jugendzeitung" gedruckt erschienen. Nach und nach war Jenny die Gelegenheitsdichterin der ganzen Stadt geworden; doch die meisten ihrer Arbeiten blieben unbeachtet im Schreibtisch liegen. Eine in Zerbst lebende Dame, welche mehrere von Jenny's poetischen Versuchen gelesen hatte, überredete sie endlich, ihr einige zur Einsendung an den „Bazar" zu überlassen, mit dessen Verleger sie befreundet war. Jenny willigte ein, ihre Producte wurden gut aufgenommen,

und nach einiger Zeit wurde der jungen Schriftstellerin der Antrag gemacht, nach Berlin zu kommen und bei der Redaction des belletristischen Theils des „Bazar" eine Stelle einzunehmen. Der Antrag hatte zu viel Verlockendes für sie, als daß sie ihn ausschlagen sollte; sie gab ihre Schule auf und siedelte im Februar 1860 nach Berlin über.

Nur zu bald erkannte sie, daß sie einen recht schlüpfrigen Boden betreten habe. Die vier Jahre, welche sie an der Redaction des „Bazar" thätig war, brachten ihr eine ununterbrochene Reihe von Kränkungen und schmerzlichen Erfahrungen; diese waren für sie aber auch von unberechenbarem Nutzen, indem sie ihr den Muth einflößten, die so peinliche Stellung aufzugeben. Sie legte ihr Pseudonym J. N. Heynrichs, eine Umstellung ihres Namens, ab und wurde eine fleißige Mitarbeiterin an verschiedenen belletristischen und kritischen Blättern, für welche sie Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Schwedischen lieferte; ihre Uebersetzung von Stuart Mill's „Hörigkeit der Frauen" ist bekannt. Die unter dem obigen Pseudonym oder mit ihrem Anfangsbuchstaben unterzeichneten im „Bazar" und in andern Journalen erschienenen selbständigen Aufsätze, Gedichte und Räthsel sowie das, was sie nach französischen und englischen Originalen bearbeitete, alles zusammen würde eine stattliche Reihe kleiner Bände bilden.

Im Jahre 1865 besuchte Jenny Hirsch den ersten, in Leipzig abgehaltenen Frauentag; sie redigirte in Gemeinschaft mit Frau Luise Otto-Peters kurze Zeit das Organ des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, die „Neuen Bahnen", trat aber bald von der Redaction zurück, um sich dem im Frühjahre 1866 durch den Präsidenten Lette in Berlin gegründeten Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, dem jetzigen Lette-Verein, ständig anzuschließen. Seit dem Entstehen dieses Vereins ist sie Schriftführerin desselben, anfangs gegen Besoldung, später als Ehrenamt; seit 1870 redigirt sie auch den „Frauenanwalt",

das Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine, und ihr Name stand an der Spitze der von dem genannten Verbande dem deutschen Reichstag übergebenen Petition um Zulassung der Frauen zum Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst, die bereits thatsächliche Erfolge gehabt hat. In ihrer ganzen Wirksamkeit ist ihr Bestreben darauf gerichtet, frei von Exaltation und Ueberspanntheit in praktischer vernünftiger Weise eine bessere Ausbildung der Frauen herbeizuführen und den Kreis der weiblichen Thätigkeit zu erweitern.

In ihren schriftstellerischen Arbeiten begibt sie sich jetzt nur selten auf das belletristische Gebiet, und sie beschränkt sich dabei auf die Skizze, den Aufsatz, das Feuilleton und das literarische Referat.

Jenny Hirsch blieb unverheirathet und lebt mit einer alten Dienerin in einer der Vorstädte Berlins, treu der Religion, der sie durch Geburt und Erziehung angehört.

Die Zahl der jüdischen Jungfrauen, welche sich dem pädagogischen Berufe widmen und als Lehrerinnen oder Erzieherinnen wirken, wächst von Jahr zu Jahr; wir müssen hier darauf verzichten, alle diejenigen unter ihnen zu verzeichnen, die sich auch schriftstellerisch versucht haben. Wir erwähnen nur noch: **Amalie Thilo**, Vorsteherin eines Damen-Lyceums früher in Breslau, jetzt in Wien, welche mehrere pädagogische Schriften, wie „Die Bildung des weiblichen Geschlechts", „Das Zusammenwirken von Haus und Schule", veröffentlichte; und **Henriette Leidersdorf**, Vorsteherin einer Privatschule in Wien, von der einige gute Jugendschriften erschienen sind.

Engliſche Schriftſtellerinnen.

Wie in vielen andern Dingen beſteht auch hinſichtlich der Frauen-Schriftſtellerei ein großer Abſtand zwiſchen dem Feſtlande und England. Während auf dem Feſtlande eine gelehrte Frau noch immer als etwas Abſonderliches betrachtet wird, iſt dem Engländer eine gelehrte Frau keine fremdartigere Erſcheinung als ein gelehrter Mann; der Sohn Albions ſtellt an jede Frau aus beſſerer Familie die Forderung, ſich Wiſſen und Bildung anzueignen: eine ſchlecht unterrichtete gilt ihm gleich einer ſchlecht erzogenen und daher wenig reſpectabeln Frau.

Wie dem engliſchen Volke im allgemeinen, ſo läßt ſich auch den Juden in England, welche ſchon lange vor ihrer bürgerlichen Gleichſtellung im Denken und Fühlen ſich acclimatiſirt hatten, ein tiefes religiöſes Gefühl nicht abſprechen. Dem Engländer iſt Religion ein Bedürfniß, Indifferentismus und Unglaube ſind ihm fremd, und man muß es dem engliſchen Juden nachrühmen, daß er ſeiner Stammreligion in den ſeltenſten Fällen untreu wird; Anhänglichkeit an ſeine Religion wurde bei ihm von der allgemeinen Bildung nicht verdrängt.

Mit dieſer religiöſen Denk- und Gefühlsweiſe in innigem Zuſammenhange ſteht die religiöſe Erziehung, welche auch

bei dem weiblichen Geschlecht mit einer fast gelehrten Schulbildung Hand in Hand geht. Die meisten englischen Schriftstellerinnen, die Walker Freer, Miß Gray, Lady Eastlake bis zu der gelehrten Verfasserin des „Daniel Deronda", sind entweder Pfarrerstöchter oder gehören der hohen Aristokratie an. Dieses Vorbild wirkte anregend auf die jüdischen Frauen: die meisten jüdischen Schriftstellerinnen Englands sind aus den hohen aristokratischen Kreisen hervorgegangen.

Die erste jüdische Frau, welche in England schrieb, ohne auf den Titel einer zünftigen Schriftstellerin Anspruch zu erheben, ist

Lady Judith Montefiore,

eine Frau von hoher Geistesbildung und seltener Charakterstärke.

Im Jahre 1794 in London geboren als Tochter des Sir Levy Cohen, Baronet, erhielt sie mit ihrer Schwester Hanna, die als Frau Baronin Rothschild starb, eine sehr sorgfältige Erziehung; nach Gewohnheit der reichen Engländer ließ sie ihr Vater von den besten Lehrern unterrichten. Von ihrer Kindheit und Jugend ist nur wenig bekannt. Im Jahre 1812 verheirathete sie sich mit dem weithin bekannten Philanthropen Moses Montefiore. Die glorreiche Geschichte des Sir Moses ist auch die ihrige, ja diejenigen, welche das innige Verhältniß, das die beiden ein halbes Jahrhundert verband, genau kennen, tragen kein Bedenken, die edle Judith als Urheberin all der menschenfreundlichen Thaten und Missionen zu nennen, welche seine berühmte Laufbahn auszeichneten. Sie war sein guter Genius und bis zu ihrem Tode seine treue Begleiterin auf den wiederholten Reisen nach dem Heiligen Lande, nach Damaskus, St.-Petersburg, Rom und Marokko, kurz überall hin, wo die Juden bedrückt und geknechtet wurden.

Auf diesen Reisen erntete sie die Früchte der trefflichen Erziehung, die sie genossen. Ihr Geist war nicht allein

empfänglich und wohlvorbereitet, sondern vielseitig ausgebildet. Vollkommen bewandert in der Literatur ihres Landes, dessen Sprache sie mit Eleganz schrieb, sprach sie auch Französisch mit großer, Italienisch mit hinreichender Geläufigkeit und besaß tüchtige Kenntnisse im Deutschen. Sie spielte gut das Piano und sang angenehm, namentlich gewährte es ihr hohes Vergnügen, mit ihrer klangreichen Stimme die Gesänge begleiten zu können, welche an Sabbat- und Festtagen in ihrem Hause ertönten. Jedem Gegenstande wußte sie mit leichter Beobachtung eine interessante Seite abzugewinnen oder zu geben, und ihre Bemerkungen waren ebenso lehrreich und anregend für die Minderkundigen, als anziehend für die Kundigen, welche die nur durchschimmernde Fülle gediegener Kenntnisse und die Gewandtheit in deren Behandlung zu erkennen und zu würdigen verstanden. Mit diesen, durch keinerlei Eitelkeit verunstalteten Vorzügen verband sie innige Religiosität und eine seltene Liebe zu der historischen Vergangenheit ihres Volks: Israel und das Heilige Land waren ihre Lieblingsthemata der Unterhaltung.

Mächtig zog es die edle Judith, deren Seele ganz Poesie und deren ganzes Wesen wahrhaft weiblich war, in ihrem religiösen Gemüth und dem Drange ihres Herzens nach jenen Gegenden, wo die echte Gottesverehrung zuerst im schönen Morgenlicht strahlte, nach den für alle Bekenntnisse geheiligten Stätten. Im Mai des Jahres 1827 unternahm sie mit ihrem Gemahl ihre erste Reise nach Palästina und Aegypten. Von dieser Reise hat sie ein Tagebuch, jedoch nur für Freunde drucken lassen, aus dem wir zur Vervollständigung ihrer Charakteristik die folgende Betrachtung mittheilen.

„Keine Stadt der Welt", bemerkt sie unterm 18. Octbr., „hält einen Vergleich aus mit Jerusalem, so verfallen, öde und traurig die Stadt auch erscheint, so verändert sie auch ist seit den Tagen ihres Glanzes. Die Hauptstädte der Alten Welt flößen uns, wenn wir ihre verfallenen Denkmäler be-

trachten, Gedanken ein, die uns weit in die frühere Geschichte unsers Geschlechts zurückführen, und Gefühle, welche das Gebiet unserer Phantasie dadurch erweitern, daß sie Erinnerungen aus der Vorzeit in die wesentliche Gestalt der Dinge, wie sie jetzt sind, hereinziehen; aber die menschliche Seele besitzt auch die Kraft, ohne äußerliche Hülfsmittel, ebenso gut als wo diese in Ueberfluß da sind, sich alte Begebenheiten lebhaft vorzustellen. Auf der Ebene von Marathon sind keine marmornen Denksteine, die den Enthusiasmus des Reisenden anregen, aber er vermißt dergleichen nicht; so ist es immer, sobald ein starkes und bestimmtes Gefühl unserer sittlichen Natur in uns lebt: da brauchen wir nur an dem Orte zu sein, wo große Begebenheiten sich zugetragen haben, und sind solche irgend verbunden mit dem Schicksal zahlreicher Völker oder mit der Geschichte der eigenen Religion, sofort empfinden wir eine Ehrfurcht und eine andachtsvolle Erhebung, ein in jedem Betracht edleres Gefühl als das, welches die Pracht oder die Wunder aus alter Zeit in uns erzeugen. Daher ist Jerusalem, obgleich die Heiden mit der Pflugschar darüber hingezogen, viel ergreifender als Rom und Athen, ja als die ägyptischen Städte, ungeachtet diese noch viele Denkmäler ihrer ehemaligen Größe besitzen, noch weit mehr als alle andern Orte, welchen die Profangeschichte des Menschengeschlechts eine Weihe geben kann. Kein Ort hat so sehr gelitten wie Jerusalem, es ist mehr als wahrscheinlich, daß nicht das Geringste mehr übrig ist von der Stadt, welche die Freude der ganzen Erde war; die aufmerksamsten und begeistertsten Reisenden gestehen vielmehr, daß so oft sie einige Zeichen aufsuchten, um daran fortzuschreiten, sich ihnen weniges nur darbot, was zu Forschungen ermuthigen konnte. Allein es bedarf in der That nicht der Ueberreste von Tempeln und Palästen, um hier Ehrfurcht zu erwecken; wäre hier auch noch weniger Wahrscheinlichkeit, mit einigem Erfolge die Lage ehemaliger Gebäude zu ermitteln, so würde Jerusalem immer die Stadt

bleiben, zu welcher ein frommes und nachdenkliches Gemüth mit tiefer Sehnsucht sich hinwendete. Das Gefühl für Jerusalem ist ähnlich dem für den heimatlichen Ort unserer Kindheit; wäre dieser auch gänzlich dem Boden gleich gemacht, und fänden wir, nach vielen Jahren zurückkehrend, an dessen Stelle ein beackertes Feld oder eine öde Wüste, so würden doch dieselben Gedanken in uns aufsteigen, als stünde jedes Gebäude noch vor uns, und einen noch tiefern Eindruck dadurch auf uns machen, daß die Zerstörung so alles daran vernichtet hat."

Auch ihre zweite Reise nach dem Heiligen Lande, welche sie infolge der traurigen Ereignisse zu Damaskus im Jahre 1840 unternahm, beschrieb sie in einem ebenfalls nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke, in dem ein Kranz der reinsten und edelsten weiblichen Gefühle, das vollendete Bild einer Frau und Gattin geboten wird, und das in mancher Beziehung Schubert's „Reise in das Morgenland" an die Seite gestellt werden kann.

Außer diesen anonym gedruckten Reisebeschreibungen sind noch handschriftlich die Tagebücher vorhanden, welche sie auf verschiedenen andern zum Heil ihrer Glaubensbrüder unternommenen Reisen geführt hat.

Mehr noch als durch ihre literarische Thätigkeit zeichnete sich diese seltene Frau durch ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit aus; sowol in Jerusalem, wo sie wiederholt als rettender Engel erschien und wo mehrere durch sie errichtete Anstalten und wohlthätige Stiftungen ihren Namen verewigen, als auch in London und überall wo sie Hülfe brachte wird Judith Montefiore mit Verehrung genannt. Sie starb kinderlos am Abend des jüdischen Neujahrsfestes, den 24. Sept. 1862 in London.

Schriftstellerin gleich Judith war ihre geist- und gemüthreiche Nichte **Charlotte Montefiore**, Gattin des Joseph Horace Montefiore in London, die im jugendlichen Alter, kurz nach der Geburt eines Kindes, anfangs Juli 1854 starb. Von

dieſer auf dem Standpunkte der jüdiſchen Reform ſtehenden Dame erſchien ein Jahr vor ihrem Tode „Einige Worte an die Juden", eigentlich ein Erguß religiöſen Gefühls; den Inhalt dieſer Schrift bilden Betrachtungen über die Göttlichkeit und den ewigen, unvergänglichen Werth des Judenthums, welche die Verfaſſerin in begeiſterten, von hohem poetiſchen Schwunge getragenen Worten ausſpricht, die Leſer damit zu ähnlicher Begeiſterung hinreißend. Ihr gehört auch die anmuthige Erzählung „Die Juweleninſel", obwol in neuerer Zeit behauptet wird, dieſelbe ſei „von einer andern Dame verfaßt, die in der Nähe Londons auf ihren Gütern lebt und ihre Muße geiſtigen Beſchäftigungen, der Erziehung ihrer Kinder und insbeſondere den Armen ringsumher widmet".

Anna Maria Goldſmid,

Tochter des um die Emancipation der Juden in England verdienten Sir Iſaak Lyon Goldſmid de Palmyra, Baronet, und Schweſter des am 2. Mai 1878 plötzlich verſtorbenen Parlamentsmitglieds Sir Francis Goldſmid, genoß unter Anleitung ihres hochgebildeten Vaters, welcher den Homer und Horaz mit ihr las, eine ſehr ſorgfältige und echt religiöſe Erziehung und widmete die Muße, die ihr zu Gebote ſtand, der Wiſſenſchaft, ganz beſonders den Zwecken der Religion und der Hebung des Schulweſens. Um einerſeits unter ihren Glaubensgenoſſen in England die Aufklärung zu befördern, anderſeits ihren chriſtlichen Landsleuten eine beſſere Kenntniß von dem thatkräftigen Glauben der Juden zu vermitteln, überſetzte ſie 1839 zwölf Predigten des hamburger Kanzelredners Gotthold Salomon ins Engliſche. Schön ſagt ſie in der Vorrede zu ihrer Ueberſetzung: „Wenn in religiöſen Erörterungen die Menſchen aller Kirchen nicht die Verſchiedenheiten, ſondern die Uebereinſtimmungen aufſuchen wollten, wie viele von den Kämpfen und Schmerzen, die Gottes ſchöne Erde ſchänden, würden da verſchwinden!

Suchen wir daher einander kennen zu lernen, streben wir nach der Kenntniß unserer Nebenmenschen in demselben Sinne, in welchem wir nach der Erkenntniß Gottes streben, damit wir ihnen desto besser in allgemeiner Liebe, in allgemeiner Milde nacheifern können."

In der edeln Absicht, dem Judenthum einen Dienst zu erweisen und die erhabenen Ideen über die Sendung Israel's, das Wesen seiner Lehren, die religiöse Zukunft der Menschheit auch in England zu verbreiten, lieferte sie 1855 eine gelungene Uebersetzung der Vorlesungen Philippson's über „die Entwickelung der religiösen Idee im Judenthum, Christenthum und Islam". Die allgemeinen, historischen und selbst medicinischen Noten, welche sie der Uebersetzung hinzufügte, zeugen ebenso sehr von ihrem reichen Wissen wie von ihrem Talent und Scharfsinn. Vor einigen Jahren übertrug sie auch das 1861 erschienene Buch J. Cohen's „Les Déicides" und die Schrift „Verfolgung der Juden in Rumänien" aus dem Französischen ins Englische.

Miß Goldsmid besitzt in der That einen äußerst entwickelten Geist und ist eine originelle Erscheinung. „Die Miß Goldsmid, an die Sie mich erinnern", schreibt Varnhagen von Ense den 13. Juni 1847 an eine Freundin, „und der ich auf Herrn Asher's Anregung in das Museum nachging, hat eine bedeutende, vielversprechende Physiognomie."

Mit Eifer und Begeisterung wirkt Miß Goldsmid für die Verbesserung der weiblichen Unterrichtsanstalten. Trotz ihres vorgerückten Alters unternahm sie noch vor einigen Jahren eine Reise durch Deutschland, um das deutsche Unterrichtswesen aus Autopsie kennen zu lernen und nach dem Muster der deutschen Schulen ähnliche in London ins Leben zu rufen. Eine ihrer jüngsten Schriften ist ein in einer Schule zu London gehaltener und auf Verlangen der Oeffentlichkeit übergebener Vortrag über das, „was die Mädchen lernen, was die Mütter thun, und wie die Gatten sie unterstützen sollen".

Grace Aguilar,

die einzige Tochter des Emanuel und der Sara Aguilar, wurde zu Hackney im Juni des Jahres 1816 geboren. Sie war von so gebrechlicher und zarter Natur, daß ihre Aeltern sich veranlaßt sahen, sie vier Jahre alt an die See nach Hastings zu bringen. Das Lesen lernte sie fast von selbst, und wenn sie sich ein Geschenk wünschte, zog sie stets ein Buch vor. Die Bücher wurden aber von ihr nicht etwa blos flüchtig angesehen und dann beiseitegelegt, sondern mit der größten Sorgfalt aufbewahrt und zu wiederholten malen durchgelesen.

Von ihrem siebenten Jahre an führte das außerordentliche Mädchen ein Tagebuch, worin sie alles, was sie sah, hörte und dachte, mit strengster Beobachtung der Wahrheit eintrug. Ihre Mutter, eine hochgebildete und begabte Frau, richtete gern ihrer Tochter Geist auf das Studium alles Schönen und Wahren. Ehe diese ihr zwölftes Jahr vollendet hatte, schrieb sie ein kleines Drama: „Gustav Wasa" — gewissermaßen schon eine Hindeutung auf ihr späteres hohes Streben.

Eine Lebensbeschreibung von Grace Aguilar bietet nur wenig Ereignisse und Abwechselung; es ist lediglich ein Bericht darüber, wie sie ihre Talente sorgfältig ausbildete, ihre Pflichten liebevoll erfüllte, und wie sie später einen großen Vorsatz faßte und mit stoischer Entschlossenheit dabei beharrte, bis sie, von heftigen Schmerzen ergriffen, in den zitternden Fingern die Feder nicht mehr zu halten vermochte.

Was für ein seltenes Gemälde bietet sich uns hier dar! Ein junges hochbegabtes Mädchen, im Schose ihrer Familie erzogen, der Liebling ihrer Aeltern, welche, mit Geschmack für das Schöne in der Natur und Kunst und mit einer erhabenen Liebe zur Wahrheit ausgestattet, das Treiben der geschäftigen City verlassen, um mit einem gerade hinreichenden Auskommen ihr Glück in den Kenntnissen, der Anmuth und der Zufriedenheit dieser einzigen, über alles geliebten Tochter zu finden, deren ideales Streben sie niemals von der

täglichen und stündlichen Ausübung jener häuslichen Pflichten und Dienste abhielt, welche die zunehmende Kränklichkeit ihres Vaters mehr und mehr erforderte! Durch den Rath einer verständigen Freundin angespornt, welche die mannichfachen Talente des jungen Mädchens bewunderte und einsah, daß, um einem großen Zweck zu genügen, diese Talente concentrirt werden müßten, flehte Grace Aguilar inbrünstig zu Gott, er möge sie in den Stand setzen, etwas zu leisten, wodurch sie den Charakter ihres gedrückten und verachteten Volkes in den Augen der christlichen Welt und, was noch weit wichtiger, in seiner eigenen Schätzung erheben könnte. Sie verlangte danach, ihren Glaubensgenossen die Urkunden Israel's vor Augen zu führen, sowie die Frauen Israel's, jene heldenmüthigen Frauen, auf die jede Nation mit Recht stolz sein würde, ihrer Bewunderung vorzuhalten. Hier war ein großes Ziel, ein Ziel, welches ihr das Herz im Busen schwellte. Sie wußte, daß sie gegen die herrschenden Ansichten schreiben würde, ja sie hatte das noch weit betrübendere Bewußtsein, daß die Mehrheit derer, für die sie kämpfen wollte, die Sache, der sie selbst mit Herz und Seele ergeben war, wenig achtete. Doch welcher große Geist ließ sich durch Schwierigkeiten von einem großen Vorhaben abschrecken? Das junge jüdische Mädchen, mit wenig oder gar keiner literarischen Bekanntschaft, kaum wissend, wie sie ihre Arbeiten ans Tageslicht bringen sollte, hielt ihre Absicht eine Zeit lang verborgen und theilte sie dann der Mutter mit, von der sie mit Sicherheit Unterstützung in allem, was hehr und heilig war, erwarten durfte. Die Mutter bezeigte große Freude über der Tochter Plan und glaubte an deren Kraft, ihn auszuführen; sie glaubte an ihr edles Kind und dankte Gott, der ihm diesen Gedanken eingegeben hatte. Die Mutter wußte, daß Grace die Religion nicht blos der Reflexion halber studirt, daß sie vielmehr deren Grundsätze in einem weit ausgedehntern Sinne in sich aufgenommen hatte. Das Wohl ihres Volkes war ihr Hauptzweck, aber nicht ihr einziges

Ziel. Wie oft vergoß die Mutter Thränen der Freude und der Dankbarkeit, wenn sie beobachtete, wie ihr geliebtes Kind die Vorschriften ihres Glaubens bei jeder Handlung ihres täglichen Lebens in Anwendung brachte, wie sie all das Gute that, welches ihre beschränkten Mittel zuließen, wie sie bei ihren emsigen Studien und ihren häuslichen Pflichten immer noch Zeit fand, für arme Nachbarn zu arbeiten und sie zu unterrichten, ohne sich nach den religiösen Meinungen der Dürftigen, denen sie Beistand und Trost gewährte, zu erkundigen. Ihr junges Leben war dahingeflossen im Austheilen und Empfangen von Segen, und wie konnte ihre Mutter, die sie so genau kannte, jetzt, da ihre hochstrebende Seele noch höhere Zwecke zu erreichen suchte, glauben, daß sie in ihrem Unternehmen stocken, oder daß es ihr mislingen würde! Die Beweise vom Gegentheil ließen nicht lange auf sich warten.

Zuerst übersetzte sie ein Schriftchen des Marannen Orobio de Castro aus dem Französischen unter dem Titel „Das vertheidigte Israel" (1839). Dieser ihr erster schriftstellerischer Versuch wurde in England selbst ziemlich kalt aufgenommen, von ihren Glaubensgenossen in Amerika aber enthusiastisch begrüßt; man erwartete dort mit Sehnsucht, dieses auftauchende Talent im Höhepunkt seines Glanzes zu sehen. Briefe und Glückwünsche kamen zu ihr über das Meer, und die, welche nur ihre flüchtige Skizze gelesen hatten, waren erstaunt über den edeln Eifer und die fromme Energie, welche sie entwickelte, wenn sie über Juden schrieb. Etwas später versuchte sie in dem „Zauberkranz" ihre poetischen Flügel, und ihre geistige Kraft fühlend schwang sie sich weiter empor in der Sache ihres Volkes: sie schrieb den „Einfluß des Hauses" und den „Geist des Judenthums" (1843).

Ihr triumphirender Geist wurde indeß durch des Körpers Schwäche gehemmt. Im Frühling des Jahres 1838 ward sie von den Masern ergriffen, und von den Folgen dieser Krankheit ist sie nie ganz genesen. Bald begann sie das

Werk, welches ihren Ruf begründete: „Die Frauen Israel's". Aber während ihre geistigen Kräfte zunahmen, erlitt sie wiederholte Anfälle von körperlicher Krankheit, und ihre einst so anmuthige Gestalt war nur noch ein Schatten. Der Arzt empfahl Veränderung der Luft und der Gegend; zuweilen raffte sie sich wieder auf, dennoch stellte sich keine bleibende Besserung ein. Die Musik war noch immer, wie von jeher, ihr Trost und ihr Ergötzen; allein sie mußte das Harfenspiel aufgeben und durfte ihre Stimme nur selten üben. Trotz alledem rief ihr Geist: Vorwärts, vorwärts! und jede Stunde, die ihr zu Gebote stand, ward der Feder gewidmet.

Eine kleine „Geschichte der englischen Juden" (History of the english Jews) in „Chambers' Miscellanies" war ihre letzte Arbeit. Nach Beendigung derselben hatte sie beschlossen, die deutschen Bäder zu besuchen und, soweit es ihre zunehmende Schwäche gestatten würde, die Gesellschaft ihres damals in Frankfurt a. Main die Musik studirenden Bruders zu genießen. Ihr jüngster Bruder war zur See. Schon vor der Abreise fühlte sie, daß ihre Tage gezählt seien; vor der Mutter verbarg sie jedoch dieses Gefühl, sie ertrug ihre Leiden mit Geduld und Ergebung und tröstete dabei die Mutter mit Worten der Heiterkeit und Hoffnung.

Kurz vor ihrer Abreise nach Deutschland wurde ihr noch eine herzliche Freude bereitet, mehrere jüdische Frauen in England richteten das folgende Schreiben an sie:

„Theure Schwester! Unsere Bewunderung Deiner Talente, unsere Verehrung Deines Charakters, unsere Dankbarkeit für die ausgezeichneten Dienste, welche Deine Schriften unserm Geschlechte, unserm Volke und unserm Glauben — welcher die heilige Sache der wahren Religion in sich einschließt — geleistet haben, alle diese Gründe vereinigen sich, uns zu veranlassen, daß wir uns Dir aufdrängen, um den Gesinnungen, welche wir zu hegen uns freuen, Ausdruck zu verleihen. Bis Du Dich erhoben, war es in neuerer Zeit nicht vorgekommen, daß ein Weib

in Israel als öffentliche Vertheidigerin des Glaubens Israel's aufgetreten wäre, daß es mit jener Tiefe und Reinheit, welche das Kleinod des Weibes ist, und mit jener Geistesstärke und umfangreichen Kenntniß, die den Stolz des Mannes ausmachen, seine eigenen Glaubensgenossen aufgefordert hätte, die Wahrheit, wie sie in Israel ist, werth und theuer zu halten, und Andersgläubige, sie zu achten. Durch Dich haben wir erst unsere Würde kennen und schätzen gelernt, Du hast uns gelehrt zu fühlen und zu beweisen, daß kein weiblicher Charakter reiner sein kann als der des jüdischen Mädchens, keiner frommer als der der Frau in Israel. Du hast uns sociale und religiöse Gleichheit erkämpft. Durch Dein glänzendes Beispiel hast Du triumphirend die Verleumdung widerlegt, daß die jüdische Religion das Herz des jüdischen Weibes unberührt lasse; zugleich aber haben Deine Schriften uns jene höhern Motive, jene heiligen Tröstungen näher gebracht, welche von dem geistigen Wesen unserer Religion herrühren und die Seele dazu drängen, mit ihrem Schöpfer in Gemeinschaft zu treten, und sie auf seine Gnade als besten Leiter und Beschützer hier und jenseits hinweisen."

Am 16. Juni 1847 verließ sie England, verweilte einige Wochen in Frankfurt und begab sich dann zur Cur nach Langenschwalbach, von wo sie wegen zunehmender Leiden nach kurzem Aufenthalte nach Frankfurt zurückkehren mußte. Fest überzeugt, daß Genesung unmöglich sei, erwartete sie ruhig und gefaßt die Ankunft des Todes. Da die Sprache sie verlassen hatte, war sie genöthigt, ihre Bedürfnisse und Wünsche durch Zeichen mitzutheilen. Ihr sehnlichster Wunsch war der, ihre Mutter zu trösten, und wenn die Zunge sich weigerte, ihr Amt zu verrichten, so flehten noch ihre abgezehrten Finger die Mutter an, geduldig zu sein und Gott zu vertrauen. Bisweilen nannte sie auch einen Vers aus der Bibel oder einen ihrer Seelenstimmung zusagenden Psalm, den sie laut vorgelesen zu haben wünschte. Die letzte Be-

wegung, welche sie mit ihren Fingern machte, drückte die Worte aus: „Obschon er mich tödtet, doch will ich auf ihn vertrauen", und als auch die Finger ihrem Willen nicht mehr Folge leisten wollten, pflegten ihre liebenden Augen die Mutter zu suchen und dann aufwärts zu blicken, andeutend, daß sie sich dort wieder begegnen würden. Sie starb den 16. September 1847 und ruht auf dem jüdischen Friedhofe zu Frankfurt a. Main. Ihr Grab bedeckt ein Stein mit der Inschrift:

Preiset sie nach den Früchten ihrer Hände,
Ihre Werke werden sie loben in den Thoren!

Ihr Tod wurde von den Juden sowol in England wie in Deutschland und Amerika tief betrauert; auswärtige Freunde ergossen sich in Klagen, Privatfreunde gaben ihrem Schmerz in Prosa und Poesie Ausdruck, und die verschiedenen Journale beider Hemisphären sprachen von ihr mit der Achtung und Verehrung, die sie so reichlich verdiente. In der That war ihr Verlust ein sehr großer; sie war eine jüdische Schriftstellerin, welche voll glühender Liebe zu ihrem Volke als Vertheidigerin desselben auftrat und nicht unwesentlich dazu beitrug, das gegen den jüdischen Stamm bestehende Vorurtheil zu bannen.

Unter Grace Aguilar's Schriften von allgemeinerm Charakter ist der „Einfluß des Hauses" wol die beliebteste; das Nachstück dazu „Der Mutter Belohnung", obschon erst im Jahre 1850 veröffentlicht, war bereits 1836 geschrieben. Erst geraume Zeit nach ihrem Tode erschien, unstreitig eine ihrer besten Arbeiten, „Das Cedernthal", das mehrere Auflagen erlebte, auch deutsch bearbeitet und einige male ins Hebräische übersetzt wurde — eine Erzählung von jüdischem Glauben und Denken, deren Heldin mit der Verfasserin unverkennbare Geistesähnlichkeit hat. „Wir sind fest überzeugt", schreibt ihre christliche Freundin, „daß wenn Grace Aguilar in den schrecklichen Zeiten der Verfolgungen gelebt hätte, sie

um ihres Glaubens willen den Scheiterhaufen bestiegen und sterbend für ihre Mörder gebetet haben würde."

Sechs Jahre nach dem Tode dieser trefflichen Jungfrau veröffentlichte ihre Mutter, auf dringendes Bitten vieler Freundinnen der Frühvollendeten, aus dem literarischen Nachlaß derselben eine Sammlung „Hymnen, Gebete und religiöse Betrachtungen", welche, in verschiedenen Zeiten zu ihrem eigenen Gebrauch von ihr geschrieben, durch Tiefe des Gefühls und Erhabenheit der Gedanken sich auszeichnen. Sara Aguilar starb 1854; sie überlebte ihre Tochter nur sieben Jahre.

Im Verhältniß zu der geringen Zahl von Juden, welche in England leben, ist die der jüdischen Schriftstellerinnen daselbst sehr groß.

Nächst Miß **Jenny Lucas**, welche schon in den dreißiger Jahren Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland u. a. in englischer Uebersetzung veröffentlichte, erwarb sich den Ruf einer guten Dichterin **Emma Lyons**, die nachmalige Mrs. Henry in London. Sie widmete sich der literarischen Thätigkeit, um von dem Ertrage ihren erblindeten Vater, einen kenntnißreichen Mann, zu unterstützen. Ihre gesammelten „Gedichte" fanden die freundlichste Aufnahme und sind heute sehr selten.

Einen Band verschiedener Poesien veröffentlichte vor ungefähr 25 Jahren **Rosa Salomon**, verehelichte Mrs. Collins. Auch **Marion Hartog** versuchte sich als Dichterin; sie gab eine „Volksschrift für Israeliten" und kurze Zeit ein „Sabbatblatt" heraus und schrieb zusammen mit ihrer Schwester **Lewis Leo** unter dem Titel „Tales and Romances" mehrere kleine Romane.

Miß **Belisario** veröffentlichte unter dem Titel „Sabbath-Readings" religiöse Betrachtungen, und **Annette Salomon** sammelte Bibelverse, welche sie, Betrachtungen moralischer

und religiöser Tendenz daran knüpfend, als „Footsteps on the Way of life" im Jahre 1873 herausgab.

„Gebete und Betrachtungen" übersetzte aus dem Deutschen Mrs. **Wertheimer**, geborene Nathan, aus dem Französischen (1860) Mrs. **Hester Rothschild**, geborene Leverson; dieselben wurden 1861 in Philadelphia neu aufgelegt.

Eine beliebte und fruchtbare Schriftstellerin ist Mrs. **Philipp Magnus**, geborene Emanuel. Sie schrieb neun Bändchen „Little Miriam's Bible-Stories", dann „Sabbath-Stories from the Pentateuch", „Little Miriam's first Hebrew Grammar" und bearbeitet jetzt die nachbiblische Geschichte für die Jugend.

Mrs. **Lewis Franklin**, geborene Davis, schrieb eine Geschichte der Genesis für Kinder unter dem Titel „Paths of truth", und Mrs. **Cohen**, geborene Emanuel, veröffentlichte kürzlich „Bible readings with my children".

Von geringerer Bedeutung ist **Abigail Lindo**, eine Tochter des bekannten Schriftstellers E. H. Lindo, welche auch in hebräischer Sprache gedichtet haben soll. Sie schrieb 1846 ein Wörterverzeichniß unter dem anspruchsvollen Titel: „Hebräisch-englisches und Englisch-hebräisches Wörterbuch".

Erwähnung verdient noch **Sara Davids**, die Mutter des gelehrten Arthur Lumley Davids in London, welche im Jahre 1839 zum Mitglied der Société Asiatique in Paris ernannt wurde.

Schriftstellerinnen aus dem englischen Hause Rothschild.

Frauen, welche sich mit biblischen und theologischen Studien beschäftigen, Gebete und religiöse Reden verfassen und gelehrte geschichtliche oder culturgeschichtliche Essays schreiben, ohne dabei auf einen schriftstellerischen Namen Anspruch zu erheben, sind auch jenseit des Kanals, wo es doch viele gelehrte Frauen gibt, nicht allzu häufig anzutreffen; zu den größten Seltenheiten aber gehören solche, welche nicht allein

wegen ihres Reichthums und ihrer gesellschaftlichen Stellung, sondern auch in Rücksicht auf ihre Kenntnisse und literarischen Leistungen den angesehensten Persönlichkeiten Englands beigezählt werden.

Die Frauen aus dem englischen Zweige der Familie Rothschild nehmen einen Ehrenplatz unter den gelehrten Frauen ein. An Geist fehlte es den Frauen aus diesem Hause nie. Schon die Lätitia der Finanz-Bonapartes, die im Alter von 94 Jahren in Frankfurt a. Main verstorbene Gutla, geborene Schnapper, zeichnete sich ebensowol durch strenge Religiosität und patriarchalische Einfachheit wie durch seltene Geistesgaben aus. Die erste Rothschild, welche schriftstellerisch auftrat, war die Freifrau **Charlotte von Rothschild**, die Gattin Lionel von Rothschild's in London, eine um die Erziehung armer Mädchen hochverdiente Frau. In der von ihr gegründeten londoner Mädchen-Freischule zu Bell Lane hielt sie allwöchentlich an Sabbat- und Festtagen religiöse Vorträge, von denen im Jahre 1864 auf besondern Wunsch vieler Freunde 31 im Druck erschienen. Da dieselben eine sehr freundliche Aufnahme fanden, auch ins Deutsche und Französische übersetzt wurden, so folgten ihnen 1869 noch weitere 24. In allen diesen Reden, welche innige Vertrautheit mit der Heiligen Schrift und seltene Glaubenstreue bekunden, stellt sich die edle Frau die Aufgabe, den Kindern jene Liebe zum Judenthum einzuflößen, von der sie selbst durchdrungen ist, die Jugend mit den Grundwahrheiten der Religion bekannt zu machen und zu einem sittlich religiösen Leben zu erziehen. Ihrer religiösen Richtung nach der jüdischen Reform angehörend, behandelt sie weniger das Ceremonielle als das Moralische, sie wählt Themata wie: „Bewahre deine Zunge vor Bösem", „Ehre Vater und Mutter", „Schönheit ist eitel", „Ueber den Einfluß der Musik", und spricht zu ihren jungen Zuhörerinnen über Selbsterkenntniß, Stolz, Gottesdienst, Mäßigkeit, über Gesundheit und Krankheit, Tod und Unsterblichkeit, Fleiß, Duldsamkeit u. a. m.

Nächst diesen Reden schrieb sie ein ganzes Buch „Gebete und Betrachtungen zum täglichen Gebrauch für die israelitische Familie", für jeden Tag im Jahr ein besonderes Gebet, das immer mit einem Verse aus der Bibel oder aus den Apokryphen eingeleitet wird. Diese köstliche Gabe ist dem Andenken einer „tiefgeliebten, frühvollendeten Tochter" gewidmet.

Im Jahre 1874 erschien in zweiter Auflage unter dem Titel „Von Januar bis December" ein stattlicher Band größerer und kleinerer Erzählungen für die Jugend, zumeist naturgeschichtlichen und allgemein belehrenden Inhalts; namentlich die größern Erzählungen, wie „Die Museen", „Der kostbare Juwel", zeugen von dem reichen Wissen der Verfasserin. Die in diesem Buche enthaltenen Gedichte sind theils eigene, theils aus dem Französischen und Deutschen übersetzte von Florian und Paul Heyse.

Mit Begeisterung trat Frau Charlotte von Rothschild als Vertheidigerin ihres Volkes auf, und zwar in einem an Lord Chelsea gerichteten Briefe, der mit der Ueberschrift „Lord Chelsea und die Juden" anonym erschienen ist.

Auch Freifrau **Luisa von Rothschild**, die Witwe des verstorbenen Anthony von Rothschild in London, hat sich als Schriftstellerin verdient gemacht. Sie gab im Jahre 1855 in englischer und deutscher Sprache „Bibelverse für alle Tage des Jahres, ein Gedenkbüchlein für die israelitische Jugend" heraus, in 52 Abschnitten je sieben passende Bibelverse enthaltend, und ließ 1859 ihre „Gedanken über biblische Texte, in Reden an meine Kinder"erscheinen, zwanzig kurze Reden, in denen die Verfasserin in mütterlicher Weise zu den Kindern spricht und jede Rede mit einem kleinen Gebete schließt.

In der Pflege der Wissenschaft eifern der Mutter ihre beiden Töchter **Constance** und **Anna von Rothschild** nach. Sie beschäftigen sich mit nichts Geringerm als mit Bibelforschung, mit der Geschichte und Literatur ihres Volkes. Um

das Bibelstudium im allgemeinen und unter ihren Glaubensgenossen im besondern zu fördern, unternahmen es die beiden ebenso liebenswürdigen wie gelehrten Damen, in deren Salons sowol die Spitzen der Diplomatie als die Koryphäen der Literatur sich versammeln, die Geschichte der Israeliten und deren Literatur von den frühesten Zeiten bis zum Untergange des jüdischen Staates zu bearbeiten, und ohne sich auf einen „streitigen oder dogmatischen Standpunkt" zu stellen, haben sie diese Aufgabe mit vielem Geschick gelöst. Das zwei starke Bände umfassende Werk „Geschichte und Literatur der Israeliten", von denen der erste von Constance, der andere von Anna bearbeitet worden, erregte bei seinem Erscheinen (1871—72) gerechtes Aufsehen und fand so allgemeinen Beifall, daß alsbald eine zusammengefaßte Ausgabe für die Jugend veranstaltet wurde. Das Werk wird, wie wir hören, demnächst ins Deutsche übersetzt werden.

Constance von Rothschild veröffentlichte im Jahre 1876 in dem „New-Quarterly Magazine" einen kurzen culturgeschichtlichen Essay über „die jüdischen Frauen und ihre Stellung in den verschiedenen Zeiten". Die treffliche, in edler und schwungvoller Sprache geschriebene Arbeit liefert einen neuen Beweis, daß die Verfasserin große Belesenheit besitzt und mit allen bedeutendern Erscheinungen der Literatur vertraut ist.

Constance von Rothschild, jetzt Mrs. Cyril Flower, und ihre Schwester Anna, mit dem Honorable Eliot Yorke verheirathet, hängen dem Judenthum mit jener Treue an, durch welche die Familie Rothschild von jeher sich ausgezeichnet hat.

Verfasserin von mehrern, jüdische Themata behandelnden Schriften ist auch **Lonisa von Rothschild**, die Gattin Karl von Rothschild's in Frankfurt a. Main, welcher der Deutsche Kaiser im Januar 1876 den Luisen-Orden verliehen hat. Ihre im zwanzigsten Jahre verschiedene Tochter **Clementine von Rothschild** hinterließ „Briefe an eine christliche Freun-

bin über die Grundwahrheiten des Judenthums"; nur zwei davon waren während ihres Lebens erschienen, nach ihrem 1865 erfolgten Tode wurden sie zusammen von der Familie, zwar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, dem Druck übergeben, auch später ins Englische übersetzt. Sie handeln, neun an Zahl, vom alleinseligmachenden Glauben, von der Versöhnung, der Messiaslehre, der Erwählung Israel's, der Liebe zum Judenthum und sind durchweg von einem tiefinnigen Gemüth und der reinsten Frömmigkeit dictirt. Dieser schönen Seele weihte ihr Lehrer, der frühere frankfurter Rabbiner Leopold Stein, ein Denkmal der Liebe in Liedern, und die Mutter errichtete ihrem Andenken das Clementinen-Mädchen-Hospital in Frankfurt a. Main zur Heilung und Pflege leidender Mädchen ohne Unterschied der Confession, das im November 1875 eröffnet worden ist.

Adelheid von Rothschild wurde schon früher genannt; von der als Künstlerin bekannten **Emma von Rothschild** und der unvergleichlichen **Betty von Rothschild** wird später die Rede sein.

Französische Schriftstellerinnen.

Eine verhältnißmäßig geringe Zahl jüdischer Schriftstellerinnen treffen wir in dem Lande, in welchem die Juden am allerfrühesten der Freiheit und Gleichstellung theilhaftig wurden, in Frankreich.

Eine zu ihrer Zeit vielgelesene, heute fast vergessene Schriftstellerin ist

Rebekka Eugenie Foa.

Sie war 1795 in Bordeaux geboren, Tochter des geachteten Kaufmanns Isaak Rodrigues Henriquez, welcher mit Abraham Furtado in dem von Napoleon I. berufenen pariser Synedrin eine hervorragende Stelle einnahm. Ihre Mutter Esther, eine Tochter jenes reichen und hochherzigen David Gradis aus Bordeaux, dem nur fünf Stimmen fehlten, um zum Deputirten in die erste französische National-Versammlung gewählt zu sein, galt für eine sehr gebildete und charaktervolle Frau, für das Ideal eines jüdischen Weibes. Der Schriftsteller Hippolyte Rodrigues, Verfasser des nicht ohne Geist geschriebenen Buches „Les trois filles de la Bible" ist ihr Bruder, und eine ihrer Schwestern war mit Halévy, dem Componisten der „Jüdin", verheirathet.

Eugenie, welche sich mit einem Herrn J. Foa verehelichte

und bis zu ihrem Tode in Paris wohnte, war eine außerordentlich fruchtbare Schriftstellerin, eine zweite George Sand. Seitdem sie im Jahre 1831 mit dem zweibändigen Roman „Philippe" in die Oeffentlichkeit getreten, verging kein Jahr, ohne daß ein oder mehrere Producte von ihr erschienen: Romane, Novellen und Erzählungen, selbständig und in den verschiedensten Journalen, unter ihrem eigenen Namen und unter den pseudonymen Maria Fitz Clarintz, Edmund de Fontanes u. a. In mehrern ihrer Schriften behandelt sie jüdische Stoffe, so in „Rahel", „Der Goël", „Kidduschin", „Die Jüdin". In dem letztern, 1835 erschienenen zwei Bände starken Roman drückt Donamine, die Mutter der Liebesheldin, alle ihre Gedanken und Empfindungen in Kernsprüchen aus der Bibel aus, und es ist bewundernswürdig, wie Eugenie die Sprüche Salomon's ihr in den Mund zu legen und stets passend anzuwenden gewußt hat. Später wandte sie sich mehr den historischen Erzählungen zu, die sie in angemessener Weise für die Jugend bearbeitete. In ihrem Nachlasse fanden sich nicht weniger als fünfundfunfzig ungedruckte, größtentheils vollendete Novellen und Erzählungen, und ihr handschriftlicher Nachlaß wurde um die Summe von 2650 Francs verkauft.

Eugenie Foa verließ den Glauben ihrer Väter und führte einen nicht makellosen Lebenswandel, sodaß ihre Mutter, die ein bedeutendes Vermögen hinterließ, sie fast enterbte. Sie starb im Jahre 1852 in Paris.

Fünfundzwanzig Jahre früher als Eugenie Foa machte einen schwachen literarischen Versuch **Julie Cerfberr**, die Tochter jenes edeln Freundes Moses Mendelssohn's, der, in Frankreich der erste, die tief eingewurzelten Vorurtheile gegen die Juden durch That und Wort zu verscheuchen bemüht war. Sie übersetzte die überschwengliche Rede, welche ein Mitglied des pariser Synedrins, der greise italienische Rabbiner Segre, am Geburtstage des Kaisers Napoleon, am

15. August 1806, in Paris gehalten, aus dem Italienischen ins Französische.

Einen ehrenwerthen Platz in der Literatur, zumal der jüdischen, nehmen ein

Julienne und Pauline Bloch,

die reichbegabten Töchter des Samson Bloch in Paris, welche eine Reihe in elegantem Französisch geschriebener Aufsätze in dem von ihrem Vater redigirten „Univers Israélite" veröffentlichten.

Julienne Bloch, schon in früher Jugend mit schönen Kenntnissen ausgestattet, widmete sich dem Lehrfach. Im Alter von kaum sechzehn Jahren erlangte sie ein glänzendes Befähigungszeugniß als Lehrerin und leitete zwei Jahre die jüdische Gemeinde-Mädchenschule in Lyon. Julienne fühlte tief für ihre Religion und war stolz darauf eine Jüdin zu sein. Als Eugène de Mirecourt, der Verfasser der „Zeitgenossen", einer Sammlung von Lebensbeschreibungen zeitgenössischer Größen, in den Biographieen Meyerbeer's und der Rachel gehässige Gesinnungen gegen die Juden mitunterlaufen ließ, trat sie als Vertheidigerin ihrer Glaubensgenossen auf und richtete in dem pariser „Figaro" ein Schreiben an Mirecourt, das seinerzeit Aufsehen erregte und aus dem wir folgende charakteristische Stelle mittheilen: „Wissen Sie, mein Herr, was eine Jüdin ist? Das ist jenes milde, Gaben spendende, tugendhafte Weib, das der königliche Sänger besungen hat, die sanfte, heilige Trösterin, deren Arm sich dem Dürftigen entgegenstreckt und deren Hand sich dem Unglücklichen öffnet; das ist jenes fromme, Gott ergebene Weib, das sich auf Moses' Befehl freudigen Muthes allen Goldes und Schmuckes entkleidet, um das Allerheiligste des Allerhöchsten zu schmücken; das ist die göttliche Prophetin Debora, die jüdische Jeanne d'Arc, die ihre Brüder mit einem edelglühenden Feuer entzündet und sie zum Kampfe

führt und zum Siege; das ist die heldenkühne Mutter und Märtyrerin, die bei der Marter ihrer Söhne gegenwärtig bleibt und am Ende sich selbst zum Ruhme Gottes und ihres Glaubens einem schmählichen Tode weiht; das ist die unerschrockene ritterliche Königin, die voll Verachtung gegen das über ihrem Haupte schwebende schrecklich drohende Gesetz hingeht, dem Zorne des Herrschers die Stirn zu bieten und Israel zu befreien von den mörderischen Rasereien eines Haman — — —. Jude, das ist der Mensch, der Gott den Schöpfer der Welt zuerst erkannt und angebetet hat, der Mensch, der da ist der erstgeborene Sohn der Cultur und der Stifter der Humanität, der Mensch, der für die Wahrheit alle Märtyrerleiden und Erniedrigungen erduldet hat, der Mensch, der heute noch um seiner Ueberzeugung willen duldet und der nur einige Tropfen Wasser anzunehmen braucht, um von allem Unglück erlöst zu sein und das Silber, das Gold zu finden, das Ihrer Meinung zufolge seine Seele und sein Leben ist."

Ihre „Lettres d'une Parisienne", welche in dem „Univers Israélite" erschienen, verschafften dieser durch Geist und Anmuth ausgezeichneten Dame rasch den Ruf der jüdischen Sévigné; man zählte sie „beglückt zu jenen Frauen, die unsers Stammes große Zukunft bauen". Da raffte sie der Tod im jugendlichen Alter hinweg; im Jahre 1866 begleitete sie eine kranke Schwester nach Mentone, und auf dieser Reise zog sie sich eine Erkältung zu, die den Keim einer langsamen und schrecklichen Krankheit bildete. Sie starb in Paris den 12. November 1868, tief betrauert von allen die sie gekannt.

Ihre Schwester Pauline Bloch-Pereyra widmet sich noch jetzt literarischen Arbeiten, welche meist in der Zeitschrift ihres Vaters erscheinen.

Italieniſche Schriftſtellerinnen.

Noch weniger ſchriftſtelleriſche Jüdinnen als in Frankreich haben wir in Italien zu nennen.

Eine der bedeutendſten, wenn nicht die bedeutendſte italieniſche Dichterin der Gegenwart iſt:

Eugenia Pavia Gentilomo Fortis,

wie ſie ſich mit ihrem vollen Namen zu zeichnen pflegt.

Eugenia iſt die Tochter des reichen Juweliers Salomon Pavia und wurde in Mailand den 4. Januar 1822 geboren. Früh ſchon zeigte ſie einen ungewöhnlichen Geiſt, der durch eine wiſſenſchaftliche, von Männern wie Egydio de Magri und Giuſeppe Sacchi geleitete Erziehung ſich auf das vortheilhafteſte entfaltete. Ihren Vater, der zum ſardiniſchen Hofjuwelier ernannt wurde, begleitete ſie öfters auf ſeinen Geſchäftsreiſen in Italien und der franzöſiſchen Schweiz. Bei einem Beſuche Venedigs lernte ſie G. Gentilomo kennen, mit dem ſie ſich 1839 im Alter von ſiebzehn Jahren ehelich verband. In die Zeit ihres Aufenthalts in Venedig fällt auch ihre Bekanntſchaft mit Luigi Carrer, welcher auf ihre poetiſche Geiſtesrichtung nicht ohne Einfluß blieb. Noch hatte ſie nichts von ihren Poeſien veröffentlicht, als aber der Tod ihr im März 1844 den Gatten entriß, faßte ſie den Ent-

schluß, das in glücklichern Jahren begonnene Gedicht „Nicaule" zu vollenden und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diese mit einer Vorrede des Rabbiners Abraham Lattes in Venedig versehene, in versi sciolti verfaßte Dichtung hat den Besuch der Königin von Saba bei Salomon zum Gegenstand und gehört zu den lieblichsten Producten der modernen italienischen Poesie. Mit ihr zugleich erschienen mehrere biblische Idyllen, als: „Rebekka", „Der Tod Jakob's", ferner Psalmen David's in Sistinen sowie heilige Gesänge und hebräische Dichtungen aus dem elften und zwölften Jahrhundert. Eine Sammlung ihrer Dichtungen, den Manen Carrer's gewidmet, erschien unter dem Titel „Nuovi Poesie" im Jahre 1857 (Venedig). Eugenia schmückt mit ihren Arbeiten die beliebtesten Journale und Almanache Italiens, und verstorbene wie lebende Dichter und Gelehrte, wie Grossi, Paravia, der gelehrte Orientalist Bianchetti, Montonari, der Uebersetzer Schiller's, haben in Wort und Schrift die geistreiche Pavia gefeiert. Das „Ateneo di Venezia" ernannte sie — die erste Dame, der diese Ehre erwiesen wurde — im Jahre 1856 zum correspondirenden Mitgliede. Nach dem gegen Ende desselben Jahres erfolgten Tode ihres Vaters legte sie den Witwenschleier, den sie zwölf Jahre getragen hatte, ab; sie vermählte sich mit dem als Dramatiker und Schriftsteller seines Fachs bekannten Advocaten Leone Fortis in Venedig und lebt dort zugleich ihrem häuslichen Glück und der Wissenschaft.

Eine gewisse Berühmtheit in der italienischen Literatur erlangte

Ermina Fuá.

Sie wurde den 5. October 1834 in Rovigo geboren und war die Tochter wohlhabender Aeltern, welche im Jahre 1835 nach Padua übersiedelten und sich daselbst bleibend niederließen.. Früh zeigte Ermina dichterische Begabung, und

schon in ihrem zwölften Jahre schrieb sie kleine Poesien, welche ungewöhnliches Talent verriethen. Die Ereignisse des Jahres 1848 gaben ihren Arbeiten eine bestimmte Richtung: dieselben trugen sämmtlich ein rein nationales Gepräge. Nun erst fing sie an, ernste Studien zu betreiben, namentlich machte sie sich mit der italienischen Literatur vertraut, und im Verkehr mit der Brenzoni, mit Männern wie Maffei, Fusinato und andern ward ihr mannichfache geistige Anregung. Im Jahre 1852 veröffentlichte sie „Versi i fiori" (Padua), eine Sammlung lyrischer Dichtungen, welche ebenso wie ihre in den bekanntesten Unterhaltungsblättern und Almanachen Italiens erschienenen einzelnen Gedichte allgemeines Aufsehen erregte. Der genannte satirische Dichter Fusinato übte einen so überwältigenden Eindruck auf das excentrische Mädchen, daß sie um jeden Preis seine Gattin werden wollte; aus Liebe zu ihm hätte sie sich auch zum Islam bekannt. Im Jahre 1856 wurde sie seine Braut, und um ihn heirathen zu können, schied sie ein Jahr später zum tiefen Gram der Ihrigen aus dem Judenthum. Sie lebte einige Zeit in Venedig, dann, mit ihrem Manne von dort exilirt, in Castelfranco, später in Padua, bis sie, von den Verhältnissen gedrängt, die Leitung einer höhern Töchterschule in Rom übernahm, und starb hier 30. September 1876.

Von geringerer Bedeutung sind die literarischen Leistungen der **Flora S. C. Randegger-Friedenberg** aus Triest. Als die Tochter des Rabbiners M. Randegger erhielt sie eine sehr sorgfältige Erziehung, sodaß sie das Examen als Lehrerin ablegen konnte. In guten Verhältnissen aufgewachsen, ging sie trotz wohlgemeinter Warnung eine unglückliche Ehe ein und gerieth alsbald, eine zweite Karschin, in die drückendste Armuth. Um ihre Lage zu verbessern nnd ihre Kenntnisse zu verwerthen, machte sie literarische Versuche. So schrieb sie im Jahre 1853 einen Commentar zur Peßach-Hagadah, wofür sie von Rachel Morpurgo besungen wurde, und gab

im folgenden Jahre einen Kalender heraus. Theils dem Drange ihres Herzens folgend, theis in der Hoffnung, daß sich ihr in dem Gelobten Lande ein ihren Fähigkeiten angemessener Wirkungskreis bieten würde, entschloß sie sich, arm und elend wie sie war, zu einer Reise nach Palästina. Nachdem sie in Jerusalem kurze Zeit eine Schule geleitet hatte, kehrte sie nach Triest zurück und beschrieb ihre auf der Reise gehabten Erlebnisse. Das Buch, welches unter dem Titel „Un Po' di Tutto" 1869 erschien, enthält außer der Reisebeschreibung einige Psalmen in freier italienischer Uebersetzung, mehrere eigene und fremde Poesien und eine Novelle „Gianetta". Flora Randegger übersetzte auch das Buch Josua ins Italienische und trug sich in neuester Zeit mit dem absonderlichen Plane, auf dem Wege der Subscription die Mittel zur Gründung einer weiblichen Agriculturschule zusammenzubringen. Sie lebt gegenwärtig in Venedig.

Als Verfasserin von Kinder-Komödien und Jugendschriften ist noch bemerkenswerth: **Carolina Coen-Luzzatto**, geborene Sabbadini, welche 1838 in Triest geboren wurde und seit 1856 in Görz lebt. Sie schrieb drei Bändchen „Biblioteca dei fanciulli" (Jugendbibliothek), mehrere Kinder-Komödien wie „Gli adolescenti sulle scene", „Giacomo Leopardi", „Pietro da Cortona" und verschiedene Abhandlungen über Erziehung.

Schriftstellerisch thätig ist auch **Sophie Weill-Schott** aus Venedig, die Gattin des Demokraten Enrico Guastalla, der an seines Freundes Garibaldi Seite tapfer kämpfte und später als Abgeordneter für Varese in die italienische Kammer trat.

Holländiſche Schriftſtellerinnen.

Glückliche literariſche Verſuche machten in neuerer Zeit zwei liebenswürdige und begabte Holländerinnen, die Geſchwiſter

Eſtella und Maria Hertzveld,

Enkelinnen des ehemaligen Oberrabbiners H. J. Hertzveld zu Zwolle.

Als Töchter eines talentvollen Mannes, der im holländiſchen Miniſterium angeſtellt iſt, erhielten ſie eine ſehr ſorgfältige Erziehung, deren Reſultate ſich bald in ihren eigenen Arbeiten zeigten. Sie lieferten viele Beiträge zu Zeitſchriften und Sammelwerken und waren namentlich gern geſehene regelmäßige Mitarbeiterinnen an den von de Pinto herausgegebenen „Niederländiſch-iſraelitiſchen Jahrbüchern".

Eſtella, die Aeltere, gegen 1840 geboren, ſeit mehrern Jahren mit einem Herrn Jacab Hyman in Arnheim verheirathet, iſt eine gewandte Dichterin. Sie überſetzte mehrere fremde Dichtungen, unter andern Philippſon's Oratorium „Moſes auf Nebo", ins Holländiſche und gab eigene Poeſien heraus, in denen ſie mit Vorliebe jüdiſche Stoffe behandelte. Zu ihren beſten Arbeiten gehören „Abram", eine reizende Dichtung voller Schwung, „Moſes der Hirt", „Der Zug der

Israeliten durch das Rothe Meer", „Sandalphon". Von ihr wurden auch die Gebete und Gesänge zur Einweihung des neuen Schulgebäudes im Haag und der neuen Synagoge in Hardenberg verfaßt.

Ihre jüngere Schwester, Maria, die Gattin des Advocaten G. Belinfante im Haag, wandte sich mehr der erzählenden Dichtung zu; sie übersetzte „Die Diamanteninsel" von Charlotte Montefiore ins Holländische und schrieb einige selbständige Erzählungen, wie „Die Tempelweihe Salomon's", „R. Ismael ben Elisa, ein jüdischer Märtyrer".

Es ist zu bedauern, daß die beiden Hertzveld, welche durch ihre literarischen Leistungen die Aufmerksamkeit der Gräfin Dora d'Istria auf sich gezogen und unter ihren holländischen Glaubensgenossen viel Anerkennung gefunden haben, in der Gegenwart fast ganz verstummt sind. Von Estella erscheint noch hin und wieder ein kleiner poetischer Erguß.

Eine ungarische Schriftstellerin.

Auch Ungarn, wo die Landessprache sich erst seit kaum anderthalb Jahrzehnten wieder allgemeinerer Pflege erfreut, besitzt eine jüdische Schriftstellerin in der früh verstorbenen

Anna Angyal (Engel).

In Veßprim im Jahre 1848 geboren, besuchte sie die israelitische Gemeindeschule ihres Geburtsorts, und später die in Hod-Mezö-Vásárhely, an der ihr Vater als Lehrer wirkte. Unter seiner Anleitung setzte sie mit rastlosem Fleiße ihre Studien fort, sodaß sie sich früh ein nicht alltägliches Maß von Sprachkenntnissen und sonstigem Wissen aneignete. In der ungarischen Literatur schon in ihrem vierzehnten Jahre heimisch und auch mit der deutschen und französischen vertraut, trat sie bereits in ihrem sechzehnten Jahre als Schriftstellerin auf. Ihr erster Versuch war eine Novelle, welche unter dem Titel „Erlebnisse einer ungarischen Familie" in der Zeitschrift „Szegedi Hirado" erschien. Dieser folgte ein Jahr später im „Magyar Israelita" eine zweite: „Die Vorurtheile", in der sie die Zustände der Juden in Ungarn schilderte. Im Jahre 1868 erschien ihr einbändiger Roman „Jlonka és Elemér", dessen scharf gezeichnete Charaktere und anziehende Episoden die Prachtblätter der Geschichte Siebenbürgens zum

Hintergrunde haben. Nach Vollendung dieses Romans, der sich mehr durch Anmuth der Form als durch geniale Composition auszeichnet, nahm sie in Pest eine Gouvernantenstelle an, welche ihr die Muße gewährte, außer mehrern Gedichten auch ihre Selbstbiographie zu schreiben. Der bald darauf erfolgte Tod ihrer Mutter erschütterte aber die ohnehin schwächliche Anna so tief, daß sie volle drei Jahre zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig war. Wol machte sie später noch mehrmals Versuche, die ihr liebgewordene literarische Beschäftigung wieder aufzunehmen und durch sie die verlorene Seelenruhe wieder zu gewinnen, doch wollte ihr nichts mehr recht gelingen: im Alter von kaum sechsundzwanzig Jahren erlag sie im Herbste 1874 ihrem Leiden.

Amerikaniſche Schriftſtellerinnen.

In keinem Lande der Welt nehmen die Frauen in ſocialer und wiſſenſchaftlicher Beziehung eine ſo hervorragende Stellung ein wie in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Es gibt in Amerika nicht weniger als ſiebzig Dichterinnen und wenigſtens ebenſo viele Novellen- und Romanſchriftſtellerinnen. In dem Erziehungsweſen ſpielen Frauen als Lehrerinnen auch der männlichen Jugend eine wichtige Rolle, und in den gelehrten Geſellſchaften nehmen ſie an wiſſenſchaftlichen Fragen den lebhafteſten Antheil. Schriften über Aſtronomie, Botanik, Mineralogie, Dogmatik und Geſchichte wurden von amerikaniſchen Frauen verfaßt, und eine Amerikanerin, Hannah Adams aus Boſton, ſchrieb bereits vor ſechzig Jahren eine, heute freilich werthloſe „Geſchichte der Juden von der Zerſtörung Jeruſalems an bis auf unſere Zeit".

Wie überall wurden auch in der Neuen Welt die jüdiſchen Frauen von der allgemeinen Strömung mit fortgeriſſen, und wie die Erziehung der weiblichen Jugend im allgemeinen auch immer beſchaffen ſein mag, auch hier findet ſich ein ſchöner Kranz jüdiſcher Dichterinnen und Schriftſtellerinnen.

Eine wegen ihres Geiſtes und ihrer Bildung bekannte und gefeierte Dame war die vor ungefähr funfzehn Jahren

verstorbene Miß **Rebekka Graty**. Sie galt als die Rahel Philadelphias. Ihr Salon war der Sammelplatz der berühmtesten Männer Amerikas, und einer der geistreichsten amerikanischen Schriftsteller, Washington Irving, gehörte zu ihren vertrauten Freunden, sodaß er um ihre Hand anzuhalten sich entschloß; in ihrer Treue zum väterlichen Glauben wies sie jedoch diesen wie jeden andern Heirathsantrag, der ihr von christlichen Gelehrten und Staasmämmern gestellt wurde, ab und blieb unvermählt. Diese liebenswürdige Rebekka soll Walter Scott, der Irving's Bekanntschaft machte, als er den Plan seines Romans „Ivanhoe" entwarf, nach den Schilderungen Irving's in der Rebekka des Romans verewigt haben.

Eine der Miß Rebekka Graty an Geist und Wissen ähnliche Dame lebt, bereits alt und von der Welt zurückgezogen, in Charleston (Süd-Carolina): **Peninah Moïse**, eine Dichterin von ungewöhnlicher Begabung. Außer vielen Beiträgen in Zeitschriften erschien von ihr ein Band „Hymnen", welche sie für die jüdische Reform-Gemeinde Beth Elohim dichtete.

Religiöse Gedichte und Hymnen lieferten auch Mrs. **P. M. Cohen** und Miß **Carolina Harby**, beide aus Charleston; erstere starb im Jahre 1874, letztere, eine Schwester des Lehrers Isaac Harby, welche auch mit den classischen Sprachen vertraut war, verschied zu Anfang des Jahres 1877 in Sumter (Süd-Carolina).

Weniger bekannt ist Miß **Manahan**, welche mehrere Aufsätze in Zeitschriften veröffentlichte und vor mehrern Jahren das Zeitliche segnete.

Von poetischem Talent zeugen die im „Israelite" erschienenen Gedichte der **Rebekka Levy** aus Charleston, welche gegenwärtig in Augusta (Georgia) lebt.

Eine Dame von ausgebreitetem Wissen war die im Januar 1877 im Alter von 84 Jahren in New-Orleans verstorbene Mrs. **Joseph Hart** aus Barbadoes (Britisch West-

indien), deren poetische und prosaische Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften mit der Unterschrift „Eine Mutter in Israel" erschienen. Eine Mrs. **Hart** soll seit September 1875 den literarischen Theil der in New-York erscheinenden Zeitschrift „Hebrew Leader" redigiren.

Zu den besten amerikanischen Dichterinnen der Gegenwart werden von der unparteiischen Kritik gerechnet: Emma Lazarus und Rebekka Hyneman.

Emma Lazarus, geboren in New-York, genial und originell, veröffentlichte im jugendlichen Alter im Jahre 1866 einen Band „Poesien und poetische Uebersetzungen", welche Anerkennung und Bewunderung fanden. Im Jahre 1870 erschienen „Neue Dichtungen" und ihr Gedicht „Admetus", das ihr den ersten Rang unter den amerikanischen Dichtern zuwies. 1874 ließ sie eine Schrift in Prosa „Alida, eine Episode aus Goethe's Leben" folgen. Außerdem schrieb die vielversprechende, mit der deutschen und französischen Literatur vertraute Dame verschiedene Dichtungen für Lippincott's „Magazin" und andere Journale.

Rebekka Hyneman aus Philadelphia machte sich früh bemerkbar durch ihre im „Occident" und in andern Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten, besonders aber durch die unter dem Titel „The Leper" (Der Aussätzige) erschienene, eigene Poesien enthaltende Schrift. Später veröffentlichte sie Uebersetzungen aus dem Deutschen und Französischen. Sie starb in der Blüte ihres Lebens den 25. September 1875.

Als pädagogische Schriftstellerin zeichnet sich aus **Emma Mordecai** aus Richmond (Virginia), jetzt in Nord-Carolina. Eine schüchterne Natur, konnte sie sich nur schwer entschließen, mit ihren literarischen Producten an die Oeffentlichkeit zu treten; sie schrieb Aufsätze für den „Occident", der lange Zeit unter der Redaction Isaac Leeser's erschien, und später als Oberaufseherin der Religionsschule der israelitischen Gemeinde Beth-Schalom in Richmond einen „Teacher's Guide" (Leitfaden für den Unterricht).

Eine bekannte Schriftstellerin in New-Orleans ist **Alice Dalsheimer**, welche der von Rev. Henry S. Jacobs in der Gemeinde Nephutot Jehuda in New-Orleans gegründeten jüdischen Mädchenschule als Directrice vorsteht. In mehreren Journalen ließ sie poetische und prosaische Arbeiten unter dem Pseudonym Salvia Dale erscheinen.

Von der Natur reich begabt ist **Ella Levy**. Auf den Pflanzungen ihres Vaters in Jamaica (Westindien) erzogen ohne jeden andern Unterricht als den, welchen sie von ihrer Mutter empfing, entwickelte sich ihr Geist gleichsam von selbst. Ella Levy, auch eine Virtuosin auf dem Klavier, veröffentlichte, theils unter dem Zeichen Ella Lee, mehrere Novellen, in denen sie mit Vorliebe jüdische Charaktere schildert.

Von der noch sehr jungen **Mary Cohen** in Philadelphia erschienen außer einigen kleinern Arbeiten jüngst in der Zeitschrift „Jewish Record" die Reisebriefe ihres Vaters, unter dem Pseudonym Cornelia, unter welchem Namen auch eine andere jüdische Dame in amerikanischen Journalen zu schreiben pflegt.

Neuere hebräische Schriftstellerinnen.

Mit der wachsenden Theilnahme der Juden an dem Culturleben und mit der Verbreitung der vaterländischen Sprachen nahm die Pflege der altehrwürdigen hebräischen Sprache unter den Juden immer mehr ab, sodaß sie jetzt fast nur noch Gelehrtensprache ist. Nichtsdestoweniger finden sich auch in neuerer Zeit mehrere jüdische Frauen, welche die hebräische Sprache meisterhaft handhaben, in ihr dichten und ihre innern Herzensempfindungen wiedergeben.

Eine geniale Vertreterin des zarten Geschlechts auf dem Gebiete der hebräischen Poesie, ein Phänomen am Horizonte der jüdischen Literatur, ist

Rachel Morpurgo.

Sie wurde als die Tochter des Benetto und der Benetta Luzzatto den 8. April 1790 in Triest geboren. Ein leuchtendes Vorbild fand sie in der ältern Schwester ihrer Mutter, der zeitlebens unvermählt gebliebenen Consola Luzzatto, welche, wie ihr Neffe der gelehrte paduaner Professor S. D. Luzzatto von ihr rühmt, nicht nur in weiblichen Arbeiten tüchtig, sondern auch in der jüdischen Wissenschaft, worin sie von ihrem Vater unterrichtet wurde, weit vorgeschritten war und sogar Talmud verstand. Dieser Tante,

welche die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens weder gehen noch aufrecht sitzen konnte und zuletzt so verkrümmt war, daß sie das Antlitz nur eine Elle über der Erde trug — sie starb im Alter von fünfundsechzig Jahren im Januar 1806 — eiferte Rachel in ihrem Wissensdrange nach.

Bei ihrem Oheim David Luzzatto, der als Drechsler Kunstvolles leistete, lernte sie die Drechslerei, wie später auch das Schneiderhandwerk; bei diesem genialen Manne, welcher daneben auch einige Zeit die Stelle eines Lehrers bekleidete, studirte sie die jüdische Wissenschaft und brachte es darin so weit, daß sie die ganze Bibel im Urtext lesen konnte. Sie machte sich auch mit den Commentaren, namentlich dem Raschi's vertraut, las mit Vorliebe das Moralwerk des Spaniers Bechai (Bahie): „Die Herzenspflichten", und das bekannte, fälschlich dem Isaak Aboab zugeschriebene „Menorat Hamaor". Von ihrem vierzehnten bis sechzehnten Jahre lag sie unter der Leitung eines wackern Lehrers auch dem Studium des Talmud ob. In der nicht unbedeutenden Bibliothek ihres Bruders fand ihr lebendiger Geist stets neue Nahrung. Einst ersuchte sie ihren Vetter, den erwähnten Professor Luzzatto in Padua, ihr das aramäisch geschriebene kabbalistische Werk „Sohar" zu verschaffen. Er trieb bald ein Exemplar auf und brachte es ihr. Sie erstattete ihm den Kaufpreis und sprach sodann: „Und was könnte ich dir bieten, um dir deine Mühe zu vergelten?" „Nicht fordere ich mehr", erwiderte Luzzatto, „als daß du nicht das Geringste glaubst von all dem, was in diesem Buche steht." „Du hast gar Schweres gefordert!" antwortete sie hierauf mit den Worten, welche der Prophet Elias zu seinem Jünger Elisa gesprochen hat.

Rachel wurde ihres reichen Wissens wegen als ein Wunderkind angestaunt und war eine viel umworbene Jungfrau; allein sie wies die glänzendsten Heirathsanträge ab und erklärte endlich ihrer Mutter, daß sie bereits seit mehrern Jahren mit einem jungen Manne aus Görz versprochen sei,

von dem sie auch nicht lassen würde. Mit schwerem Herzen willigte die Mutter ein, und so fand Freitag den 5. März 1819 ihre Vermählung mit Jacob Morpurgo, einem an Geist, Bildung und Charakter ihr weit nachstehenden Manne statt. Ihre Ehe war keine glückliche; die treffliche, wahrhaft fromme Frau litt, trotzdem ihr Gatte in geordneten Vermögensverhältnissen lebte, oft drückenden Mangel. Ruhe und Erheiterung bereitete ihr die Wissenschaft und zumal die hebräische Poesie. Ihre verschiedenen Arbeiten: Sonette, Episteln und Gelegenheitsgedichte, deren viele in Zeitschriften veröffentlicht wurden, zeichnen sich durch Reinheit der Sprache, Gefühl und Innigkeit aus. Ihr umfassendes Wissen und ihre seltene Religiosität flößten selbst gewiegten Talmudisten Respect ein. Die Correspondenz, welche sie mit Gelehrten unterhielt, führte sie meistens in hebräischer, auch wol in aramäischer Sprache. Im reifern Alter hegte sie den sehnlichen Wunsch, nach Jerusalem zu pilgern, und im Jahre 1855 erbat sie sich von Moses und Judith Montefiore die Erlaubniß, sie auf ihrer Reise nach der heiligen Stadt begleiten zu dürfen. Ihr Wunsch blieb unerfüllt. Von vielen verehrt, schied sie den 23. August 1871 in Triest aus dem Leben. Im Besitz ihrer Söhne befinden sich noch viele ihrer Arbeiten, welche wol nie an die Oeffentlichkeit treten werden.

Zu den gelehrten Freundinnen Rachel Morpurgo's gehören: ihre Verwandte **Tamar Luzzatto**, die 1851 verstorbene Gattin des durch sein „Biographisches Wörterbuch" und seine reiche Handschriftensammlung bekannten Oberrabbiners M. S. Ghirondi in Padua, auf deren Tod Rachel eine tiefergreifende Elegie verfaßte, und **Debora Ephrosi**, welcher sie in ihrer Bescheidenheit den Vorrang einräumte und ein Lobgedicht gewidmet hat.

Den genannten Italienerinnen würdig zur Seite steht die Oesterreicherin

Jetty (Jenta) Wohllerner

in Lemberg. Die Schulbildung dieser Frau war eine sehr mangelhafte. Ihr Vater, Michael Kehlmann, begnügte sich damit, daß seine Tochter die drei Klassen der deutschen Volksschule „privat machte", d. h. etwas Schreiben, Lesen und Rechnen lernte, und sich dann einer öffentlichen Prüfung im Kreisamt unterzog, wie sie für Bräute erforderlich war. Es wurde nämlich in jener Zeit keinem jüdischen Mädchen die Herathsbewilligung ertheilt, wenn sie sich nicht mit einem kreisamtlichen Zeugnisse über die Kenntniß deutscher Lehrgegenstände und „etwas Religion" ausweisen konnte. Jetty legte schon in ihrem achten Lebensjahre die Prüfung ab, beschloß ihre Studien und — trat ins Geschäft ein. Anfangs blos eine gute Copirmaschine, versuchte sie sich bald in der kaufmännischen Correspondenz und in der Buchführung und brachte es besonders im Rechnen zu großer Fertigkeit. Wozu brauchte sie noch zu lernen! Als ihr Bruder eines Lehrers bedurfte, nahm sie an dem ihm ertheilten Unterricht im Hebräischen theil, wenn ein bloßes Zuhören theilnehmen genannt werden darf. Sie faßte aber eine solche Vorliebe zu der hebräischen Sprache, daß sie namentlich an Sabbat- und Festtagen den Pentateuch zur Hand nahm und den hebräischen Text mit der Mendelssohn'schen Uebersetzung studirte. Eines Tages machte ihr Vater sie auf einige hebräische Briefe einer christlichen Dame, der Anna Maria Schurman aufmerksam. Beim Durchlesen derselben war sie wie von einem elektrischen Funken durchzuckt und rief in Ekstase aus: „Welche Schande für jüdische Mädchen! Ich muß es versuchen, den Vorwurf abzuwälzen!" Der Zufall begünstigte sie. Ein junger Pole, der damals in Lemberg studirte, der spätere Arzt Goldschmied aus Horuwszow, unterrichtete sie im Hebräischen: er las mit ihr „Die Mosaïde" von Wessely, das allegorische Drama „Ruhm den Tugendhaften" von Moses Luzzatto, und anderes. Da der Lehrer

in dem jungen Mädchen schriftstellerisches Talent entdeckte, hielt er sie auch zu Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Hebräische an. Doch bald verließ Goldschmied die lemberger Universität. Jetty, welche in ihrem Eifer und in ihrer Liebe zu dem Studium nicht erkaltete, setzte nun ihre Arbeiten ohne Hülfe eines Lehrers allein fort.

Sie war noch kaum vierzehn Jahr alt, als ihre Aeltern sie mit einem ebenso jungen Manne, L. Rosanes aus Brody, verlobten. Das junge Brautpaar eröffnete einen Briefwechsel in hebräischer Sprache, der nach dem Urtheile des gelehrten S. L. Rapoport, dessen Töchter Jugendgespielinnen Jetty's waren, für ein treues Echo des Hohenliedes gelten durfte. Dem dringenden Wunsche, diese „Liebesbriefe" der Oeffentlichkeit zu übergeben, widerstand sie aus Bescheidenheit; sie sammelte sie indeß sorgfältig und schien nicht abgeneigt, sie später, nach ihrer Vermählung, drucken zu lassen. Da starb der Geliebte kurz vor der Hochzeit! Sie fand nirgends Ruhe, niemand vermochte sie zu trösten. Der Vater ließ sie in Gesang und Musik unterrichten, in der Hoffnung, dadurch ihre Trauer zu verscheuchen; alles vergebens. Nun griff ihre bigote Mutter zu einem neuen Mittel, das ein polnischer Finsterling ihr angerathen hatte: der Tochter die Liebesbriefe zu entreißen und sie dem Feuer zu übergeben. Die Ausführung gelang. Jetty, ihres literarischen Schatzes, des theuersten Andenkens ihres innigst Geliebten beraubt, war der Verzweiflung nahe. Als die Zeit ihre Wunde geheilt, verheirathete sie sich mit Samson Wohllerner, einem sehr intelligenten Manne aus geachteter Familie, mit dem sie in glücklicher Ehe und in günstigen Verhältnissen lebte. Ihren Söhnen gab sie eine sorgfältige Erziehung: der eine ist Landesadvocat in Drohobycz, der andere k. k. Postmeister und Stationstelegraphenchef in Borislaw.

Die literarischen Leistungen dieser Frau sind um so höher anzuschlagen, als ihre Zeit fast ganz dem Geschäftsleben angehörte. Ihre in verschiedenen Zeitschriften

gedruckten hebräischen Briefe tragen das Gepräge inniger Vertrautheit mit dem Geiste des Hebraismus und zeugen von Geist und Talent. Jetty Wohllerner, jetzt eine Siebzigerin, lebt in Lemberg, tief gebeugt durch den Tod ihres Gatten und eines hoffnungsvollen Sohnes, ihre einzige Erholung in der Wissenschaft findend.

Noch mehrere Frauen und Jungfrauen, welche das Hebräische nicht allein gründlich verstehen, sondern in der hebräischen Sprache sich auch gewandt auszudrücken im Stande sind, leben in Polen und Rußland; die Namen der wenigsten von ihnen sind in die Oeffentlichkeit gedrungen. Eine der vorzüglichsten darunter ist

Mirjam (Markel) Mosessohn,

geb. Wiersbolowsky, im Jahre 1841 in einer kleinen Stadt Lithauens geboren. Ihre Aeltern — der Vater war ein unterrichteter und vermögender Kaufmann — schickten das von frühester Jugend lernbegierige Mädchen in die nach damaliger Sitte von Knaben und Mädchen gemeinschaftlich besuchte Ortsschule, wo sie Hebräisch lesen und etwas schreiben lernte, später auch auf ganz besondern Wunsch ausnahmsweise an dem nur den Knaben ertheilten Unterricht im Uebersetzen des Pentateuchs theilnehmen durfte. Sie stand im dreizehnten Jahre, da veränderten die Aeltern den Wohnsitz und zogen nach Zobolk. Hier nahm der Vater, hauptsächlich ihretwegen, einen Hauslehrer in der Person des J. L. Paradiesthal an. Voll des Lobes gedenkt sie noch heute des bei diesem Manne zwei und ein halbes Jahr lang genossenen Unterrichts, der sich nicht blos auf das Hebräische beschränkte, sondern auch deutsche und französische Sprache und Literatur umfaßte. Bis zu ihrem funfzehnten Jahre, in welcher Zeit Paradiesthal, einem Rufe nach Warschau folgend, Zobolk verließ, hatte Mirjam die ganze Heilige Schrift im Urtext mit grammatischen und sachlichen Erklärungen durchstudirt. Nunmehr war sie hinsichtlich ihrer

weitern Ausbildung auf sich selbst angewiesen; sie setzte ihre hebräischen Studien fort, las täglich die Bibel und andere hebräische Schriften, die ihr in die Hand fielen; dann suchte sie sich deutsche Dichter und Prosaiker zu verschaffen und fing allmählich an sich in Uebertragungen aus dem Deutschen ins Hebräische zu versuchen. Eine ihrer frühesten Arbeiten ist eine Uebersetzung der zuerst in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" erschienenen Erzählung Philippson's „Der Flüchtling aus Jerusalem", die aber ungedruckt blieb. Sehr großen Beifall fand ihre im Jahre 1869 erschienene Uebersetzung des bekannten Romans „Die Juden und die Kreuzfahrer" von Francolm. Sie hat es verstanden, alle Schönheiten, die das Original in so reichem Maße bietet, in einer trefflichen, von Germanismen freien hebräischen Prosa wiederzugeben.

In den jüngsten Jahren wurde die außerordentlich bescheidene Frau, welche in Zobolk verheirathet und Mutter mehrerer Kinder ist, vom Schicksal schwer heimgesucht; früher wohlhabend, hat sie jetzt mit Noth und Armuth zu kämpfen, sodaß es ihr an Muße und Lust fehlt, die Wissenschaft zu pflegen und die so glücklich betretene literarische Laufbahn weiter zu verfolgen.

Eine andere talentvolle Schriftstellerin, ebenfalls eine Polin, ist **Bertha Rabbinowicz-Kreidmann,** die Tochter früher wohlhabender Aeltern, welche eine ungewöhnliche Fertigkeit im Gebrauch des neuhebräischen Idioms erlangt hat. Ein an ihren Vater gerichtetes, in der Zeitschrift „Haschachar" (Die Morgenröthe) veröffentlichtes Schreiben zeigt ebenso hohen idealen Schwung wie häusliche Einfachheit, ein ebenso rührendes zärtliches Familienglück wie unerschütterliches Gottvertrauen. Dieser vom 4. April 1871 datirte Brief war der letzte, welchen die vielversprechende junge Frau schrieb. Mit ihrem Manne, der sich zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Wien aufhielt, lebte sie nicht glücklich. In Melan-

cholie verfallen, machte sie durch einen Sturz aus dem Fenster ihrem jungen Leben ein frühes Ende: sie starb im Alter von 22 Jahren den 16. Mai 1871 in Wien.

Weniger bekannt sind: **Lea Bramsohn**, geborene Horowitz, einer in Rußland sehr geachteten Familie angehörig, von welcher ein in seiner Art meisterhaftes Condolenzschreiben in der „Morgenröthe" abgedruckt ist; **Olga Belkind**, ein armes Mädchen, das in Petersburg die Geburtshülfe erlernte. In einem an ihre petersburger Wohlthäter gerichteten Dankschreiben legt letztere es ihren Glaubensgenossen ans Herz, jungen Mädchen oder Frauen, welche gleich ihr in irgendeiner Kunst oder Wissenschaft sich ausbilden wollen, die nöthige Unterstützung zu gewähren.

In Trier lebt eine Frau **Levy**, eine ehrenwerthe Geschäftsfrau, welche in hebräischer Sprache dichtet, aus Bescheidenheit sich aber der Oeffentlichkeit entzieht, und in Brody ein junges Mädchen, **Amalie Epstein**, die nicht allein in überraschender Weise die Bibel kennt, sondern auch Talmud studirt und in mehrern Sprachen heimisch ist.

Förderinnen der Wissenschaft.

Förderung der Wissenschaft und Unterstützung der Träger derselben galt bei den Juden von jeher als ein frommes Werk, das auch von den jüdischen Frauen stets gern und in hochherziger Weise geübt wurde. Frauen wie D. Gracia Nasi und ihre Tochter Reyna, Esther Chiera und Hendel Bassewi, welche jüdischen Gelehrten Asyl gaben oder jüdische Schriften zum Druck beförderten, haben wir bereits genannt. **Fiorita Mordechai**, die Witwe des Arztes Salomon ben Mordechai aus Modena, wird von Ahron Berachja (Verfasser des im Jahre 1626 in Mantua zum ersten male gedruckten, stark verbreiteten asketischen Werks „Maabor Jabbok", Ueber die Pflichten bei den Kranken und Todten) als gelehrte Beschützerin gerühmt, und noch so manche Frau gewährte armen Schriftstellern die Mittel, ihre Geistesproducte der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Eine begeistete Förderin der Wissenschaft und Kunst im allgemeinen wie der jüdischen Literatur im besondern ist die Freifrau **Betty von Rothschild** in Paris, die Witwe des am 15. November 1868 verstorbenen Freiherrn James von Rothschild. Schon im Jahre 1849 setzte sie einen Preis von fünftausend Francs zu Gunsten eines israelitischen Mädchens aus, das nach einer gewissen Zeit in einer öffentlichen Prü-

fung die meiste Kenntniß in der hebräischen Sprache zeigen würde. Die Preisbewerberinnen mußten Französinnen und durften nicht unter siebzehn und nicht über vierundzwanzig Jahre alt sein. Am 28. und 30. October 1853 fand in Paris vor der eigens dazu ernannten Commission, bestehend aus den Großrabbinen des Central- sowie des pariser Consistoriums und mehrern andern jüdischen Gelehrten, die Prüfung statt. Von den vier jungen Mädchen, welche um den Preis concurrirend sich zur Prüfung meldeten, mußten zwei zurückgewiesen werden, weil sie das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatten; die beiden zur Prüfung zugelassenen waren Fräulein Alexander aus Nancy und Fräulein Blum aus Straßburg. Sie übertrugen ein durch das Los bestimmtes Kapitel — Kap. 34 des Propheten Ezechiel — schriftlich aus dem Französischen zurück ins Hebräische und übersetzten, zugleich mit grammatischen Erklärungen, mehrere Kapitel aus dem Pentateuch und den Propheten sowie verschiedene Psalmen. Bei der fast gleichen Würdigkeit der beiden Bewerberinnen wurde der ausgesetzte Preis von der Commission getheilt: Fräulein Alexander erhielt 2700, Fräulein Blum 2300 Francs.

Ein schönes Denkmal setzte sich Frau Betty von Rothschild auch durch die Herausgabe des von dem berühmten Akademiker Salomon Munk neubearbeiteten „More Nebuchim" von Moses Maimuni. Dieses monumentale Werk, den correcten arabischen Text, die hebräische Uebersetzung und zahlreiche erläuternde Noten umfassend, an welchem der blinde Munk dreißig Jahre gearbeitet hat, wurde auf ihre Kosten gedruckt. Und wie viele jüdische Gelehrte haben ihr ihre Schriften gewidmet!

In Frau Betty's Fußstapfen trat ihre Tochter **Bettina von Rothschild.** Dieselbe machte ihr Examen als Lehrerin und bezahlte während der ganzen Studienzeit die Studienkosten für fünf junge Mädchen, die sich zu Lehrerinnen

heranbildeten. Bettina verheirathete sich den 22. März 1876 mit dem Chef des wiener Hauses Rothschild.

Freifrau **Mathilde von Rothschild**, die Gemahlin des Freiherrn Wilhelm Karl von Rothschild, errichtete zum Andenken an ihren den 27. Juli 1874 in Wien verstorbenen Vater Anselm Salomon von Rothschild mit einem Kapital von einer Viertel Million Mark eine Stiftung zur Förderung des Kunstgewerbes, welche Jünglinge ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntniß unterstützt und ihren Sitz in Frankfurt am Main hat.

Möge das herrliche Beispiel dieser Frauen überall Nachahmung finden und hochherzige Förderinnen der Wissenschaft und Kunst allerorten erstehen lassen!

III.

Kunst.

Sängerinnen.

Im Vergleich zu dem, was die Juden in der Literatur geleistet haben, sind ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst unbedeutend. In den bildenden Künsten, in der Skulptur und Malerei, haben sie sich nie versucht, ihre Religion hielt sie davon ab. Hingegen stand die Tonkunst bei ihnen von jeher in hohem Ansehen; Gesang und Musik wurden stets von ihnen gepflegt.

Die jüdischen Frauen aller Zeiten liebten wie die meisten Orientalinnen Tanz, Gesang und Musik. Der jüdischen Sängerinnen geschieht schon in der Heiligen Schrift Erwähnung, und im Tempel zu Jerusalem stimmten Frauen in die gottesdienstlichen Chöre mit ein. In späterer Zeit vermochten selbst der Ausspruch des Talmud und der Rabbinismus, wonach der Gesang des Weibes als unkeusch verpönt ist, nicht zu verhindern, daß die Jüdinnen in Spanien und andern Ländern neben dem Tanz auch Musik und Gesang übten.

Ganz besonders in dem Lande der Poesie und der Gesangskunst, in Italien, gaben sich die Juden der Pflege der Musik und vornehmlich des Gesanges mit regem Eifer hin; sie hatten ihre eigenen Singschulen, die auch von Christen besucht wurden, und es gab jüdische Componisten und Gesanglehrer.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts, 1609, hören wir dort schon von einer berühmten jüdischen Sängerin **Rachel** in Venedig, welche aus ihrer Kunst Profession gemacht zu haben scheint und in alle Häuser der vornehmen Nobili eingeladen wurde.

Gegen Ende des genannten Jahrhunderts wurden auch bereits deutsche Fürsten und Prinzessinnen von der wunderbaren Stimme einer jüdischen Sängerin entzückt. **Brentgen Marcus**, des Marcus Isaak Tochter, deren „ungemeine Stimme" auch der Fürst von Anhalt gehört und „admiriret" hat, sollte auf Wunsch des Großen Kurfürsten nach Berlin reisen, damit sie, wie der Kurfürst im Juli 1690 an den Fürsten von Anhalt schreibt, „bey Unserer Hochgeliebten Gemahlin mit singen aufwarten und nach derselben gutfinden sich weiter in der Music üben und perfectioniren, auch Ihre habende ungemeine stimme nach der kunst und methode einrichten und employiren lerne". Es ist zu bedauern, daß uns alle Nachrichten über die weitern Schicksale dieser ersten jüdischen Hofsängerin in Deutschland fehlen.

Auch über die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts größtentheils in Berlin lebenden Sängerinnen Mademoiselle **Susmann** und Madame **Liepmann**, welche mit den Klaviervirtuosinnen Madame **Levy**, Madame **Wolff** und Madame **Boser** geb. Fließ in einer Schrift von Davidson über die bürgerliche Verbesserung der Juden vom Jahre 1798 genannt werden, erfahren wir nichts Näheres; Größen ersten Ranges waren sie sicherlich nicht.

Die erste Jüdin, welche als Sängerin die Bühne betrat und zu ihrer Zeit gefeiert wurde, ist

Karoline Stern.

Sie wurde in der Nachtigallenstadt Mainz, der auch die Schwestern Heinefetter (die übrigens nicht dem jüdischen Stamme angehörten) entsprossen, am 10. April 1800 geboren. Den ersten Unterricht erhielt sie von ihrem Vater, der als

tüchtiger Violinspieler und guter Quartettgeiger bekannt war, dann wurde sie Schülerin Heidelhof's in Mainz. Am 20. October 1816 betrat sie am Nationaltheater zu Trier als Myrrha im „Unterbrochenen Opferfest" zum ersten mal die Bühne und erzielte einen durchschlagenden Erfolg. Von Trier kam sie nach Düsseldorf, wo sie die Familie Heine kennen lernte und durch ihren Gesang den jungen Heinrich Heine so entzückte, daß er sie in folgenden Versen feierte:

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich süß ins Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen —
Ich wußte nicht, wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen;
Mir war, als sei ich noch ein Kind
Und säße still beim Lämpchenscheine
In Mutters frommen Kämmerleine
Und läse Märchen, wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

. . . . . .

Das war ein lautverworrnes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände
Und riefen „Bravo!" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief.

Dieses an die junge Karoline Stern gerichtete und „An eine Sängerin" überschriebene Gedicht Heinrich Heine's war nach den Mittheilungen seines Bruders, des russischen Staatsraths Maximilian von Heine, das erste, das von ihm durch den Druck veröffentlicht wurde. Als vor einigen Jahren die Artistisch-literarische Gesellschaft in Berlin eine Heine-Feier veranstaltete, da war auch die Dame zugegen, die zuerst den Tancred gesungen und an die Heine sein erstes Gedicht gerichtet hat: Karoline Stern. Frau von Gayette-Georgens

stellte die in matronenhafter Schönheit prangende Dame den Festgästen vor, von denen sie jubelnd begrüßt wurde.

Auf Empfehlung der Mutter Heine's kam sie, nachdem sie einige Monate in Aachen gewesen, an das Hoftheater in Stuttgart und sang dort von 1819 bis 1824 als Primadonna. Im Jahre 1825 wurde sie an das Theater ihrer Vaterstadt berufen, das sie aber bald wieder verließ, um einem Rufe nach München zu folgen, wo sie in der Rolle der Minette in der „Diebischen Elster" von Rossini Beifall erntete. In Augsburg und Würzburg setzte sie ihre Künstlerlaufbahn als erste Sängerin fort, bis sie im April 1841 gänzlich von der Bühne schied. Ihre letzte Rolle war die Donna Elvira im „Don Juan", die sie mit der gleichen Bravour wie im Jahre 1816, bei ihrem zweiten Auftreten in Trier, vortrug.

Karoline Stern, von dem kunstsinnigen Fürsten von Hohenzollern-Hechingen an den dortigen Hof berufen, rechtfertigte mit ihrer seltenen Coloratur und ihrem hinreißenden Vortrag, unterstützt von einer imposanten Gestalt, wie als Opern- so auch als Concertsängerin ihren Künstlerruhm. Am 15. März 1855 sang sie in einem Hofconcert die Cavatine aus „Tancred": das war das letzte mal daß sie öffentlich auftrat. Ihre schönsten Triumphe feierte sie als Rosine im „Barbier von Sevilla", Elvira im „Don Juan", Agathe im „Freischütz", Isabella in „Robert der Teufel"; fast in allen classischen Opern wurde die erste Partie gesanglich und dramatisch wirkungsvoll von ihr zur Darstellung gebracht.

Mit besonderer Sorgfalt widmete sie sich der Erziehung und künstlerischen Ausbildung ihres Sohnes Julius, der schon mit vierzehn Jahren bei der ersten Violine am Theaterorchester in Würzburg angestellt war und später unter der Leitung des berühmten Violinvirtuosen Ernst seine künstlerische Bildung vollendete. Diesem genialen Schüler schenkte Ernst zum Andenken seine Violine, welcher er nun als Concertmeister in Berlin Töne entlockt, die von kunstsinnigen Hörern bewundert werden. Bei diesem ihrem Sohne lebt

die Mutter in geistiger und körperlicher Frische. Rühmend muß erwähnt werden, daß die gefeierte Künstlerin den vielen Verlockungen, die Religion ihrer Väter zu verlassen, nie Gehör schenkte; sie und ihr Haus blieben dem Judenthum treu; sie nahm nie Anstand, sich öffentlich als Jüdin zu bekennen.

In den ersten Decennien des Jahrhunderts glänzte bei den wiener Hofconcerten oder bei der Aufführung großer Oratorien als ausgezeichnete Altistin die damals in erster Mädchenblüte stehende **Sophie** Edle von **Wertheimstein**, später verehelichte **Jaques**. Zur Zeit des Wiener Congresses sang sie im Rittersaal der Hofburg und erhielt vom Kaiser Franz ein prachtvolles Silber-Service zum Geschenk. Sie war auch eine eminente Klavierspielerin, bevorzugte Schülerin Hummel's, dabei das Muster einer trefflichen Gattin und Mutter. Sie starb den 10. September 1877.

Eine in Form und Wesen edle Erscheinung ist die talentvolle Sängerin

Karoline Gomperz-Bettelheim,

geboren den 1. Juni 1845 in Pest. Sie genoß ihre künstlerische Ausbildung in Wien, wo die Aeltern, als sie kaum ein Jahr alt war, ihren Wohnsitz genommen hatten. Von Karl Goldmark, dem verdienstvollen Componisten der „Königin von Saba", erhielt sie Klavierunterricht und machte darin so glänzende Fortschritte, daß sie als Kind von acht Jahren ihrem Lehrer öffentlich eine Violin-Pièce accompagniren konnte. Da sich früh eine herrliche Contrealtstimme von ungewöhnlicher Schönheit und Größe bei ihr zeigte, so wurde sie dem noch gegenwärtig in Wien thätigen Gesanglehrer Laufer zur weitern Ausbildung übergeben.

Am 13. Januar 1860 trat sie in einem von Goldmark

veranstalteten Compositions-Concerte zum ersten male als Pianistin vor die Oeffentlichkeit, und schon in diesem jugendlichen Alter sprach sich in ihrem Spiele eine kräftige und höchst eigenartige Persönlichkeit aus, sodaß sie allgemeines Interesse erregte. Wenige Monate später, den 13. Mai 1860, betrat sie mit der kleinen, aber gefährlichen Rolle der Priesterin in der Gluck'schen „Iphigenia" die Bühne des k. k. Hofoperntheaters in Wien und trug einen ersten glänzenden Erfolg davon. Der rührende tiefdunkle Timbre dieser thaufrischen jugendlichen Stimme war herzbezwingend. Sie hatte sich mit Einem Schlage ihre Position geschaffen und rückte nun rasch in das erste Rollenfach vor, um es dauernd und ruhmvoll von 1860 bis 1867 zu behaupten. Ein kräftiges Naturell von fast männlicher Energie, lebhaft gestaltende Phantasie, ein reiches und tiefes Gemüth voll Innerlichkeit, gründliche musikalische Bildung, ihre anmuthige Erscheinung und ihre große schauspielerische Begabung befähigten sie zur Darstellung scharf ausgeprägter Charaktere, wie Selika in der „Afrikanerin", deren erste und noch unübertroffene Repräsentantin sie in Wien war, Fides im „Propheten", Acuzena im „Trovatore". Vermöge ihrer schauspielerischen Leistung verstand sie aber auch aus scheinbar kleinen Rollen, wie die Marquise in der „Regimentstochter", Barbara im „Schwarzen Domino" und Frau Fluth in den „Lustigen Weibern von Windsor", wahre Cabinetsstücke zu machen. Ebenso ist sie gleich ausgezeichnet im Liede wie im Oratorium; beide weiß sie stil- und seelenvoll zu gestalten.

Auf ihrer kurzen Künstlerlaufbahn pflückte sie immer neue Lorbern. Am 25. December 1863 trat sie in einem der berühmten Gewandhaus-Concerte in Leipzig und zwei Tage später in den dortigen Kammermusikabenden als Klavierspielerin auf. In Bremen wirkte sie im Verein mit Frau Clara Schumann in einem großen Concert. Wir schweigen von ihren Gastspielen in Breslau, Frankfurt a. Main, Graz und nadern Städten, von ihrer Mitwirkung bei den großen

Musikfesten in Braunschweig, Hamburg, Aachen und bei mehrern der Gesellschaft der Freunde in Wien: immer und überall und ganz besonders in London, wo sie in drei aufeinander folgenden Jahren an der großen italienischen Oper sang, feierte sie große Triumphe.

Fräulein Karoline Bettelheim, längst der Liebling des wiener Publikums und des österreichischen Hofes, namentlich der Erzherzogin Sophie, wurde zu mehrern Hofconcerten geladen und erhielt alsbald den Titel einer k. k. Kammersängerin. Am 14. Juli 1867 trat sie von der Bühne zurück und vermählte sich mit dem in allen nationalökonomischen Fragen in vorderster Reihe stehenden Reichstags-Abgeordneten und Präsidenten der Brünner Handelskammer Julius Gomperz in Brünn. Seitdem steht ihre Kunst nur noch im Dienste der Wohlthätigkeit. Die alljährlich in Brünn und Wien veranstalteten großen Concerte zu Gunsten wohlthätiger Anstalten sind ein beredtes Zeichen ihrer edeln Gesinnung, wie sie denn auch in anderer Weise von dem Rechte einer bevorzugten Lebensstellung zum Segen der Armen den schönsten Gebrauch macht.

Vorläuferin der später so berühmt gewordenen Schwesternpaare Milanollo und Ferni ist

Eleonora Neumann,

die Tochter eines Zahnarztes, welche im Jahre 1819 zu Lissa (Litauen) geboren wurde. Ihre musikalische Ausbildung zur Violinvirtuosin erhielt sie vermuthlich in Warschau, wo ihr Vater mehrere Jahre lebte, bis er infolge politischer Verdächtigung in der Mitte der dreißiger Jahre sich genöthigt sah, den Wanderstab zu ergreifen. Die kunstbegabte Tochter wurde nun die Ernährerin der flüchtigen Familie. Im März 1838 kam sie nach Mailand, wo sie einige Concerte gab. Das Erstaunen über das meisterhafte, weiblich sanfte und

doch kräftige Spiel der anspruchslosen Künstlerin war ein allgemeines. Ihre Laufbahn war jedoch nur kurz. Nachdem sie in mehrern Concerten der ansehnlichsten Städte Oberitaliens die Bewunderung der kunstverständigen Welt erregt und in Triest vielen Ruhm erworben hatte, wurde sie von einem Brustübel befallen, dem sie im Alter von 21 Jahren im Januar 1841 erlag.

Als talentvolle Künstlerinnen treten uns entgegen die drei Töchter des Obercantors M. Eichberg in Stuttgart:

Pauline, Bertha und Julie Eichberg.

Pauline, die älteste, geboren den 22. April 1839, zeigte schon früh eine ungewöhnliche musikalische Begabung. Als Meyerbeer das dreizehnjährige junge Mädchen spielen hörte, empfahl er sie dem Professor Moscheles zur Aufnahme in das Conservatorium zu Leipzig. Dort bildete sie sich während eines dreijährigen Aufenthalts zu einer ausgezeichneten Pianistin aus. Ihr graziöses Spiel, ihre glänzende Technik, der feine Geschmack in ihrem Vortrage und ihr eminentes musikalisches Gedächtniß begeisterte die Zuhörer, so oft sie in Concerten auftrat. Pauline hatte sich auch ein tüchtiges Wissen angeeignet; sie sprach und schrieb Französisch, Englisch und Italienisch, als ob sie in jenen Ländern gelebt hätte, sie trieb Naturwissenschaften und war in der poetischen Literatur nicht fremd. Im Jahre 1859 entschloß sie sich, nach Amerika zu gehen und dort ihr Glück zu versuchen; sie blieb zunächst in New-York, wo sie bald eine beliebte Klavierlehrerin wurde. Im Jahre 1862 ging sie die Ehe ein mit einem wohlhabenden Kaufmann in Baltimore. Hier gab sie jedes Jahr Wohlthätigkeitsconcerte, deren Ertrag sie zur Gründung von Waisen- und Asylhäusern und ähnlichen Anstalten bestimmte. Sie starb, kaum 35 Jahr alt, 1874.

Bertha, die zweite Tochter, geboren den 5. April 1844, wandte sich, noch Kind, der Harfe zu. Die ausgezeichnetsten Virtuosen der stuttgarter Hofkapelle waren ihre Lehrer, und besonders Krüger, einer der ersten Meister der Harfe, führte sie in das höhere Verständniß der Musik ein; doch das Geheimniß, die Poesie der Töne, jene wundervolle Sprache, die das Gemüth erfaßt und den Hörer zur Bewunderung hinreißt, hat ihr Kunstsinn selbst endeckt. Sie wußte schon als Kind das classische Instrument in einer Weise zu bemeistern, daß ihre Lehrer ihr das Prognostikon einer bedeutenden Künstlerlaufbahn stellten. Auf ihren bald unternommenen Reisen, in Leipzig, Bremen, Köln, Frankfurt am Main, Wiesbaden, Hamburg, Heidelberg, errang sie Palme auf Palme, und auf ihrer Reise nach Paris sah sie ihren Ruf noch erhöht. Bei allem Beifall, den sie erntete, blieb sie immer einfach, bescheiden und anspruchslos, was um so höher anzuschlagen ist, als ihre äußere Erscheinung eine glänzende war. Wenn ihre schlanke Gestalt vor der Harfe saß, war das schwarze Auge unter den schön gezeichneten Brauen und hinter den langen Wimpern bescheiden gesenkt, aber dessen künstlerische Glut vergeistigte das antike jüdische Profil, und die alabasternen Finger entlockten den Saiten entzückende Töne. Im November 1863 wurde sie durch Lachner nach München berufen; im dortigen Odeon riß ihr Spiel noch zu enthusiastischem Beifall hin. Doch schon wenige Wochen nach ihrer Ankunft in München erkrankte sie am Typhus, dem sie am 10. Febr. 1864 erlag. Der Schriftsteller Alexander Elsässer widmete der frühvollendeten Künstlerin einen seelenvollen poetischen Nachruf.

Die dritte Tochter, **Julie**, geboren den 7. März 1847, bildete sich unter Pruckner und Rauscher im Gesange aus. Ihrer Schwester nach Baltimore folgend, heirathete sie dort den Concertmeister J. Rosenwald, mit dessen Einwilligung sie auf ein Jahr nach Europa zurückkehrte, um ihre Gesangstudien fortzusetzen. Mit ihrem Gatten wieder vereint, trat

sie in Amerika zuerst als Concertsängerin auf, bis Mrs. Kelbog sie für die Oper gewann. Julie Eichberg, welche im Stande ist, in vier Sprachen zu singen, gehört heute zu den beliebtesten Opernsängerinnen der Neuen Welt.

Wie bei dem Vater der Eichberg vererbte sich auch bei andern Cantoren das musikalische Talent auf ihre Töchter. Des berühmten wiener Obercantors Sulzer Töchter sind Künstlerinnen: **Maria Sulzer**, früher Primadonna, dann Professorin an der k. k. Opernschule in Wien, und **Henriette Sulzer**, früher ebenfalls Primadonna an spanischen und italienischen Bühnen, später Directrice der Oper in Mexiko.

Mathilde Ries, die Tochter des Cantors Ries in Oettingen, lebt in Stuttgart als beliebte Künstlerin; auch ihre beiden Schwestern sind Opernsängerinnen.

Rosa Csillag (Stern), Tochter eines Cantors aus Veßprim (Ungarn), wirkte an der Hofoper in Wien und gewann als Fides im „Propheten" außerordentliche Erfolge.

Als Sängerinnen von Ruf sind noch zu nennen: **Fortunata Tedeschi**, Primadonna am Theater La Fenice in Venedig; Mlle. **Wertheimber**, die Tochter eines sehr frommen Mannes, die eine schöne Altstimme, fast Männerstimme, besaß, sich aber später vom Theater zurückgezogen hat, Mlle. **Heilbronn**, welche sich namentlich in der Oper „Il Bravo" bekannt gemacht hat; die den 1. April 1865 verstorbene **Giuditta Pasta**; Mlle. **Bloch**, welche der französischen Bühne angehört.

Schauspielerinnen.

Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des jüdischen Stammes gehört auch die Fähigkeit, sich rasch in eine ihm fremde Ideenwelt zu versetzen, seiner Subjectivität sich zu entkleiden und, wie in verschiedenen Ländern, so auch in verschiedenen Kreisen und Situationen leicht heimisch zu werden. Es ist daher nicht Zufall, daß so viele Männer und Frauen des jüdischen Stammes in Deutschland, Frankreich, überhaupt in jenen Ländern, wo die Juden, im Besitz der bürgerlichen Gleichstellung mit voller Seele den Strömungen des modernen Culturlebens folgend, auf der Bühne sich ausgezeichnet haben und noch auszeichnen.

Von den vielen jüdischen Damen, welche auf den verschiedensten großen und kleinen Bühnen in der Alten und Neuen Welt als Schauspielerinnen auftreten und, wie das bei ihnen leider so häufig der Fall ist, die Religion, in der sie geboren, bis zum Grabe verleugnen, interessiren uns hier nur die bedeutendsten. Die vorzüglichste unter allen, ja die größte Tragödin der neuern Zeit ist die **Rachel**. Zwanzig Jahre beherrschte sie unbedingt die erste Bühne der Welt, bewegte sie die Herzen von Tausenden, die bebten beim Klange ihrer Stimme und unterm Blitz ihres Auges; sie besaß eine wahrhaft dämonische Macht über die Gemüther

der Zuſchauer; Rachel, der Paris, der ganz Frankreich bewundernd zu Füßen lag, war das Kind armer heimatloſer Aeltern.

Eliſa Rachel Felix

wurde von Eſther Chaya, der aus Gerſch im Elſaß ſtammenden Ehefrau des Hauſirers Jacques Felix aus Metz, in einem Wirthshauſe des Dorfes Mumpf im ſchweizeriſchen Canton Aargau den 24. März 1820 geboren. Jacques Felix zog mit ſeiner kleinen Familie von Dorf zu Dorf, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt durch Deutſchland und die Schweiz, bis er ſich endlich in Lyon niederließ. Hier ertheilte er, des Hauſirens müde, Unterricht im Deutſchen, während ſeine Frau Nadeln, Seife, Bänder und andere Kleinigkeiten in den Häuſern verkaufte; und da der Verdienſt der Aeltern nicht hinreichte, die Familie zu ernähren, mußte Sara, das älteſte Kind, unter Guitarrenbegleitung in den Kaffeehäuſern ſingen und die kleine Rachel ſie mit ihrer zarten Stimme unterſtützen, auch wol bei den Gäſten die ſpärlichen Gaben einſammeln.

Gegen das Jahr 1830 nahm die Familie Felix ihren Wohnſitz in Paris, und auch hier ſetzten die beiden Kinder ihr muſikaliſches Gewerbe fort. Durch einen Zufall lernte Etienne Choron, der Gründer und Director der k. Schule für Kirchenmuſik, die kleine Bänkelſängerin kennen und ſchlug ihr vor, ſie in ſeiner Schule auszubilden. Doch ſehr bald erkannte Choron, daß Eliſa, wie Rachel von ihm genannt wurde, weniger für Geſang als für Declamation Talent zeige; demgemäß brachte er ſie in die von Pagnon Saint-Aulaire geleitete Declamationsſchule. Saint-Aulaire nahm ſich des armen ſchwächlichen Mädchens väterlich an; er lehrte ſie leſen und übte mit ihr mehrere tragiſche Rollen, wie Hermione, Iphigenie, Maria Stuart. Sie ſelbſt aber, die nun auch von Adolph Crémieux, dem ſpätern Juſtiz-Miniſter und Präſidenten der Alliance Israélite Universelle, und von

Albert Cohn, dem jüngst verstorbenen gelehrten Almosenier des Hauses Rothschild, Unterricht erhielt, bewies weit mehr Neigung für die Komödie als für das Tragische und war glücklich, wenn sie in irgendeinem kleinen Theater auftreten konnte. Nicht älter als funfzehn Jahre, spielte sie im Saal Molière, einem von Saint-Aulaire errichteten Theater, die Rollen der Hermione und der Soubrette in dem „Verheiratheten Philosophen". Auf ihr Bitten wohnte Bédel, der Kassirer des Théatre Français, dieser Vorstellung bei. Derselbe war von dem Spiel der kleinen magern Jüdin so überrascht, daß er nach dem zweiten Acte den Saal verließ, um Jouslin de la Salle, den Director der Comédie Française, zu holen. De la Salle bewunderte nicht minder das Spiel der Rachel, machte aber Saint-Aulaire Vorwürfe, daß er das seltene Talent des Mädchens durch die dumme Rolle der Delouches verderbe.

Schon am nächsten Tage, den 27. October 1836, verschaffte ihr de la Salle einen Platz im Conservatorium und ein Stipendium von zwölfhundert Francs.

Zum großen Schmerze Rachel's starb ihr neuer Beschützer schon nach einigen Monaten, und Bédel, sein Nachfolger, war von seiner Geschäftslage so in Anspruch genommen, daß er sich um die junge Schauspielerin wenig kümmern konnte. Es war ein dornenvoller Weg, welchen die beständig mit Noth und Entbehrungen Ringende zurückzulegen hatte, bis sie ihr mit der größten Ausdauer verfolgtes Ziel erreichte. Inzwischen lernte Poirson, der Director des Gymnase, ihr Spiel kennen und war bald so davon eingenommen, daß er sie mit einem Gehalt von 3000 Francs engagirte. In einem von Paul Duport eigens für sie geschriebenen Vaudeville: „Die Vendéerin", trat sie am 24. April 1837 im Gymnase auf; ihr Debut fand aber geringen Beifall, sodaß Poirson ihr für die Folge nur unbedeutende Rollen zutheilte; ja Provost, ein hervorragendes Mitglied des Théatre Français, rieth ihr, auf die Laufbahn der Bühne zu verzichten und

lieber Blumen zu verkaufen. In ihrer Verzweiflung wandte sich Rachel an den berühmten Schauspieler Samson; dieser erkannte sofort die wunderbaren Gaben, welche die Natur ihr verliehen, und versprach sie zu unterrichten. Unter seiner Leitung studirte sie große tragische Rollen. Schon nach Verlauf von einigen Monaten wurde sie am Théatre Français als Pensionärin mit einem Gehalt von 4000 Francs auf ein Jahr engagirt. Hier debutirte sie den 12. Juni 1838 mit der Rolle der Camilla in den „Horatiern" von Corneille. Sie erregte Staunen und Bewunderung. Jules Janin, der damalige Fürst der Kritik, der schon ein Jahr früher ihr bereitwillig zugestanden hatte, daß sie „mit vieler Seele, mit dem Herzen und dem Geiste" spiele, verhieß ihrem natürlichen, tiefen und bedeutenden Talente eine große Zukunft. „Es gibt", schreibt er, „weder eine Ueberraschung noch einen Triumph, den man vergleichen könnte mit dem Triumph, dem Stolz und dem Erstaunen, welche Rachel's Beredsamkeit, ihre Ironie und ihre Leidenschaft mir einflößen. Noch ist sie die kleine Vendéerin, aber wie erhaben trägt sie jetzt das Haupt, wie fest tritt sie auf! Nun befindet sie sich in ihrem wahrem Vaterlande; sie geht in diesem Palast von Athen wie in einem Tempel daher; sie verfolgt den wahren Zweck der Tragödie! Sie trägt den Purpur, der ihr gebührt, sie trägt die Krone, sie berührt den Scepter. Sie spricht ihre Muttersprache, die Sprache der großen Leidenschaften und der großen Poeten."

Rachel feierte als Camilla die größten Triumphe; Künstlerinnen wie die Mars waren voll Entzücken über ihr Spiel und ihre Declamation, und das Publikum überschüttete sie mit Blumen. Sie hatte ein ganzes Dutzend der prachtvollen Bouquets, von denen sie verschiedene dem an eine Coulisse gelehnten Provost mit den Worten offerirte: „Ich habe Ihren Rath befolgt, mein Herr, ich verkaufe Blumen!"

Frankreich hatte in Rachel eine unvergleichliche Tragödin gefunden. Sie brachte auf der französischen Bühne das

Trauerspiel wieder zu Ehren, und namentlich war es die altclassische französische Tragödie, durch die Meisterwerke Racine's, Corneille's, Voltaire's repräsentirt, in der sie die ganze Majestät ihres Genies entfaltete. Für Rollen wie Hermione in „Andromache", Roxane in „Bajazet", Emilia in „Cinna", Esther, Berenice, Athalie und ähnliche war sie wie geschaffen; ihre plastisch-antike Haltung, ihr mächtiges Pathos in Darstellung der Leidenschaften, ihr reines Organ, ihr strenges Marmorgesicht und zugleich das Freisein von jedem nationalen Gepräge und jeder Schultradition befähigten sie vorzüglich für die classische Darstellung. Die biblischen Heldinnen wurden in ihr gleichsam neu belebt. Ihre glänzendste Rolle war Phädra. Die dramatischen Annalen haben keinen Triumph zu verzeichnen, der dem gleich käme, welchen Rachel als Phädra errang. In zwanzig Jahren spielte sie die Phädra hundertmal, und hundertmal brachte sie die glänzendste Wirkung hervor, jedesmal brach die Begeisterung der Menge in stürmischen Enthusiasmus aus. Weniger glücklich war sie in dem modernen Trauerspiel und in den eigens für sie geschriebenen Rollen. In dem Revolutionsjahre 1848 trug sie als Genius Frankreichs die Marseillaise von der Bühne herab vor und machte damit einen ungeheuern Eindruck.

Aber auch solche Einnahmen wie Rachel hatte vor ihr keine Künstlerin. Mit 4000 Francs engagirt, brachte sie es mit Einschluß der Benefizvorstellungen bald auf 60000 Francs. Außerdem erhielt sie jedes Jahr einen dreimonatlichen Urlaub, der ihr, da sie ihn zu einträglichen Gastspielen in allen Ländern benutzte, jährlich nahezu 300000 Francs eintrug.

Welcher Sprung von der Existenz des armen frierenden Kindes, das sich als Bänkelsängerin das trockene Brot in den Kaffeehäusern erwarb, bis zu der mit Glanz und Pracht jeder Art umgebenen Sociétaire des Théatre Français!

Mit ihrer Größe wuchs auch die in den höchsten Kreisen ihr gezollte Bewunderung. In den Salons der Grafen und

Minister fühlte man sich durch ihr Erscheinen geehrt. Der Herzog von Noailles, ein Mitglied der Französischen Akademie, wurde Rachel's väterlicher Freund und Rathgeber; der Minister Duchâtel schenkte ihr eine reiche Bibliothek in den prächtigsten Einbänden; die Gräfin Noailles zeichnete sie im Costüm der Roxane.

In diesen höhern Regionen hegte man aufs wärmste den Wunsch, die seltene Künstlerin zum Christenthum zu bekehren. Vor allen bemühte sich darum die Königin Maria Amalie, die bigote Gemahlin Ludwig Philipp's. Eines Tages bewarb sich Rachel indirect um eine Gunst; die Königin antwortete: „Ja, wenn Rachel sich bekehrt haben wird!" Das Faubourg St.-Germain, welches der Tragödin besondere Rücksichten schenkte, die Akademie, unter deren Mitgliedern sie mehrere Freunde zählte, der Erzbischof von Paris, der aus einem Compliment, das sie ihm gemacht, mit Gewißheit auf ihre Bekehrung rechnen zu dürfen glaubte, alle gaben sich Mühe, sie in die Kirche einzuführen; aber Rachel wollte dem Glauben ihrer Väter nicht entsagen, sie blieb allen Ueberredungen und Schmeicheleien gegenüber verschlossen. Als sie in den Salons der Frau von Récamier einige Scenen aus der „Pauline" recitirte, wollte sie in Gegenwart des Erzbischofs nicht rufen: „Ich sehe, ich weiß, ich glaube", sondern recitirte lieber Verse aus der „Esther" des Racine. Später machten der Kaiser Nikolaus von Rußland und die Erzherzogin Sophie von Oesterreich neue Versuche zu demselben Zwecke — Rachel blieb Jüdin.

Bis an ihr Ende fehlte es ihr, der Künstlerin, mehr aber noch der Jüdin, nicht an Feinden, welche keine Gelegenheit unbenutzt ließen, sie zu schmähen, man warf ihr Hartherzigkeit, Geiz und Habsucht vor. Es ist wahr, sie liebte Glanz und Reichthum, sie liebte es aber auch, in zarter Weise Wohlthaten zu üben.

Um den Triumphen der berühmten Italienerin Ristori, ihrer Nebenbuhlerin, aus dem Wege zu gehen, trat sie im

Jahre 1855 eine Kunstreise nach Amerika an. Sie wurde auch dort gefeiert, fand aber doch nicht den Erfolg, den sie erwartet hatte, der ihr zum Beispiel in Rußland zutheil geworden, wo man mitten im Winter die Treppen ihres Hotels mit weißen Camellien bestreute. Mit reichen Einnahmen, aber körperlich gebrochen verließ sie New-York. Sie reiste nach Aegypten und nahm einen längern Aufenthalt in Kairo, in der Hoffnung, dort Genesung von ihrem Brustübel zu finden. Das Leiden verschlimmerte sich indeß; sie kehrte im Herbst 1857 nach Frankreich zurück und bezog ein Landhaus zu Canet bei Toulon, wo sie den Winter zubringen wollte, aber nach langem und schrecklichem Todeskampfe am 3. Januar 1858, noch nicht 38 Jahre alt, der Krankheit erlag. Die gesammte französische Presse, welche ihr so viel Herzleid bereitet hatte, stimmte nach ihrem Tode darin überein, daß ihr Verlust unersetzlich sei.

Welche geistige Kraft in diesem schwachen Weibe wirksam war, bewies ihr Begräbniß. Die bedeutendsten Männer von Paris und eine ungeheure Menschenmenge gaben ihr am 11. Januar das Geleit; die Minister, die Mitglieder der Akademie, die Mitglieder der französischen Theater, alle Notabilitäten der Literatur und Journalistik, der Künste, die Vertreter der pariser israelitischen Gemeinde: die Rothschild, Pereire, Crémieux, Millaud, folgten ihrer Bahre. Der Großrabbiner von Frankreich verrichtete die üblichen Ceremonien, und Jules Janin, Maquet und Bataille sprachen am Grabe. In der israelitischen Abtheilung des Père la Chaise fand sie ihre Ruhestätte.

Rachel, welche während ihrer künstlerischen Laufbahn viele Millionen erworben hatte, hinterließ nicht mehr als zwei Millionen Francs.

Gleich ihr bildeten sich auch ihre Schwestern für das Theater aus.

Sara Felix, geboren in der Nähe von Frankfurt a. Main

den 2. Februar 1819, spielte am Gymnase, Odéon, Théatre Français und auf verschiedenen Bühnen der Provinz; sie begleitete ihre Schwester Rachel nach Amerika.

Rebekka Felix gehörte dem Théatre Français an, starb aber bereits im Jahre 1854.

Dina Felix ist noch jetzt Sociétaire des letztgenannten Instituts; **Liah Felix** wirkt am Odéon.

Zur Familie der Rachel gehört auch Mlle. **Judith** oder **Julie Bernat.** Den 29. Januar 1827 in Paris geboren, trat sie den 12. December 1846 ins Théatre Français ein und zählt jetzt zu dessen gefeiertsten Mitgliedern.

Das Kind armer jüdischer Aeltern ist **Sara Bernhard** aus Holland, die als Schauspielerin, namentlich in „Hernani" von Victor Hugo, große Erfolge errungen hat. Sonst verdienen von den vielen Jüdinnen, welche der Bühne angehören, noch ihrer Leistungen wegen genannt zu werden: **Katharina Frank** (Frankl), **Antonie Link,** Frau **Schönfeld** und Frau **Singer.**

Mehrere musikalische Compositionen erschienen von **Emma von Rothschild,** der Gattin James Nathan von Rothschild's in London, welche auch als tüchtig in der Handhabung des Pinsels und der Palette gerühmt wird.

* * *

Blicken wir zurück auf den Gang, den wir durch die Gefilde der Geschichte, Literatur und Kunst durchwandelt haben, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß es keine Wissenschaft und keine Kunst gibt, in welcher nicht auch die Frauen des jüdischen Stammes Bedeutendes zu leisten vermögen. Je freier ihre Entwickelung und je unbeengter ihre Wirksamkeit, desto reicher erblühen auch die weiblichen Tugenden in Verbindung mit dem innigen religiösen Leben, das zu nähren und zu pflegen die Frauen der Gegenwart vorzüglich berufen sind.

Anmerkungen.

Anmerkungen.

S. 4, Z. 15 v. u. Colleccion de Documentos Ineditos del Archivo General de la Corona de Aragon, VI, 240; Isaak ben Scheschet, R. G. A., Nr. 510; Nissim, R. G. A., Nr. 48. — Z. 7 v. u. Kayserling, „Geschichte der Juden in Spanien", I, 71.

S. 5, Z. 2 v. o. Spr. Sal., Kap. 31. (Uebersetzung nach Philippson.)

S. 6, Z. 14 v. u. Ber. Rabba, P. 18; Jalkut Jesaias §. 265; vgl. auch Buchholz, „Die Familie", S. 31. — Z. 8 v. u. Ketuboth 106[a]; J. Schekalim 9[b]. — Z. 4 v. u. Chulin 124[a]; Nidda 26[b].

S. 7, Z. 1 v. o. Berachoth 17[a]. — Z. 9 v. o. Jebamoth 63[a]; Buchholz, a. a. O., S. 33. — Z. 20 v. o. Ben Chananja 1864, Homil. Beilage, S. 143.

S. 8, Z. 10 v. o. B. Mezia 59[a]; vgl. auch Güdemann, „Das Leben des jüdischen Weibes", in Kobak's Jeschurun, Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums, III, 22 fg. — Z. 13 v. o. Jebamoth 62[b] (Job 5, 24); Sanhedrin 67[b]. — Z. 9 v. u. Ebend. 118[b].

S. 9, Z. 17 v. o. Nedarim 50[a]; Ketuboth 62[a].

S. 10, Z. 16 v. o. Stobbe, „Die Juden im Mittelalter", S. 274.

S. 11, Z. 11 v. u. Vgl. Kayserling, „Das Castilianische Gemeinde-Statut", im Jahrbuch für die Geschichte der Juden und des Judenthums, IV, 330 fg.

S. 12, Z. 2 v. o. Der Israelit (Mainz), XV, Beilage, Nr. 25. Vgl. auch Barbeck, „Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth", S. 85. — Z. 16 v. u. Lewysohn, „Grabdenkmäler zu Worms" (Nafschot Zadikim), Nr. 50.

S. 15, Z. 14 v. u. Erubin 96[a]; J. Berachoth, II, Hal. 2 (ed. Amsterdam 9[b]); Erubin, X, 1. — Z. 10 v. u. 2 B. Sam. 6, 20 fg.

S. 16, Z. 6 v. o. 2 Kön., Kap. 11. — Z. 3 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIII, 11, 1; Jüd. Krieg, I, 3, 1.

S. 17, Z. 5 v. u. Josephus, „Alterthümer", XII, 11, 2.

S. 18, Z. 7 v. o. Josephus, „Alterthümer", XIII, 12, 1. Neuere jüdische Historiker, zuerst Munk („Palestine", S. 530), bezweifeln, daß Salome Alexandra, die Frau Al. Jannai's, und die Frau Aristobul's identisch sei, weil nach dem mosaischen Gesetze es dem Hohepriester verboten war, die Leviratsehe einzugehen; vgl. jedoch Jost, „Geschichte der Juden", I, Anhang, S. 30. — Z. 11 v. u. Ihr Bruder wird er ausdrücklich genannt Berachoth 48[a] und Midr. Kohelet S. 102; J. Berachoth, VII, 1, S. 29 (nicht V, 2, S. 11[b], wie bei Grätz, „Geschichte der Juden", III, 529) und J. Nasir V, 3, S. 12[a] (nicht V, 8, wie bei Grätz. a. a. O.) fehlt dieses Epitheton.

S. 19, Z. 6 v. o. Berachoth 29[a]; J. Berachoth VII, 1; Nasir V, 3; Bereschit Rabba, Kap. 91; Midr. Kohelet VII, 11. — Z. 12 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIII, 15, 5. — Z. 10 v. u. Sota 22[b].

S. 20, Z. 7 v. o. Ketuboth 82[b]. — Z. 10 v. o. B. Bathra 21[a]. — Z. 12 v. o. Sanhedrin VI, Mischna 4; J. Chagiga II, 2. — Z. 13 v. o. Als Beweis ihrer strengen Religiosität, vgl. Sabbath 16[b]. — Z. 17 v. o. Taanith 23[a]; Wajikra Rabba, Kap. 35; Sifra zu Bechukotai Anfang, Sifre Debarim §. 42 und die Note Friedmann's S. 80. — Z. 1 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIII, 16, 3.

S. 21, Z. 11 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIII, 16, 6.

S. 22, Z. 16 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIV, 4, 5; Jüd. Krieg, I, 7, 7. — Z. 8 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIV, 5, 4.

S. 23, Z. 4 v. o. Josephus, „Alterthümer", XIV, 7, 4; Jüd. Krieg, I, 9, 2. — Z. 14, v. o. Josephus, „Alterthümer", XIV, 12, 1; Jüd. Krieg, I, 12, 3; 22, 1. — Z. 16 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIV, 12, 1; Jüd. Krieg, I, 12, 3. — Z. 13 v. u. Mariamne wurde in Tragödien und Novellen mehrfach behandelt. Voltaire ändert in seiner Tragödie „Mariamne" den eigentlich geschichtlichen Inhalt und setzt dafür ein Intriguenspiel. Bekannt ist Friedrich Hebbel's Trauerspiel „Herodes und Mariamne" (Wien 1850). In Novellen wurde Mariamne behandelt: von dem Engländer Nathaniel Ogle: „Mariamne, the last of the Asmonean Princesses", Walter

Scott gewidmet (London 1839); von L. Philippſon: „Mariamne, die letzte Hasmonäerin", im Saron II, ins Hebräiſche überſetzt von J. Epſtein (Wilna 1863). — Z. 9 v. u. B. Bathra 3 b; Kiddušchin 70 b.

S. 24, Z. 2 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XIV, 13, 7. — Z. 9 v. o. Ebend., XIV, 15, 14; Jüd. Krieg, I, 17, 8.

S. 26, Z. 11 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XV, 2, 5 bis 3, 3; Jüd. Krieg, I, 22, 2.

S. 28, Z. 14 v. u. Joſephus, „Alterthümer", XV, 3, 4—9; Jüd. Krieg, I, 23, 4.

S. 29, Z. 3 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XV, 6, 1—3. — Z. 12 v. o. Ebend., XV, 6, 5.

S. 30, Z. 2 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XV, 7, 1, 2.

S. 31, Z. 4 v. u. Joſephus, „Alterthümer", XV, 7, 4—8; Jüd. Krieg, I, 22, 5.

S. 32, Z. 7 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XV, 7, 8; — Z. 18 v. o. Ebend., XV, 9, 3. Nach Ebend., XIX, 6, 2 war Mariamne die Tochter des Boëthos und die Schweſter des von Agrippa zum Hoheprieſter ernannten und bald wieder entſetzten Simon: δύο δέ ἔσαν ἀδελφοὶ τῷ Σίμωνι καὶ πατὴρ Βοηθὸς ὁ τῇ θυγατρὶ βασιλεὺς συνώκησεν Ηρώδης. Ebend., XVIII, 5, 1 wird ſie wieder die Tochter Simon's genannt. — Z. 21 v. o. Ebendaſ., XVII, 4, 2; Jüd. Krieg, I, 31, 7. — Z. 28 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XVII, 1, 3; Jüd. Krieg, I, 28, 4.

S. 33, Z. 10 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XVII, 11, 2. — Z. 6 v. u. Ebend., XV, 7, 9, 10.

S. 34, Z. 11 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XVI, 7, 6; XVII, 1, 1; Jüd. Krieg, I, 24, 6; 28, 6. — Z. 8, v. u. Joſephus, „Alterthümer", XVI, 3, 1 fg.

S. 35, Z. 3 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XVII, 8, 1; 11, 5; XVIII, 2, 2; Jüd. Krieg, II, 6, 3. — Z. 13 v. o. Joſephus, „Alterthümer", XVI, 1, 2; 7, 3—5; Jüd. Krieg, I, 23, 1; 28, 1.

S. 36, Z. 14 v. o. Joſephus „Alterthümer", XVI, 1, 1; XVII, 13, 4; Jüd. Krieg, II, 7, 3. — Z. 9 v. u. Joſephus, „Alterthümer", XVIII, 5, 1 und 4.

S. 37, Z. 15 v. u. Joſephus, „Alterthümer", XVIII, 5, 1—3.

S. 38, Z. 3 v. o. Renan, „Leben Jesu" (Berlin 1864) S. 215 und die dort angeführten Quellen. — Z. 6 v. u. Josephus, „Alterthümer", XVIII, 7, 1 und 2; Jüd. Krieg, II, 9. 6.

S. 39, Z. 4 v. o. Josephus, „Alterthümer", XVIII, 5, 4. — Z. 9 v. o. Auch Bernice, Βερνίκη, genannt. — Z. 6 v. u. Josephus, „Alterthümer", XIX, 9, 1.

S. 40, Z. 6 v. o. Josephus, „Alterthümer", XIX, 5, 1; XX, 7, 3. — Z. 13 v. u. Ebend., XX, 7, 3.

S. 41, Z. 13 v. o. Josephus, „Jüd. Krieg", II, 15, 1; Salvador, „Geschichte der Römerherrschaft", II, 130. — Z. 6 v. u. Josephus, „Jüd. Krieg", II, 16, 1, 3, 5.

S. 45, Z. 6 v. o. Sueton, Titus, Cap. 7. Berenicem statim ab urbe dimisit invitus invitam. — Z. 16 v. u. Josephus, „Alterthümer", XX, 7, 1 u. 3; XIX, 9, 1.

S. 46, Z. 14 v. o. Josephus, „Alterthümer", XX, 7, 1 u. 2.

S. 47, Z. 15 v. u. Chagiga 4^{b}. — Z. 10 v. u. Ebend. 4^{b}; Renan, „Leben Jesu", S. 71.

S. 48, Z. 4 v. o. Renan, a. a. O., S. 178. — Z. 17 v. o. Matth. 28, 1; Luk. 23, 54 fg.; Mark. 16, 1. — Z. 20 v. o. Renan, „Die Apostel" (Leipzig 1866), S. 67. — Z. 23 v. o. Ebend., S. 83.

S. 49, Z. 8 v. u. Josephus, „Jüd. Krieg", II, 20, 2; Renan, „Die Apostel", S. 273.

S. 50, Z. 2 v. o. Renan, „Paulus" (Leipzig 1869), S. 134; Juvenal, „Satyren", VI, 542. — Z. 5 v. o. Ebend. XIV, 101. — Z. 13 v. o. Vgl. Grätz, a. a. O., III, 359. — Z. 15 v. u. Dio Cassius im Auszuge des Xiphilinus, S. 67,12; vgl. Frankel's Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums, I, 195. Deuteronomium Rabba, Kap. 2. — Z. 7 v. u. Josephus, „Alterthümer", XVIII, 3, 5. — Z. 4 v. u. Jebamoth 46^{a}; Mechilta Bo, Kap. 15. — Z. 3 v. u. Im Talmud wird sie Beluria (בלוריא) genannt, in einer Handschrift der M. Gerim sogar mit Beruria (ברוריא) verwechselt; daß sie M. Gerim, Kap. 2 (ed. Frankfurt a. M.), sogar ברוציא המלכה genannt wird, kommt auf Rechnung des Abschreibers, der sicherlich an הילני המלכה gedacht hat. Die Beluria, deren Grabstein in Rom aufgefunden und dessen Inschrift von Spon und Fabretti copirt wurde (bei Grätz, a. a. O., IV, 506, 123), dürfte mit der im Talmud genannten Beluria identisch sein.

S. 51, Z. 5 v. o. 5 Mos. 10, 17. — Z. 7 v. o. 4 Mos. 6, 26.[a] — Z. 13 v. o. Rosch Haschana 17[b]. — Z. 20 v. o. Hauptquelle für Helena und die Adiabenische Königsfamilie ist Josephus, „Alterthümer", XX, 2—4, von Asaria de Rossi in Meor Enajim, Kap. 52, ins Hebräische übersetzt. Die weitere Geschichte des Monobaz hat Josephus, „Alterthümer", XX, 4, 3 versprochen, aber nicht gegeben. — Z. 12 v. u. Renan, „Die Apostel", S. 273 hält die Adiabenische Königsfamilie für persischen Ursprungs, zum Theil schon in die griechische Cultur eingeweiht. — Z. 5 v. u. Josephus, „Alterthümer", XX, 2, 1.

S. 52, Z. 3 v. u. Josephus, „Alterthümer", XX, 2, 3; 4, 1 u. 2.

S. 53, Z. 1 v. o. Nasir, III, 6. — Z. 17 v. u. Josephus, „Alterthümer", XX, 2, 5; 5, 2. — Z. 14 v. u. B. Bathra 11[a]; J. Pea, I, 1. — Z. 3 v. u. Joma 37[b]; J. Joma, III, 8 wo sich der Passus שבשעה שהיתה החמה auf נברשת של זהב bezieht.

S. 54, Z. 2 v. o. Josephus, „Jüd. Krieg", V, 6, 1; VI, 6, 3; IV, 9, 11. — Z. 9 v. o. Succa 2[b]. — Z. 14 v. o. Josephus, „Alterthümer", XX, 4, 3. — Z. 6 v. u. Grätz, a. a. O., III, 336; Renan, „Die Apostel", S. 275.

S. 55, Z. 1 v. o. Luk., II, 35 fg. — Z. 2 v. o. Nasir, VI, 11. — Z. 8 v. o. Ben Chananja, 1867, Beilage Nr. 6, S. 190.

S. 56, Z. 2 v. o. Im Talmud wird sie immer Martha (מרתא), im Midrasch Mirjam (מריים) genannt. — Z. 6 v. o. Bei Josephus, „Alterthümer", XX, 9, 7 Jesus, Sohn des Gamaliel genannt. — Z. 9 v. o. Jebamoth 61[a]: Joma 18[a]. Es ist dies der erste Fall, daß ein Hoheprieſter eine Witwe heirathete; er ging die Ehe mit ihr ein, bevor er Hoheprieſter wurde. — Z. 10 v. u. Josephus, „Leben", §. 40; Jüd. Krieg, IV, 4, 3. — Z. 7 v. u. Joma 37[a]. — Z. 1 v. u. Midr. Echa, 67, 5.

S. 57, Z. 2 v. o. Seine kleine Hand wird im Gegensatz zu der Rieſenhand des Hoheprieſters Ismael, Sohn der Kamchith, beſonders hervorgehoben. J. Joma, V, 1. — Z. 17 v. o. B. Bathra 21[a]. — Z. 18 v. u. Ketuboth 104[a]; Sifre Debarim, §. 281. — Z. 14 v. u. Joma 47[a]; J. Joma, I, 1; J. Horajoth, III, 2. — Z. 13 v. u. Succa 52[b]. — Z. 6 v. u. Josephus, „Jüd. Krieg", IV, 5, 2. — Z. 3 v. u. J. Ketuboth, V, 11; Midr. Echa, 67, 5.

S. 58, Z. 15 v. u. Gittin 56a. — Z. 12 v. u. Midr. Echa, 67, 7. — Z. 7 v. u. Ketuboth 66b. — Z. 4 v. u. Gittin 56a; Ketuboth 67a; J. Ketuboth, V, 11; Midr. Echa, 67, 6.

S. 59, Z. 4 v. o. Josephus, „Jüd. Krieg", V, 10, 3; VI, 3, 4; Midr. Echa, 67, 3. — Z. 7 v. o. Ebend., 67, 5.

S. 60, Z. 5 v. u. Sprenger, „Leben und Lehre des Mohammed" (Berlin 1865), III, 145.

S. 62, Z. 2 v. o. Sprenger, a. a. O., S. 226, 275. — Z. 22 v. o. Sprenger, a. a. O., S. 78. „Die Mädchen von Chaybar" behandelt anziehend in dem gleichnamigen Roman Orientalis [Rabbiner M. Wassermann jetzt in Stuttgart] (Stuttgart 1859).

S. 64, Z. 16 v. o. Gittin 57b; Midr. Echa 67, 5; Jalkut Debarim 938 wird Miriam, die Tochter Tanchum's genannt.

S. 65, Z. 4 v. o. Zunz, „Die synagogale Poesie des Mittelalters", S. 22. — Z. 11 v. o. Grätz, a. a. O., VI, 102. — Z. 18 v. o. Jos. Cohen, Dibre Hajamim (ed. Amsterdam) 5b; Emek Habacha (ed. Letteris), S. 14, „Zur Geschichte der Kreuzzüge" (ed. Jellinek), S. 4. — Z. 12 v. u. Bei Zunz, a. a. O.; S. 20.

S. 66, Z. 2 v. o. Moses Mannheimer, „Die Judenverfolgungen in den Städten Speyer, Worms und Mainz", in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, 1876, S. 324. — Z. 17 v. u. Bei Zunz, a. a. O., S. 16. — Z. 10 v. u. Maronna מרונא — nicht Matrone — ein Name der im Mittelalter häufig vorkommt. — Z. 8 v. u. Mannheimer, a. a. O., S. 341. — Z. 5 v. u. Emek Habacha, S. 18; Zur Geschichte der Kreuzzüge, S. 8.

S. 67, Z. 5 v. o. Emek Habacha, S. 21; Zur Geschichte der Kreuzzüge, S. 10. — Z. 10 v. o. Emek Habacha, S. 32; Zunz, a. a. O., S. 22, hält איסטורק für Weissenburg. — Z. 12 v. o. Emek Habacha, S. 30.

S. 68, Z. 4 v. o. Emek Habacha, S. 37; Martyrologium des Ephraim ben Jakob in Wiener's deutscher Uebersetzung des Emek Habacha S. VII; Mainzer Martyrologium bei Grätz, a. a. O., VI, 219. — Z. 13 v. o. S. Anmerkung zu S. 138, Z. 5; Zunz, „Sterbetage", S. 34. — Z. 12 v. u. Zunz, a. a. O., S. 29; Carmoly in Stein's Volkslehrer, VII, 19. — Z. 3 v. u. Trithemius bei Carmoly, a. a. O., VII, 20.

S. 69, Z. 4 v. o. Frankel-Grätz, Monatsschrift, XXV, 374.

S. 71, Z. 3 v. o. Pſalm 68, 23. — Z. 4 v. o. Ibn Daud, S. Hakabbala, S. 69 b; Zacuto, Juchaſin (ed. Filipowski), S. 209. — Z. 18 v. o. Emek Habacha, S. 96; Im. Aboab, „Nomologia", S. 305.

S. 72, Z. 8 v. o. Nathan Hanover, Jawen Mezula 5 a, deutſch von Kayſerling (Hannover 1863), S. 20.

S. 73, Z. 6 v. o. Vgl. die Einleitungen in das Buch Judith. — Z. 16 v. o. Journal des Débats vom 12. Mai 1858.

S. 74, Z. 6 v. o. Roſſeuw St.-Hillaire, „Histoire d'Espagne", V, 181, 527; vgl. Kayſerling, „Geſchichte der Juden in Spanien", I, 15, Note 3. — Z. 1 v. u. Romancero Castellano (Leipzig 1844), I, 206.

S. 75, Z. 10 v. u. Sternberg, „Geſchichte der Juden", S. 36. Caro verweiſt in ſeiner „Geſchichte Polens" das ganze Liebesverhältniß Kaſimir's zu Eſterka in das Reich der Sage. Zum Gegenſtande eines Dramas machte ſie L. Philippſon in ſeinem „Eſterka" (Saron II). — Z. 5 v. u. Dlugos, „Historia Poloniae", S. 475. — Z. 1 v. u. C. J. Jirecek, „Geſchichte der Bulgaren" (Prag 1876), S. 312.

S. 77, Z. 11 v. u. Joſeph Ibn Jachia, Vorrede zu Thora Or; vgl. Kayſerling, „Geſchichte der Juden in Portugal", S. 118.

S. 78, Z. 7 v. o. Kayſerling, „Geſchichte der Juden in Portugal", S. 265. — Z. 9 v. u. Ebend., S. 265.

S. 79, Z. 5 v. o. Metr. Koron., T. 54, K. 240, bei J. M. Zunz, „Geſchichte der krakauer Rabbinate" (1874), S. 17, Anmerkungen.

S. 80, Z. 6 v. o. Ueber Gracia vgl. beſonders M. A. Levy, „D. Joſeph Naſi, Herzog von Naxos" (Breslau 1859); Grätz, a. a. O., IX, 366 fg.; Wiener Jahrbuch, 5617, 7 fg.; Erſch u. Gruber, Encyklopädie, II, 27, 202, u. a. m.

S. 81, Z. 3 v. o. Kayſerling, „Geſchichte der Juden in Portugal", S. 211.

S. 84, Z. 11 v. u. Dieſe Gracia wurde im Alter von 18 Jahren von Giovanni Paolo Poggini in Ferrara auf einem Medaillon, das ſich im Kunſtcabinet zu Paris befindet, dargeſtellt. Vgl. Ernſt David im „Journal officiel de la republique française", 7. November 1877.

S. 86, Z. 1 v. o. Emek Habacha, S. 116 fg.; Jachia, Schalſchelet 96 b; Joſ. Ibn Leb R. G. A., I, 63 b; II, 26 b u. a. — Z. 1 v. u. Der Prediger Moſes Almosnino aus Salonichi hielt ihr die

Trauerrede, vgl. dessen Predigtsammlung „M'ammez Koach", Nr. 9, S. 64[a], 72[a], 134[a]. — Eine Synagoge, welche sie in Konstantinopel erbauen ließ, führte lange ihren Namen. Sal. de Medina, R. G. A. (Orach Chajim), 97, 32.

S. 87, Z. 10 v. u. M. A. Levy, a. a. O., S. 14. — Z. 6 v. u. Diese Entführungsgeschichte, welche Strada (De bello belgico, I, 171), Gerlach (Türkisches Tagebuch, S. 303) u. a. erzählen, wird von Levy, Carmoly und in neuerer Zeit auch von Grätz für unecht gehalten.

S. 88, Z. 3 v. u. Die Druckwerke führt einzeln auf Steinschneider, „Hebräische Bibliographie", I, 67 fg.

S. 89, Z. 7 v. o. J. von Hammer, „Geschichte des Osmanischen Reiches", IV, 102, 156, 159, 303 u. a.; Grätz, a. a. O., IX, 458, LXXIII fg.

S. 90, Z. 17 v. u. Emek Habacha S. 172, deutsch von Wiener, S. 142.

S. 91, Z. 8 v. o. J. von Hammer, a. a. O., S. 303. — Z. 16. v. o. Ellis, „Letters illustrated of English History (London 1825), Vol. III, 52 fg.; M. Ph(ilippson), in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, XXXIII. (Jahrgang 1869), S. 282.

S. 93, Z. 1 v. o. Gerlach, „Türkisches Tagebuch", S. 381[b]. — Z. 12 v. o. Emek Habacha, S. 176.

S. 94, Z. 2 v. u. Kayserling, „Sephardim. Romanische Poesien der Juden in Spanien", S. 177.

S. 95, Z. 5 v. o. Ebend., S. 203. — Z. 13 v. u. Kayserling, „Ein Feiertag in Madrid", S. 18, 28, 44. — Z. 5 v. u. Ebend., S. 45; Kayserling, „Geschichte der Juden in Spanien", I, 183 fg.

S. 97. Kayserling, „Sephardim", S. 167 fg.; „Geschichte der Juden in Portugal", S. 277.

S. 99. Die Erzählung von dem Märtyrertode dieser magrebinischen Jüdin in doppelt gereimten arabischen Versen übergab der Reisende J. J. Benjamin, ein am 4. Mai 1864 in London verstorbener Jude aus der Moldau, dem Professor Fleischer in Leipzig, welcher sie mit dem Text und der Uebersetzung in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XVIII, 329 fg. veröffentlichte.

S. 103, Z. 2 v. o. Meoraoth Zewi (Warschau 1835) 2[b] fg. — Z. 4 v. o. Einige, natürlich gegnerische Quellen nennen Sarah eine

zügellose Frau, welche vor ihrer Verheirathung mit Sabbatai Zewi eine öffentliche Dirne gewesen sei (vgl. Grätz, a. a. O., X, xxxv). So ganz buchstäblich ist das wol nicht zu nehmen.

S. 105, Z. 8 v. o. Meoraoth Zewi 15, 23[a], 31[b] fg., 38[a].

S. 107, Z. 1 v. u. Schenck-Rink, „Die Polen in Offenbach am Main" (Frankfurt 1866), besonders Grätz, „Frank und die Frankisten" (Breslau 1868).

S. 108. (König), „Annalen der Juden in Preußen"; Geiger, „Geschichte der Juden in Berlin", II, 40 fg.

S. 109, Z. 4 v. u. Kayserling, „Die Synagoge in Berlin", eine historische Skizze in Hirsch's Jeschurun, III, 173 fg. — Z. 1 v. u. Geiger, a. a. O., I, 20.

S. 110, Z. 1 v. u. Lewysohn, a. a. O., S. 104.

S. 111, Z. 2 v. o. Grätz, a. a. O., V, 413. — Z. 9 v. o. „Alterthümer der prager Josefstadt", herausgegeben von David J. Podiebrad, verfaßt von B. Foges (Prag 1870), S. 33. — Z. 14 v. u. So heißt es ausdrücklich auf ihrem Grabsteine: „Fromet, Tochter des Vorstehers R. Isaak Arzt"; vgl. Prager Alterthümer, Note 45. Dieser Isaak Arzt wird auch als einer der vier gewählten Vorsteher genannt, vgl. Wolf, in „Hebräische Bibliographie", V, 40. — Z. 10 v. u. David Gans, Zemach David I, zum Jahre 5352. — Z. 3 v. u. Der Fortsetzer des Emek Habacha (ed. Letteris), S. 171, deutsch von Wiener, S. 141.

S. 112, Z. 7 v. u. Wolf, a. a. O., V, 41.

S. 113, Z. 2 v. o. So auf ihrem Grabsteine, vgl. Prager Alterthümer, S. 33. — Z. 15 v. o. Ebend., S. 63. Ihr Grabstein in der Schrift von Koppelmann Lieben: „Gal-Ed" (Prag 1856), Nr. 28. — Z. 21 v. o. Der Bettelbrief dieser jerusalemischen Frauen in „Bibl. Opp." Gew. 953, 1214, B. Q. jetzt in Oxford. Außer den genannten Frauen sind unterzeichnet: Rebekka aus Brody, Dolze aus Lublin, Gitel aus Brody u. a. m.

S. 114, Z. 13 v. o. Allg. Zeitung des Judenthums, XXXI, S. 368. — Z. 16 v. u. Wiener Jahrbuch 5621, S. 111; 5624, S. 134.

S. 115, Z. 9 v. o. Vgl. „Nach Jerusalem!" von L. A. Frankl (Leipzig 1858). Diese aus zwei Theilen bestehende Reisebeschreibung wurde der Frau Elise Herz gewidmet. — Z. 9 v. u. Friedmann, „Der Pester israelitische Frauenverein" (Budapest 1877).

S. 116, Z. 1 v. u. Allg. Zeitung des Judenthums, XLI, Nr. 31.

S. 119, Z. 10 v. u. Kidduschin 80b. — Z. 5 v. u. Joma 66b; J. Sota, III, Hal. 4. — Z. 1 v. u. Sota 20a, 22b; J. Chagiga, I, 1.

S. 120, Z. 6 v. o. J. Pea, I, 1; Sota, IX, 15; Sabbath, XX, 1. — Z. 3 v. u. Pesachim 62b. Ueber diese dunkle Stelle vgl. Sachs, „Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung", II, 157.

S. 121, Z. 4 v. o. Tosefta Kelim, Kap. 4; Tos. B. Mezia, Kap. 1. — Z. 10 v. o. J. Ketuboth XI, Hal. 3. — Z. 16 v. o. Erubin 53b. — Z. 19 v. o. Jesaias 54, 1. — Z. 11 v. u. Berachoth 10a. — Z. 6 v. u. 2 Sam. 23, 5; Erubin 53b.

S. 122, Z. 6 v. o. Semachot, Kap. 12; Midrasch Echa zu 3, 15. — Z. 4 v. u. Aboda Sara 18a; M. Joël, „R. Meïr. Eine biographische Skizze" in Frankel's Monatsschrift, IV, 97.

S. 123, Z. 4 v. o. J. Sota, I, 4. — — Z. 14 v. u. Berachoth 10a. So läßt auch Shakespeare in „Maß für Maß" Isabella dem Angelo zurufen:

Ich fleh' euch an, laßt seine Sünde sterben,
Den Bruder nicht!

S. 124, Z. 23 v. o. So tröstet auch Dorset in „Richard dem Dritten" (II, 2) die Herzogin von York:

In Weltgeschäften nennt man's undankbar,
Mit trägem Widerwillen Schulden zahlen,
Die eine milde Hand uns freundlich lieh;
Viel mehr, dem Himmel so sich widersetzen,
Weil er von Euch die königliche Schuld
Zurückefordert, die er Euch geliehen.

Vgl. Wiener Jahrbuch, 5625, S. 161. — Z. 26 v. o. Jalkut zu Spr. Sal., Ende. — Z. 30 v. o. Ueber Beruria schrieb auch Zeltner, „Dissertatio de Beruria Judaeorum doctissima femina" (Altdorf 1714. 4.). Poetisch bearbeitete sie S. J. Mulder: „ברוריא" (Amsterdam 1859). Nach einer Sage soll Beruria, hochmüthig sich erhebend über den Ausspruch der talmudischen Weisen: „Frauen sind leichtsinnig", der Verführung eines von ihrem Gatten dazu veranlaßten Schülers erlegen und von R. Meïr verstoßen sein worden, worauf sie ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht haben soll. Abod. Sara 18b im Commentare Raschi's.

S. 125, Z. 4 v. o. Josephus, „Lebensgeschichte", §. 38. — Z. 13 v. u. Sanhedrin 39a. In alten Talmudausgaben steht קיסר, in den von der Censur beschnittenen כוסר. — Z. 12 v. u. Ob Ima (אימא אימהּ) ihr Name oder in der Bedeutung von „Mutter", „Mütterchen" zu nehmen ist, lassen wir dahingestellt. — Z. 11 v. u. Aboth d. R. Nathan, Kap. 7; Ber. Rabba 42a; nach andern war Elieser 28 Jahr alt, als er mit dem Studium des Gesetzes begann.

S. 126, Z. 10 v. u. Matth. 5, 17. — Z. 4 v. u. Sabbath 116b, Dieselbe Erzählung auch Pesikta de Rab Kahana (Lyck 1868), P. Echa 122b und Jalkut „Jesaias" §. 258, nur steht hier statt lybischer Esel „goldener Maulesel".

S. 127, Z. 18 v. o. B. Mezia 59b. — Z. 15. v. u. Nedarim 20a. Ueber Ima Salom vgl. noch Erubin 63a; J. Gittin I, Hal. 2; Sch'mith, Kap. 6. — Z. 10 v. u. Sota 20a.

S. 128, Z. 3 v. o. J. Sota III, Hal. 4 (Sota 21b Tosafot s. v. ben Asai); Joma 66b; Bamidbar Rabba, Kap. 9. Vgl. auch Gildemann, a. a. O., S. 3. — Z. 17 v. u. B. Bathra 12b. — Z. 15 v. u. Berachoth 44a. — Z. 11 v. u. Ebend. 62a. — Z. 9 v. u. Jebamoth 34b. — Z. 2 v. u. Chagiga 5a; Ketuboth 85a. — Z. 1 v. u. Ebend. 85a.

S. 129, Z. 7 v. o. Jebamoth 64b. — Z. 21 v. o. M. Katan 9b. — Z. 28 v. o. Ketuboth 65a; vgl. noch Chulin 44b. — Z. 4 v. u. Jalta, Jaltha ist nach einigen Julietta, was unwahrscheinlich; nach Lebrecht gebildet aus יעלתא oder אילתא, gleich אילת אהבים ויעלת חן (Spr. Sal. 5, 19).

S. 130, Z. 1 v. o. Ketuboth 60b. — Z. 17 v. o. Chulin 109b. — Z. 14 v. u. Beza 25b. — Z. 4 v. u. Berachoth 51b; Kidduschin 70a.

S. 131, Z. 2 v. o. Gittin 67b. — Z. 4 v. o. Nidda 20b. — Z. 6 v. o. Gittin 45a. — Z. 16 v. u. Kidduschin 31b. — Z. 15 v. u. Erubin 65a. — Z. 13 v. u. Ebend. 29b. — Z. 12 v. u. Ketuboth 50b. — Z. 11 v. u. Sabbath 66; Gittin 67b, 70a. — Z. 10 v. u. Sabbath 134a, b. — Z. 6 v. u. Ebend. 66b. — Z. 4 v. u. Ebend. 133b. — Z. 3 v. u. Aboda Sara 28b.

S. 132, Z. 4 v. o. Ketuboth 50b; Joma 78b. — Z. 7 v. o. Ketuboth 10b. — Z. 9 v. o. Erubin 29b. — Z. 10 v. o. M. Katan 18b; Jebamoth 25a. — Z. 13 v. o. Vgl. noch M. Katan 12a; Pesachim 110a; Sabbath 140a; Ketuboth 39b. Vgl. auch G. Brecher

in Carmel, Religiöse Wochenschrift, herausgegeben von W. A. Meisel, Nr. 6. — Z. 13 v. u. Sota 22a. — Z. 9 v. u. Bechoroth 30b; Ab. Sara 39a. — Z. 6 v. u. J. Sabbath IV, 2; XIII, 7; XVI, 8; Beza V, 1. — Z. 1 v. u. Nidda 6b.

S. 133, Z. 2 v. o. R. Haschana 26b; Megilla 18b; Nasir 3a; J. Sch'mith IX, 1; Megilla II, 2. — Z. 4 v. o. Erubin 53b. — Z. 6 v. o. Sabbath 152a. — Z. 9 v. o. M. Katan 17a.

S. 134, Z. 1 v. u. Vgl. Kohn, „Die hebräischen Handschriften des ungarischen Nationalmuseums zu Budapest" (Berlin 1877), S. 22. Das betreffende Werk Isaak de Corbeil's war sicherlich in hebräisch-rabbinischer Sprache geschrieben.

S. 135, Z. 7 v. o. Steinschneider, „Hebräische Bibliographie", VII, 97. — Z. 15 v. u. Georgius Syncellus, „Chronographia" (ed. Bonn), I, 471; vgl. Harkavy in Ben Chananja VIII, 789. — Z. 10 v. u. Ibn Daud, S. Hakabbala, S. 47a.

S. 136, Z. 1 v. o. Saadia Ibn Danan in Edelmann's „Chemda Genusa" 29b. — Z. 12 v. o. Abraham Ibn Daud, a. a. O., S. 76a; Fürst, „Geschichte des Karäerthums", II, 194. — Z. 17 v. o. Orient, Literaturblatt, 1848, S. 484. — Z. 16 v. u. Nicht Gellet כללט, wie Zunz, „Zur Geschichte und Literatur", S. 172 und noch „Gesammelte Schriften", II, 48 meint; die richtige Lesart ist בילית; vgl. Ozar Nechmad II, 10 und Cod. Monach., Nr. 28, wo sogar punktirt בְּלִלַּט steht, vgl. Berliner, Magazin für die Wissenschaft des Judenthums III, 60. R. G. A. זכרון יהודה Nr. 8 findet sich der Name בילישא. — Z. 15 v. u. Nicht die Schwester Raschi's, wie Zunz, a. a. O., S. 172 angibt, wie das Grätz, a. a. O., VI, 395 bereits nachgewiesen hat. — Z. 10 v. u. Pardes. — Raschi, R. G. A., im handschriftl. ס׳האסופות mitgetheilt von Luzzatto, Ozar Nechmad II, 10, Nr. 10. — Z. 8 v. u. Luzzatto, a. a. O., II, 10 Nr. 15. — Z. 1 v. u. ס׳הישר §. 599: רחל ושמה בילא שין... Ueber ihren Sohn Schemaja vgl. Berliner in Steinschneider's Hebräische Bibliographie IX, 78. — Nicht seiner Tochter dictirte Raschi in einer Krankheit die Antworten auf eingelaufene talmudische Anfragen, wie bei Grätz, a. a. O., VI, 82 zu lesen, sondern seinem Schwiegersohne. Die betreffende Stelle in Pardes, S. 33 lautet nach Berliner's Emendation nicht ולכן בתו, sondern ולבן בתו.

S. 137, Z. 9 v. o. Carmoly, a. a. O., S. 110. — Z. 13 v. o. Zunz, „Zur Geschichte und Literatur", S. 173. — Z. 18

v. o. Simon Duran R. G. A. III, 78. — Z. 10 v. u. Die Handschrift befindet sich in der Bibliothek des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau. Zuckermann, „Katalog der Seminar-Bibliothek" (Breslau 1870), Nr. 104. Vgl. auch Zunz in Geiger's Zeitschrift für jüdische Theologie, III, 46; Wiener in Frankel's Monatsschrift, II, 440; Hebräische Bibliographie, XI, 103. — Z. 6 v. u. Manuscript in Oxford, Can. or. 89, 90; Neubauer's Cat. Mss. Bodl. 2., 635, 636 (nach brieflichen Mittheilungen Neubauer's).

S. 138, Z. 1 v. o. Zeltner, „De erudita Virgine Judaea per transennam docente" (Altdorf 1722), S. 37. — Z. 2 v. o. Petachia, „Reise", 3b. — Z. 14 v. o. Sal. Loria R. G. A., Vorrede. — Z. 5 v. u. Landshuth, „Amude Ha-Aboda", I, 25; Zunz, „Zur Geschichte und Literatur", S. 172; Zunz läßt sie in den „Sterbetagen" 1213, in der „Literaturgeschichte der synagogalen Poesie", S. 317, im Jahre 1214 erschlagen. — Die Tochter des Baruch ben Isaak aus Regensburg, die Mutter des Joseph Chasan in Troyes, belehrte ihren Sohn, daß man Bohnen am Passah nicht kochen dürfe. Vgl. Kohn, a. a. O., S. 25. — Z. 4 v. u. Minhage Maharil (Zizith) Zunz, „Zur Geschichte", S. 173. — Z. 2 v. u. Berachoth 45b Tosafot; Mordechai, Berachoth §. 158.

S. 139, Z. 7 v. o. Maharil, R. G. A., Nr. 199. — Z. 8 v. o. Ebend., Nr. 70. — Z. 12 v. o. Ebend., Nr. 199. — Z. 15 v. o. Ebend., Nr. 57. — Z. 16 v. o. Ebend., Nr. 166. — Z. 14 v. u. Cat. des Mss. Hebreux de la Bibliothèque Impériale, S. 408. Fromet's Vater hieß Isachar. Die Handschrift wurde beendet am 7. Schebat 5214 (1454). — Z. 8 v. u. Isserlein, „Pesakim", Nr. 260, 261. — Z. 5 v. u. Der Brief handschriftlich in Leket Joscher (Manuscript in München, Cod. 404, 405; Steinschneider, „Cat. Codd. Mss. Bibl. Reg. Monac.", S. 189 fg.), II, 14b; vgl. Berliner in Frankel-Grätz, Monatsschrift für Geschichte, XVIII, 177. Isserlein's Schwiegertochter, Rebel, die Frau seines Sohnes Petachia, hatte einen Josel Sofer zum Lehrer. Berliner, a. a. O., S. 178.

S. 140, Z. 17 v. u. Jebamoth 63a. Dina nahm den Satz wörtlich. — Z. 14 v. u. Edelmann, „Gebulat Schaul" (London 1854), 4b, 25b. — Z. 11 v. u. Hebräische Bibliographie IX, 24. — Z. 4 v. u. Jachia, „Schalschelet", 45b; vgl. hierzu Hebräische Bibliographie XV, 113.

S. 141, Z. 2 v. o. Schiller-Szinessy, „Catalogue of the Hebrew Manuscripts of the University Library Cambridge" (Cambridge

1876), I, 88; Zunz, „Literaturgeschichte", S. 535. — Z. 6 v. o. Ghirondi-Nepi, „Biographisches Wörterbuch" (Triest 1853), S. 246. — Z. 8 v. o. Ebend., S. 36.

S. 143. Al. Makkari, „Encyklopädie", II, 356, mitgetheilt von W. Bacher in Frankel-Grätz' Monatsschrift, XX, 186 fg. — Z. 3 v. u. l. Xemona.

S. 144, Z. 12 v. u. Josephus, „Leben", §. 37.

S. 145, Z. 2 v. o. Heffner, „Die Juden in Franken" (Nürnberg 1855), S. 13 und Beilagen. — Z. 5 v. o. Frankel's Monatsschrift, XII, 183. — Die „ehrbare und züchtige Frau Morada, Doctorin der freien Kunst der Arznei, wohnhaftig zu Günsburg", der ein jüdisch-deutsches Sittenbuch von dem Verfasser 1542 gewidmet wurde, war nicht, wie Carmoly (Oholiba S. 105) meint, eine jüdische Aerztin. Diese Morada ist die gelehrte Humanistin Olympia Morata, welche, 1526 geboren, schon in ihrem 16. Jahre öffentliche Vorträge in Ferrara, ihrer Vaterstadt, hielt. Sie verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Gundler und zog mit ihm nach Schweinfurt, lebte später in Günsburg und Hammelburg. Sie soll auch eine Berufung als Lehrerin der griechischen Sprache an die Universität Heidelberg erhalten haben. — Z. 7 v. o. Das unter dem Titel ס׳היגשי existirende Compendium über Embryologie, Geburtshülfe und über die Behandlung und Pflege der Wöchnerinnen wurde mehrfach abgeschrieben. Es existirt ein handschriftliches Exemplar dieses Hebammenbuchs, das Rosa, die Tochter eines Chajim Halewi und Gattin eines Juda Hendrix, eine studirte Hebamme, von Ahron ben Sabbathai aus Emden, 25. Ab 1709 in Amsterdam hat abschreiben lassen (169 Blätter), „daß sie will oftmals daraus leien, darmit daß sie sich ihr Herz will darin meinen, auf daß sie sich nicht vor kein Hebamm' bedarf zu scheuen". Vgl. Katalog der Bibliothek des Dr. H. Lotze (Leipzig 1876), Nr. 1750, und briefliche Mittheilungen des Herrn Professor Dr. Fr. Delitzsch in Leipzig. — Z. 12 v. o. Wiener Jahrbuch 5621, S. 119.

S. 146, Z. 12 v. u. Steinschneider, „Hebräische Bibliographie", I, 67; Carmoly (Oholiba S. 112) nennt sie unrichtig Canet.

S. 147, Z. 8 v. o. Ersch und Gruber, Encyklopädie (Art. Jüdische Typographie), II, 28, S. 29, Nr. 23. — Z. 18 v. o. Ebend., S. 29, Nr. 22. — Z. 15 v. u. Cat. Bodl. 2919. — Z. 5 v. u. Ebend. 3024; Encyklopädie, II, 28, S. 82 fg.

S. 148, Z. 6 v. o. Cat. Bodl. 2885, 2993. Am Ende des Tr. Nidda heißt es: עי אחותו הבתולה עלה בת כהר״ר משה שלי״ט בשנת נקבה תסבב זכר לפ״ק. Carmoly, a. a. O., S. 114 nennt sie Ella Salit, die euphonische Abbreviatur שלי״ט für einen Namen haltend! — Z. 7 v. o. Jeremias 31, 22.

S. 149, Z. 2 v. o. Am Ende der Selichoth, welche die Chewra Kadischa zu Halberstadt am 15. Kislew alljährlich recitirt, und die Halle 1709 gedruckt sind, heißt es: ראה מלאכתי וכל מעבדי געלה בת לאא רמבא תפארתי. Cat. Bodl. 2892 fg., 2939. — Z. 8 v. o. Am Ende heißt es ausdrücklich: על ידי הפועלת במלאכת הקודש באמונה הזעצרין רבקה בת כהר״ר ישראל בעל המדפיס. — Z. 18 v. o. פיילא oder פיולה = Fiola. Die von ihrem Gatten ihr gewidmete Strophe lautet: פי״לא אחתום מליתן שבח לאל אים ונורא שעשה עזר כנגדי בזיווג שני אשתי חצנועה והחסידה מרת פיילא לימא מסייע כמוני כמותה במלאכה זו גדולה.

S. 150, Z. 10 v. o. Steinschneider, „Die Volksliteratur der Juden", in Gosche's „Archiv für Literaturgeschichte", II, 14 (Separatabdruck). — Z. 6 v. u. Wolf, „Bibliotheca Hebraica", IV, 201. — Z. 1 v. u. Außer von Yung in seiner „Alphabetischen Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen", S. 36 wird Rachael (sic) Akerman von niemand erwähnt. Ob sie mit der von Ant. Fr. Donius in „La Liberaria Seconda", S. 102[b] (Wolf, „Bibl. Hebr.", III, 969) erwähnten gelehrten Jüdin Rahel, welche „Ueber die Conservirung des jugendlichen Angesichtes" geschrieben haben soll, identisch ist, bleibt dahingestellt.

S. 151, Z. 12 v. o. Nicht im 24. Jahre, wie es bei Carmoly, a. a. O., S. 108 heißt.

S. 152, Z. 4 v. o. Zeltner, De Rebecca Polon. erudita in gente Jud. feminar. rar. exempl. (Altdorf 1719). — Z. 13 v. o. Wolf, „Bibl. Hebr.", III, 986, Nr. 1908; Hallervord, „Bibl. curios.", S. 353, col. 1. — Z. 2 v. u. Wolf, „Bibl. Hebr.", III, 263, Nr. 629[b].

S. 153, Z. 4 v. o. Perles, „Geschichte der Juden in Posen", in Frankel's Monatsschrift XIV, S. 90; Gal-Ed, Nr. 165. — Z. 7 v. o. Baß, „Sifße Jeschenim", S. 68, Nr. 53. — Z. 14 v. o. Steinschneider, „Cat. Bodl.", 3026; Jüdische Typographie, S. 54, Note 30. — Z. 16 v. o. Perles, „Bibliographische Mittheilungen aus

München", in Frankel-Grätz' Monatsschrift, XXV, 355. — Z. 17 v. o. Ellusch = אלוש = Ella, mit der noch heute gebräuchlichen slavischen Endung usch. — Z. 11 v. u. Wolf, „Bibl. Hebr.", II, 1433, Nr. 672; I, 947, Nr. 1783; Steinschneider, „Serapeum", 1849, S. 47; Cat. Bodl. 971. — Z. 3 v. u. Perles, a. a. O., XXV, 355.

S. 154, Z. 4 v. o. Prag, o. J. — Z. 7 v. o. O. O. u. J. Wolf, „Bibl. Hebr.", III, 157, Nr. 411[b]; II, 1362; Serapeum 1849, S. 77; Zunz, „Add. ad Cat. Msc. Bibl. Sen. Lips.", S. 322. — Z. 9 v. o. Steinschneider, „Jüdische Typographie", S. 77; Cat. Bodl. 3045. — Z. 11 v. o. Steinschneider, „Jüdische Typographie", S. 77. — Z. 12 v. o. Berlin 1717; Ebend., S. 77. — Z. 17 v. o. Ebendas., S. 31, Note 44. — Z. 12 v. u. Serapeum 1864, S. 41. — Z. 2 v. u. Nach Abschrift des Herrn Alexander Goldberg in Paris.

S. 155, Z. 14 v. u. Im Jahre 1648 wurde von dem Rath der Stadt Hamburg decretirt: müssen alle Juden Ostern 1649 die Stadt verlassen, und jeder Jude, der in die Stadt kommt, hat täglich einen Goldgulden Strafe zu zahlen. Vgl. Schudt, „Jüdische Merkwürdigkeiten", I, 379.

S. 158, Z. 4 v. o. Wolf, „Hebräische Bibliographie", VI, 66. — Z. 7 v. o. A. F. Rio, „Les quatre martyrs" (3. éd.), S. 89. — Z. 12 v. u. Componimienti poetici delle più illustri rimatrici italiane d'ogni secolo, raccolti da Luisa Bergalli (Venedig 1726), II, 125; auch mitgetheilt von M. Soave, „Sara Copia Sullam" S. 4, Note 1. — Z. 5 v. u. Vgl. Kayserling „Menasse ben Israel. Sein Leben und Wirken" (Berlin 1861), S. 12. — Z. 3 v. u. Componimienti poetici I, 242:

Non più desire omai l' alma vi cinga,
De cantar questa fral belleza nostra
Che non d' occhi splendor proprio mi mostra
Ma lingua altrui coniren, che vi dipinga.

S. 159, Z. 15 v. o. Unter dem Titel Dias Penitenciales, 80 Oct. auf 24 Seiten; vgl. Kayserling, „Zur hebräisch-spanischen Bibliographie" in Frankel's Monatsschrift XVI, 309. — Z. 17 v. o. Es existiren von der italienischen Uebersetzung des „Meon ha-Schoalim" zwei Bearbeitungen: die eine erschien unter dem Titel: „Il Tempio, trasportato in vulgare Italiano da M. Lazaro de Viterbo" (Venedig, Dan. Junta, s. a. [1602?, 8.]), neu herausgegeben von

J. Goldenthal (Wien 1851, 16.), und die andere durch Samuel de Castronovo (Castelnuovo) zum Druck befördert (Venedig, Juan de Gara, 1609, 8.). Fürst, „Bibl. Jud.", I, 56 u. a. halten die beiden Bearbeitungen für zwei Ausgaben der Uebersetzung der Deb. Ascarelli. Schon Bisconius, „Cat. Bibl. Med. Laurent." (Florenz 1752), S. 86, bei Besprechung einer in der Laurentiana befindlichen Handschrift, und später De Rossi, „Dizionario storico degli autori Ebrei", s. v. machen auf die Verschiedenheit der beiden Uebersetzungen aufmerksam. Herr M. Soave in Venedig, welcher, wie er mir brieflich (27. Dezember 1875) mitzutheilen so freundlich war, beide Editionen miteinander verglichen hat, gelangt zu demselben Resultat, daß es nämlich zwei verschiedene Bearbeitungen sind. Man vergleiche:

1. Edition 1602.

O Tempio di chi chiede un fin perfetto,
Di chi ricerca sol gratia et amore
E da vita il tuo fonte benedetto.

Pover or surgo, e con tremante core
Che quale stilla al Gange, sia stimato
All' antico il mio stil, tanto é minore.

2. Edition 1609.

O Tempio d'orator voglia infinita,
Di chi cerca pieta grazia e favore
Tuo fonte benedetto spande vita.

Umil vengo eggi, e le mie interiore
Tremano esse, quale una goccia al Gange
E la mia vena al rio d'antecessore.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört die zweite Bearbeitung, in hebräischen Charakteren, der Debora Ascarelli an. — Z. 6 v. u. A. F. Rio, „Les quatre Martyrs" (Paris 1856, 3. Auflage 1862, deutsch, Ingolstadt 1857). Dieses Buch, in dem Anfaldo Cebà als „Märtyrer der christlichen Liebe" geschildert wird, benutzte M. A. Levy als Quelle zu dem kurzen Lebensbilde „Sara Copia Sullam", das in dem „Jahrbuch für die Geschichte der Juden und des Judenthums" III, 65 fg. erschienen ist, und aus dem Grätz, a. a. O., X, 146 fg., wieder einen magern Auszug gibt. Bedeutend vervollständigt wurde das Bild Sara's durch die treffliche Arbeit, welche Herr M. Soave in Venedig im „Corriere Israelitico di Trieste" (1863) lieferte und in Separatabdruck (14 Seiten) mir zuzuschicken die Güte hatte. Vgl.

auch Geiger, „Jüd. Zeitschrift für Wissenschaft und Leben", VII, 178 fg. Ein kurzer Aufsatz: „Due poetesse italiane poco note" erschien in der Rivista Israelita 1846, S. 180 fg. Während des Drucks dieses Buches erhielt ich die schön gearbeitete Schrift: „Sara Copia Sullam, une héroïne juive au XVIIe siècle. Étude historique et biographique" par Ernest David (Paris 1877). Dieselbe, welcher die Arbeiten Rio's und Soave's zu Grunde liegen, ist die ausführlichste der über Sara erschienenen Biographien.

S. 160, Z. 17 v. u. Die Grabschrift Simon Coppio's nach Mittheilung Soave's in Geiger's „Jüdischer Zeitschrift", VII, 182; in dieser Grabschrift wird Sara ausdrücklich die älteste Tochter genannt. — Z. 12 v. u. Ihre älteste Tochter, welche sie, wahrscheinlich nach der Großmutter, Rebekka nannte, starb, zehn Monate alt, 1615. Sara verheirathete sich somit 1614. Hebräische Bibliographie, IX, 129. — Z. 6 v. u. Dieses Musikwerk: „Loblieder von Salomon Rossi aus Mantua" wurde in moderne Notenschrift übertragen und in Partitur gesetzt von S. Naumburg (Paris 1877).

S. 161, Z. 1 v. u.

Che chi il vecchio cammin pel nuovo lascia,
Spesso s'inganna, e poi ne sente ambascia.

S. 162, Z. 4 v. o. Diese Briefe, 55 an der Zahl, erschienen unter dem Titel: „Lettere d'Ansaldo Cebà scritte a Sara Copia e dedicate a Marcantonio Doria" (Genua, Giuseppe Pavoni, 1623).

S. 163, Z. 14 v. o. Soave, a. a. O., S. 7. — Z. 10 v. u. Vgl. den Brief Cebà's an Sullam vom 7. November 1620, bei Soave, a. a. O., S. 5.

S. 164, Z. 16 v. o.

L'. imago è questa di colei ch' al core
Porta l' imago tua sola scolpita,
Che con la mano al seno, al mondo addita:
Qui porto l' idol mio, ciascun lo adore.

Bei Rio, a. a. O., S. 107.

S. 166, Z. 15 v. o. Manifesto di Sara Copia Sullam, nel quale è da lei riprovata l' opinione negante l' immortalità dell' anima falsamente attribuitale da Baldassar Bonifaccio (Venedig 1621, 4.); neuerdings herausgegeben von V. Gamba, „Operette d' istruzione e di piacere", Tom. 72. — Z. 7 v. u. Sara hatte

keinen Bruder, aber zwei Schwestern, wovon die jüngere, Namens Diana, einen Herrn Massarano in Mantua heirathete; dorthin begleitete sie im Mai 1623 Leon Modena, wie dieser in seiner Selbstbiographie berichtet. Soave, a. a. O., S. 8.

S. 167, Z. 7 v. o. Bei Soave, a. a. O., S. 10 fg.

S. 170, Z. 12 v. o. Grabschrift und Uebersetzung bei Geiger, a. a. O., VII, 181. In dem hebräischen Texte muß es nach brieflichen Mittheilungen Soave's heißen נזר נשים statt עזר נשים und ירם ו statt ליל ו׳.

S. 171, Z. 2 v. o. Vgl. S. 97.

S. 172, Z. 5 v. o. Ueber diese und andere spanische und portugiesische jüdische Dichter vgl. Kayserling, „Sephardim. Romanische Poesien der Juden in Spanien" (Leipzig 1859). — Z. 8 v. o. Vgl. „Sephardim", S. 206 fg. Alles was von G. Karpeles in dem zum Besten des Sefath-Emeth-Vereins in Berlin gehaltenen Vortrage „Die Frauen der jüdischen Literatur (Berlin 1871), S. 16 fg. über Correa und die andern spanischen Dichterinnen gesagt wird, ist, ohne Quellenangabe, meinem „Sephardim" wörtlich entnommen.

S. 173, Z. 8 v. u. Sephardim S. 250. — Z. 6 v. u. Ueber Cardoso vgl. Sephardim S. 191 fg.

S. 174, Z. 7 v. u. Nicht Pinto, wie es Sephardim S. 251 irrthümlich heißt und wie andere nachschreiben. — Z. 1 v. u. Vgl. Sephardim S. 251, 297 fg.

S. 175, Z. 11 v. u. Ihre hebräischen Briefe befinden sich in A. M. a Schurman, „Opuscula" (Utrecht 1652). — Z. 4 v. u. Das Weitere in meiner demnächst erscheinenden Monographie „Die Buxtorf und ihre Zeit".

S. 176, Z. 8 v. o. Lewysohn, a. a. O., S. 54 fg. — Z. 9 v. u. Ebend., S. 53.

S. 177, Z. 1 v. o. Lieben, „Gal.-Ed. Grabschriften des prager Friedhofs", Nr. 46. Chaja's Grabstein hat eine Krone. — Z. 10 v. o. Bacharach, R. G. A. Chaw. Jair S. 272[b]. Dabrüsch wurde über zehn Jahre von einem hartnäckigen Husten gequält und starb 11. Adar (Februar) 1662. Ihr Sohn wendet auf sie die Segensformel זצ״ל an. Zwei Jahre später ging Simson Bacharach mit Fega, der Schwester des metzer Rabbiners R. Moses, eine zweite Ehe ein. Vgl. Bacharach, a. a. O., S. 258[b]. — Z. 12 v. o. Jüdisches Literatur-

blatt" (Magdeburg 1875), S. 92. — Z. 23 v. o. R. G. A. Chaw. Jair, Vorrede. Nach ihr genannt wurde eine Enkelin des Jair Chaim Bacharach, die „berühmte" Eva, die Großmutter des R. Moses Kunitz in Ofen. Vgl. dessen „Ben Jochai", Vorrede.

S. 178, Z. 3 v. o. Dagul Merwawa zu Or. Chajim Kap. 263, B. 12. — Z. 10 v. o. Wolf, „Bibl. Hebr.", III, 64. — Z. 13 v. o. Ihre Mutter war die durch ihre Freigebigkeit bekannte Gnendel, geb. Cohen, welche den 13. Juni 1712 in Hannover starb. Vgl. Wiener in Frankel's Monatsschrift, XIII, 163. — Z. 18 v. o. Fleckeles, R. G. A. T'schuba Meahabah, II, 295, S. 47a. — Z. 4 v. u. Kunitz, „Ben Jochai" (Wien 1815), Vorrede.

S. 179, Z. 4 v. o. Krendel war die zweite Frau Steinhardt's; seine erste Frau war die „fromme" Hanna, eine Tochter des R. Akiba Schapira. Steinhardt, R. G. A. „Sichron Joseph" (Fürth 1773) 119d. — Z. 14 v. o. Steinhardt, R. G. A. Sichron Joseph, I, 13. — Z. 7 v. u. Ebend. 99c.

S. 180, Z. 2 v. o. Sie starb nicht, wie Carmoly (Oholiba S. 106) angibt, 1771, da in der Vorrede des 1773 gedruckten Werkes ihres Gatten von ihr als einer Lebenden die Rede ist. Daß sie „auch Beweise ihrer medicinischen Kenntnisse gegeben", versichert Carmoly. — Z. 7 v. o. Ghirondi-Nepi, a. a. O., S. 80. — Z. 19 v. o. Ebend., S. 56. — Z. 4 v. u. J. S. Finn, „Kirjah Neemanah" (Wilna 1860), S. 287.

S. 181, Z. 5 v. o. Ben Chananja II, 205.

S. 182. Z. 9 v. o. Ueber Mendelssohn vgl. Kayserling, „Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke (Leipzig 1862).

S. 183. Z. 15 v. u. Vgl. Kayserling, „Dorothea von Schlegel", in Prutz' Deutschem Museum, 1860, Nr. 49 fg.; Fürst, „Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen", S. 114 fg.

S. 184, Z. 3 v. u. Moses Mendelssohn's „Gesammelte Schriften" V, 673.

S. 185, Z. 2 v. o. Moses Mendelssohn's „Gesammelte Schriften" V, 685. — Z. 4 v. o. Varnhagen von Ense, „Denkwürdigkeiten" (Leipzig 1870), I, 280. — Z. 17 v. u. Moses Mendelssohn's „Gesammelte Schriften" V, 667. Die Mittheilung der Henriette Herz: „Dorothea war ein Jahr vor mir verheirathet worden" (Fürst, „Henriette Herz", S. 111) beruht somit auf Irrthum. Im October 1782

war Dorothea bereits verlobt. Ebend., V, 610. — Z. 10 v. u. Ebend., V, 667.

S. 186, Z. 13 v. o. Philipp Veit, geb. 13. Februar 1793. In einem Briefe Rahel's vom 2. April 1793 (Rahel. Ein Buch des Andenkens, I, 58) heißt es: „Madame Veit geht faſt gar nicht aus und ſtillt beſtändig, befindet ſich aber à merveille!"

S. 187, Z. 12 v. o. Unvergeſſenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr ſelbſt erzählt (Leipzig 1858), I, 258. — Z. 14 v. u. Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen (Berlin 1858), I, 178.

S. 188, Z. 2 v. u. Aus Schleiermacher's Leben, I, 182.

S. 189, Z. 10 v. u. Julian Schmidt, „Geſchichte der deutſchen Literatur" (Leipzig 1859), I, 395. — Z. 5 v. u. Barthel, „Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit" (Gütersloh 1876), S. 41.

S. 190, Z. 19 v. o. Aus Schleiermacher's Leben, I, 244.

S. 191, Z. 14 v. o. Reichlin-Meldegg, „Paulus und ſeine Zeit" (Stuttgart 1853), II, 315. — Z. 14 v. u. Aus Schleiermacher's Leben, I, 302.

S. 192, Z. 4 v. u. Unvergeſſenes, I, 261.

S. 193, Z. 5 v. o. Varnhagen von Enſe, „Denkwürdigkeiten", I, 248; „Florentin" erſchien in Lübeck 1801. — Z. 7 v. o. Julian Schmidt, „Geſchichte der deutſchen Literatur", I, 393. — Z. 16 v. o. Frankfurt a. Main 1805. — Z. 17 v. o. Berlin 1807. — Z. 22 v. o. Leipzig 1804. Der zweite Band „Geſchichte der ſchönen und tugendſamen Euryanthe" iſt nicht von Dorothea, ſondern von ihrer Freundin Helmina von Chézy; vgl. Barthel, a. a. O. 44. Briefe von Dorothea ſind enthalten in „Paulus und ſeine Zeit" und der Biographie „Sulpiz Boiſſerée" (Stuttgart 1862).

S. 194, Z. 7 v. u. Vgl. den Brief vom 4. Januar 1805 in Reichlin-Meldegg, „Paulus und ſeine Zeit", II, 329.

S. 195, Z. 8 v. u. Sulpiz Boiſſerée, I, 172.

S. 196, Z. 10 v. o. Fürſt, „Henriette Herz", S. 118. — Z. 13 v. o. Simon Veit ſtarb im November 1819. — Z. 19 v. o. Sulpiz Boiſſerée, I, 507.

S. 198, Z. 12 v. o. Varnhagen von Enſe, „Denkwürdigkeiten", III, 136 fg. — Z. 21 v. o. Fürſt, „Henriette Herz", S. 158. —

Z. 2 v. u. Ihre Biographie, größtentheils von ihr selbst geschrieben, wurde bearbeitet und herausgegeben von J. Fürst, „Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen" (2. Auflage Berlin 1858). Vgl. noch: Aus Schleiermacher's Leben, Rahel, Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten und dessen Tagebücher u. a. m.

S. 202, Z. 14 v. o. Mémoires inédits (Paris 1825), V, 49.

S. 203, Z. 17 v. u. Aus Schleiermacher's Leben, I, 183.

S. 204, Z. 4 v. o. Ebend., I, 273.

S. 205, Z. 9 v. u. Briefe des jungen Börne an Henriette Herz (Leipzig 1861).

S. 207, Z. 6 v. o. J. Fürst, a. a. O., S. 40.

S. 208, Z. 1 v. o. Ebend., S. 85. — Z. 1 v. u. Rahel hat bereits eine ganze Literatur, welche durch neue Veröffentlichungen aus dem unerschöpflichen Nachlaß Varnhagen von Ense's noch immer vergrößert wird. Die Hauptquellen sind: „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde (3 Thle. Berlin 1834); „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit" (2 Thle. Leipzig, Brockhaus, 1861); „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel (6 Thle. Ebend. 1874—75); „Aus Rahel's Herzensleben. Briefe und Tagebücher" (Ebend. 1877); Varnhagen von Ense, Vermischte Schriften (3 Thle. Ebend. 1876); Schmidt-Weißenfels, „Rahel und ihre Zeit" (Ebend. 1857); B. de Bury, „Rahel et le Monde de Berlin" in der Revue des deux mondes, 15. December 1858; Hillebrand, „La Société de Berlin de 1789—1815", LXXXVII, 67—113.

S. 209, Z. 7 v. u. „Rahel. Ein Buch des Andenkens", I. 324.

S. 211, Z. 2 v. o. „Rahel", I, 158.

S. 212, Z. 9 v. o. Die Verse L. Robert's mitgetheilt von Fr. Wahl in den „Jahreszeiten" 1856, I, 805, und bei Gustav Klemm, „Die Frauen" (Dresden 1859), VI, 382. Vgl. Rahel, III, 10: „Ob eine Frau schreiben soll? Wenn sie Zeit hat, wenn sie Talent hat, wenn's ihr Mann befiehlt — wird's eheliche Pflicht sogar; wenn er's leidet, gerne sieht" u. s. w. — Z. 4 v. u. Morgenblatt vom Jahre 1812, S. 161—176; Schweizer Museum (Aarau 1816), S. 212 fg., 331 fg.; Gesellschafter für Geist und Herz vom Jahre 1821, S. 131 fg. Vgl. v. Schindel, „Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, II, 384.

S. 215, Z. 7 v. o. Rahel, I, 87, 133. — Z. 8 v. u. Jost, „Annalen", I, 60.

S. 216, Z. 9 v. o. W. Freund, „Die Judenfrage in Deutschland", I, 181. — Z. 8 v. u. Rahel, I, 43. — Z. 6 v. u. L. Geiger, „Geschichte der Juden in Berlin", S. 113.

S. 217, Z. 12 v. u. Varnhagen von Ense, „Vermischte Schriften", II, 75 fg. — Z. 9 v. u. Rahel, II, 274 fg.

S. 219, Z. 6 v. o. Fürst, „Henriette Herz", S. 125 fg.

S. 220, Z. 3 v. u. Vgl. die Familie Itzig in Steinschneider's „Hebräische Bibliographie", IV, 72 fg.

S. 221, Z. 7 v. o. Isachar Falkensohn Behr, vgl. über ihn Kayserling, „Der Dichter Ephraim Kuh" (Berlin 1864), S. 43 fg. — Z. 12 v. o. Vgl. Varnhagen von Ense, „Vermischte Schriften" I, 328 fg. — Z. 15 v. o. Sie wurde geboren Neumond Kislew 5518 (nicht 5511 wie es „Hebräische Bibliographie", IV, 73 infolge eines Druckfehlers heißt).

S. 225, Z. 7 v. o. Sulamith, IV, 1, 210.

S. 226, Z. 14 v. o. Varnhagen von Ense, „Denkwürdigkeiten", II, 265 fg.

S. 227, Z. 12 v. o. Rahel, II, 258. — Z. 1 v. u. Mannheimer, „Gottesdienstliche Vorträge" (Wien 1876), II, 190 fg.

S. 228, Z. 4 v. u. Fürst, „Henriette Herz", S. 308.

S. 229, Z. 11 v. o. Nach brieflichen Mittheilungen des Herrn Rabbiner Dr. T. Cohn in Potsdam, welcher der Frau Levy mehrere Jahre nahe stand.

S. 230, Z. 2 v. o. Rahel, II, 360, 367. — Z. 10 v. u. Wurzbach, „Biographisches Lexikon", XXVII, 130. Zu ihrem Andenken wurde auch 1854 mit einem Kapitale von 30000 Gulden eine Adelheid Carl von Rothschild'sche Stipendiumstiftung für israelitische Schüler gegründet.

S. 231, Z. 6 v. o. Adelheid Zunz. Ein Angedenken ihrer Freunde (von Lebrecht). Als Manuscript gedruckt (Berlin 1874).

S. 232, Z. 5 v. o. Varnhagen von Ense, „Denkwürdigkeiten", II, 118, 125; A. von Schindel, a. a. O., I, 138; III, 94; Wurzbach, „Biographisches Lexikon", IV, 379.

S. 234, Z. 9 v. o. Regina Frohberg's Schriften sind: „Luisa oder kindlicher Gehorsam und Liebe im Streite" (anonym) (Berlin 1808); „Schmerz und Liebe" (Berlin 1811, 2. Aufl. Wien 1815);

„Erzählungen" (Dresden 1811, 2. Aufl. Wien 1817); „Das Opfer" (Amsterdam 1812, 2. Aufl. Wien 1815); „Verrath und Treue" (Berlin 1812, 2. Aufl. Wien 1816); „Bestimmung", ein Roman, (2 Thle. Wien 1814); „Die Brautleute oder Schuld und Edelmuth" (Wien 1814); „Darstellungen aus dem menschlichen Leben" (Wien 1814); „Das Gelübde", ein Roman in Briefen (2 Thle. Wien 1816); „Herbstblumen" (Wien 1817); „Das Ungewitter" (Wien 1817); „Theater" (2 Thle. Wiesbaden 1817—18); „Stolz und Liebe" (Brünn 1820); „Das Hochzeitsfest", „Der Zweikampf", zwei Erzählungen (Wien 1821); „Die Rückkehr" (2 Thle. Frankfurt 1824); „Entsagung" (2 Thle. Wien 1824, 2. Aufl. 1830); „Der Liebe Kämpfe" (2 Thle. Leipzig 1826); „Kleine Romane" (2 Thle. Wiesbaden 1829); „Die Abreise" (2 Thle. Wien 1830, 2. Aufl. 1834); „Eigene und fremde Schuld" (2 Thle. Leipzig 1837); „Vergangenheit und Zukunft" (2 Thle. Gera 1840); „Gedankenfreiheit auf dem Pfade des Lebens" (Wien 1842, 2. Aufl. 1845). — Z. 8 v. u. Schummel, „Breslauer Almanach 1801", I, 53, 60; Schindel, a. a. O., I, 102; III, 74.

S. 235, Z. 8 v. u. Henriette Herz, S. 177; Mad. de Genlis, a. a. O., S. 49.

S. 236, Z. 13 v. u. Von Esther Gad-Bernhard erschienen Beiträge in: Kausch, „Freimüthige Unterhaltungen", I, 95—102 u. a.; „Archiv der Zeit: Nachrichten von dem Dresdener Museum", November 1709; Becker's „Erhohlungen" 1799, IV, 272 fg.; Becker's „Almanach" 1890, S. 308 fg. Ferner schrieb sie: „Kritische Auseinandersetzungen mehrerer Stellen in dem Buche der Frau von Staël über Deutschland, mit einer Zueignungsschrift an Jean Paul Friedrich Richter" (Hannover 1814); „Gesammelte Blätter" (Leipzig 1805). — Z. 7 v. u. Kosmopolit 1798, 577—590.

S. 238, Z. 13 v. u. Allgemeine Zeitung des Judenthums 1865, S. 596. — Z. 6 v. u. Nach brieflichen Mittheilungen.

S. 239, Z. 10 v. u. Rießer, „Jüdische Briefe", II, 93 (Gesammelte Schriften, IV, 247).

S. 240, Z. 15 v. u. Nach brieflichen Mittheilungen des Herrn Oberlehrers Al. Elsässer in Laupheim.

S. 241, Z. 5 v. o. Allgemeine Zeitung des Judenthums 1867, S. 527. — Z. 15 v. u. Stuttgart, Maentler, 1871. — Z. 15 v. u. Auf die abfälligen Kritiken der Zeitungen über dieses Lustspiel er-

widerte die Verfasserin mit einer Allegorie von einer Kuh, die auf der Ausstellung prämiirt wird, worauf die Bäuerin, welche sie ausgestellt, vielen Verdruß hat und diesem Verdruß im baierischen Dialekt folgendermaßen Ausdruck gibt:

Ja woaßt, des geht oft komisch zue,
War nur des Viech nit g'rad e Kueh!
Die Ochsen krieg'n oft en Preis —
Aber e Kueh!! des is was Neu's.

Zum Schlusse schmollt die Dichterin und ruft:

I hab' mer's g'lobt und des wird wahr,
I schick' koan Kuh mehr ein auf's Jahr,
I hab' am ersten Preis scho' g'nua,
I mog koan zweiten nit derzua!

S. 242, Z. 11 v. o. Schwedische Volklieder der Vorzeit, im Versmaß des Originals übertragen (Leipzig 1857); Dänische Volkslieder (Hamburg 1858); Schottische Volkslieder (Hamburg 1861); Norwegische, Isländische, Färöische Volkslieder (Hamburg 1866); Zwei Lieder der Edda (Hamburg 1863); Gedichte (Berlin 1873).

S. 243, Z. 2 v. u. Jüdisches Volksblatt 1865, S. 143; Chanuka (von Lehmann), S. 255.

S. 246, Z. 5 v. o. H. Kurz, „Geschichte der neuesten deutschen Literatur", IV, 759.

S. 248, Z. 16 v. u. Das biographische Material über Rahel Meyer verdanke ich der Güte des emeritirten Seminarlehrers Herrn S. Piek in Berlin.

S. 254, Z. 4 v. u. Nach den von befreundeter Seite mir gewordenen brieflichen Mittheilungen.

S. 258, Z. 13 v. o. Nach brieflichen Mittheilungen.

S. 264, Z. 15 v. u. Nach den von befreundeter Seite mir gewordenen brieflichen Mittheilungen.

S. 266, Z. 4 v. u. Vgl. Haus und Welt, III, Nr. 23, Beiblatt.

S. 272, Z. 14 v. o. Vgl. Wiener Jahrbuch für Israeliten, I, 57 fg.; Jewish Chronicle 1862, Nr. 407; Jüdisches Volksblatt, IX, 171 fg.

S. 273, Z. 8 v. u. Private Journal of a Visit to Egypte and Palestine (London 1836). — Z. 6 v. u. Wiener Jahrbuch, I, 66 fg.

S. 275, Z. 14 v. o. Notes from a private Journal of a visit

to Egypte and Palestine, by way of Italy and the Mediterranean (Not published). London 1864. — Z. 18 v. o. Frankel, „Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judenthums", I, 165 fg. Dort sind Auszüge aus ihrem Reisewerk gegeben.

S. 276, Z. 3 v. o. A few words to the Jews. By one of themselves (London 1853). — Z. 9 v. o. Frankel, Monatsschrift, III, 170 fg. Die Erzählung „Die Juweleninsel" abgedruckt im Jüdischen Volksblatt 1858, Nr. 48; Monatsschrift, a. a. O., S. 176; Rimmonin von J. H. Jacobson (Leipzig 1859). — Z. 14 v. o. Carmoly, „Oholiba", S. 130. — Z. 6 v. u. Twelve sermons delivered in the new temple of the Israelites at Hamburgh by Dr. Gotthold Salomon, translated from the German (London 1839, dann Charleston 1841).

S. 277, Z. 13 v. u. Morgenblatt 1858, Nr. 20. — Z. 1 v. u. What girls should learn, what mothers should practise, and how husbands should help them; a lecture delivered March 29. 1874 and published by request (London 1874).

S. 278, Z. 1 v. o. Mrs. S. E. Hall, eine Freundin der Grace Aguilar, schrieb ihre Biographie, im Art. Journal 1851, Mai, danach deutsch im Magazin für die Literatur des Auslandes 1851, Nr. 91 und im Vorwort zu „Maria Henriquez Morales" (Magdeburg 1860).

S. 280, Z. 5 v. u. The Spirit of Judaism (Philadelphia 1843).

S. 281, Z. 1 v. o. The women of Israel, or Characters and sketches from the holy scriptures and jewish history. Illustr. of the past history, present duties aud future destiny of the hebrew females, as based on the word of God (London 1845).

S. 283, Z. 7 v. u. „The Vale of Ceders" erschien in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Die Jüdin" (Leipzig 1860) und als „Maria Henriquez Morales" von J. Piza (Oldenburg 1856 und Magdeburg 1860), herausgegeben vom Institute zur Förderung der israelitischen Literatur. Im Jahre 1875 wurde diese Schrift ins Hebräische übersetzt von J. Gelbhaus unter dem Titel: מלחמת האמונה והאהבה (Mainz) und von A. S. Friedberg unter dem Titel: עמק האריזים (Warschau).

S. 284, Z. 6 v. u. Nederl. isr. Jaarboekje, V, 38. — Z. 4 v. u. Von Misses Moß erschien auch „The romance of jewish history" (London 1840).

S. 285, Z. 6 v. o. Prayers and Meditations for every situation and occasion in life, translated from the French (London 1860, Philadelphia 1861). — Z. 16 v. o. London 1877. — Z. 21 v. o. A Hebrew and English and English and Hebrew Vocabulary with roots and abbreviations (London 1846).

S. 286, Z 14 v. u. Addresses to young Children, originally delivered in the girls' free-school, Bell Lane (London 1864, 1869).

S. 287, Z. 9 v. o. From January to December. A book for Children. 2. éd. (London 1874). — Z. 8 v. u. Thoughts suggested by Bible Texts. Addressed to my Children (London 1859), ins Deutsche übersetzt von L. Stein (Frankfurt a. M. 1861), ins Schwedische von A. H. (Stockholm 1862).

S. 288, Z. 11 v. o. The History and Literature of the Israelites. Vol. I. The historical works; Vol. II. The prophetic and poetical writers (London 1871. Abridged Edition ebend. 1872). — Z. 18 v. u. January 1876, S. 389—408.

S. 289, Z. 2 v. o. Achawa, 1864, S. 83 fg., 193 fg. — Z. 5 v. o. Letters to a christian friend on the fundamental truths of Judaism. Translated from the German. London 1869. — Z. 11 v. o. Achawa, 1867, S. 176 fg. Das Material zu den englischen Schriftstellerinnen besorgte mir mit seltener Bereitwilligkeit Revd. A. Löwy in London.

S. 290, Z. 7 v. o. Vgl. Frankel-Grätz, Monatsschrift 1876, S. 83 fg., und handschriftliches Material, das ich der Güte des Herrn Grand-Rabbin Astruc in Brüssel verdanke.

S. 291, Z. 7 v. o. Sie lieferte zahlreiche Beiträge zu dem Journal des Enfants, Journal des Demoiselles, Journal des Modes, Gazette de la Jeunesse, Gazette des Femmes u. a. — Z. 8 v. o. Nicht Maria Fitzgerald, wie es Monatsschrift S. 83 heißt. — Z. 14 v. u. Von diesem Novellen behandeln mehrere jüdische Stoffe, wie „Lia et Rachel", „Judithe", „La Juive", „Lettres d' une jeune Israélite", „Noëmi et Sara". Zu ihren besten Romanen gehört „Alexandrine" (Paris 1845). Einige ihrer Novellen sind ins Deutsche übersetzt, wir nennen beispielsweise: Boudoir. Eine Sammlung interessanter Erzählungen, Novellen u. s. w. In freier Uebersetzung, 1836. — Z. 9 v. u. Nicht 1853, wie es Monatsschrift S. 83 heißt.

S. 292, Z. 2 v. o. Paris 1806. Carmoly, „Oholiba", S. 133. — Z. 14 v. o. Univers Israélite, 1868, Nr. 4, S. 149 fg. — Z. 13 v. u. 1855, Nr. 53; Allgemeine Zeitung des Judenthums, 1855, Nr. 43.

S. 293, Z. 5 v. u. Univers Israélite, 1868, S. 151.

S. 294, Z. 5 v. o. Wurzbach, „Biographisches Lexikon", IV, 294.

S. 295, Z. 4 v. o. Venedig 1847. — Z. 5 v. u. Wurzbach, a. a. O., IV.

S. 296, Z. 1 v. u. Kochbe Jizchak, XVIII (1853), S. 41.

S. 297, Z. 1 v. o. Strenna per l'anno 1855 (Venedig 1854). — Z. 13 v. o. Triest 1864. Es ist nur der erste Theil erschienen. — Z. 16 v. o. Moses Montefiore, „Narrative of a forty days sejourn in the Holy Land (London 1875), S. 48.

S. 298, Z. 4 v. o. Nach brieflichen Mittheilungen des überaus freundlichen Herrn D. H. de Castro Mz. in Amsterdam. — Z. 4 v. u. Jaarboekje, XII, 44 fg. — Z. 2 v. u. Ebend., XI, 73 fg. — Z. 1 v. u. Ebend., VII, 54 fg.

S. 299, Z. 1 v. o. Jaarboekje, V, 76 fg. — Z. 1 v. o. Ebend., X, 53 fg. — Z. 4 v. o. Ebend., VI, 39 fg., 43 fg.; VII, 66 fg. Ob die beabsichtigte Uebersetzung der 1853 erschienenen Gebete der Grace Aguilar von ihr auch ausgeführt wurde (Ebend., V, 41), wissen wir nicht. — Z. 8 v. o. Ebend., V, 27 fg. — Z. 10 v. o. Ebend., IV, 98 fg.; VI, 26 fg. — Z. 13 v. o. Dora D'Istria, „Des femmes" (Paris 1869), II, 336. — Z. 16 v. o. Ihre jüngste Arbeit ist die im Druck erschienene Uebersetzung eines hebräischen Gedichtes im Festprogramm des 200jährigen Jubiläums der Großen Synagoge in Amsterdam (1875).

S. 300, Z. 4 v. o. Nach brieflichen Mittheilungen des Herrn Arpad Engel, des Bruders der Schriftstellerin. Die Uebersetzung dieses ungarischen Schreibens besorgte bereitwilligst Herr Nathan Fischer, Dir. der israelitischen Gemeinde-Mädchenschule in Budapest. — Z. 7 v. u. Egy magyar család eseményei.

S. 301, Z. 5 v. o. Die Selbstbiographie blieb ungedruckt.

S. 302, Z. 3 v. u. Das Material über diese amerikanischen Schriftstellerinnen, von Revd. Jakobs, Rabbiner der 34. Str. Synagoge in Neuyork, zusammengetragen, verdanke ich der Güte des Revd. Dr. Ad. Hübsch in Neuyork.

S. 307, Z. 5 v. o. Wiener Jahrbuch, VI, 114. — Z. 8 v. u. 2 Kön. 2, 10. — Z. 6 v. u. Der jüdische Plutarch, II, 192; der betreffende Artikel ist unterzeichnet R(eggio?).

S. 308, Z. 4 v. o. Hamagid, VII (1863), Nr. 17. Kochbe Jizchak. X, 13. — Z. 10 v. o. Viele ihrer Arbeiten erschienen im Kochbe Jizchak von Heft 11 und weiter. Sie wurde mehrfach besungen: von M. Ehrenreich, Rabbiner in Modena (Kochbe Jizchak, XXV, 53), J. J. Gatmare, Rabbiner in Casale (Ebend., XXI, 2), E. Stern (Ebend., XXIV, 95), Ad. Ehrentheil (Ebend., XIII, 43), J. Sperling, Leop. Winkler u. a. — Z. 20 v. o. Kochbe Jizchak, XXI, 78. — Z. 5 v. u. Ebendas., XVI, 8. — Z. 3 v. u. Ebendas., XXV, 53.

S. 309, Z. 2 v. o. Nach brieflichen Mittheilungen der Frau J. Wohllerner durch freundliche Vermittelung des Herrn Alexander Langbank in Jaroslau, der sie auch vor 24 Jahren zuerst in die Literatur einführte.

S. 311, Z. 1 v. o. Kochbe Jizchak, XVIII, 40 u. a., Zwei Briefe von ihr sind in dem zu Lemberg erscheinenden Wochenblat „Ibri Anochi", und ein anderer in Gottlober's Monatsschrift „Haboker Or" erschienen.

S. 312, Z. 12 v. o. הירחורים באנגליא (Wilna 1869). Der zweite Theil der Uebersetzung ist vollendet, aber noch ungedruckt. — Z. 22 v. o. Nach brieflichen Mittheilungen der Frau M. Mosessohn (7. März 1877) durch die freundliche Vermittlung des Herrn Rabbiners S. Pucher in Mitau. — Z. 4 v. u. Haschachar (Die Morgenröthe). Hebräisches Organ für Wissenschaft, Bildung und Leben, herausgegeben von Peter Smolensky (Wien) II, 364 fg. Geiger, Jüdische Zeitschrift, IX, 302. Ein anderer Brief der Rabbinowicz erschien Hamagid 1870, Nr. 7.

S. 313, Z. 3 v. o. Haschachar, II, 364. — Z. 7 v. o. Ebend., V, 149. — Z. 13 v. o. Ebend., VII, 653. — Z. 16 v. o. Allgemeine Zeitung des Judenthums, XX, 511. Dort ist auch ein hebräisches Gedicht von ihr mitgetheilt.

S. 314, Z. 10 v. u. Steinschneider, „Cat. Bodl.", S. 2851.

S. 315, Z. 14 v. u. Nach französischen Journalen. Frankel's Monatsschrift I, 448.

S. 320, Z. 5 v. o. Hebräische Bibliographie, XV, 93. — Z. 17 v. o. Geiger, „Geschichte der Juden in Berlin", II, 57.

S. 321, Z. 8 v. u. Buch der Lieder, der Sämmtlichen Werke IX. Band, S. 42.

S. 322, Z. 2 v. o. Vossische Zeitung vom 24. Januar 1872.

S. 323, Z. 13 v. u. Nach brieflichen Mittheilungen eines der Frau Gomperz-Bettelheim seit früher Jugend nahestehenden hochgeachteten Mannes in Wien.

S. 326, Z. 7 v. o. Nach freundlichen Mittheilungen des emeritirten Rabbiners Herrn B. F. Mannheimer in Budapest.

S. 327, Z. 8 v. u. Herrn Al. Elsasser in Laupheim verdanke ich die Mittheilungen über die Geschwister Eichberg, über Karoline Stern u. a. Ueber Bertha Eichberg vgl. auch seinen Nekrolog im „Jüdischen Volksblatt" 1864, S. 44.

S. 329, Z. 11 v. o. Ad. Jellinek, „Der jüdische Stamm", S. 65.

S. 330, Z. 4 v. o. Die Rachel hat eine ganze Literatur: „La jeune Rachel et la veille Comédie" (Paris 1838); A. Beulé, „Mlle. Rachel et l'avenir du Théâtre français" (Paris 1839); Rabot, „Notices biographiques sur Mlle. Déjazet et Rachel" (Lyon 1843); Chambrun, „Mlle. Rachel, ses succès, ses défauts" (Paris 1853); Maurice, „La Vérité à Rachel" (Paris 1850); Bébel, „Notice sur Rachel"; Alfred de Musset, „Un soir chez Rachel" (Paris); Eugène de Mirecourt, „Rachel" (3me éd., Paris 1859), eine Schrift voller Gift und Galle; Le Beauvallet, „Rachel et le nouveau monde" (Paris 1856); Jules Janin, „Rachel et la Tragédie" (Paris 1859); „Dictionnaire universel des littératures" par G. Vapereau (Paris 1876), S. 1684 fg.; Michaud, „Biographie universelle", Bd. XXXV; „Unsere Zeit", Jahrbuch zum Conversations-Lexikon (Leipzig, Brockhaus, 1858), S. 143 fg. Eine schöne biographische Novelle unter dem Titel „Rachel" erschien von Rahel Meyer (s. oben S. 251) im Institut zur Förderung der israelitischen Literatur (Leipzig 1859). Mehrere biographische Notizen verdanke ich der Freundlichkeit des stets dienstfertigen Herrn Dr. Isidor Loeb in Paris.

Perſonenregiſter.

Abigail. 15.
Abravanela, Bienvenida. 77 fg. 111.
Açma, Tochter Merwan's. 60. 142.
Aguilar, Grace. 277—284.
Aguilar, Sara. 277. 284.
Ahrweiler, Fromet. 139.
Akerman, Rachel. 150.
Alexandra, Tochter Alexander's. 23.
Alexandra, Tochter Hyrkan's. 21—32.
Almeida, Manuela Nuñes de. 174.
Alvarez, Iſabel Nuñez. 95.
Anna, Tochter R. Elaſar's. 68. 138.
Anna, Enkelin Raſchi's. 137.
Angyal, Anna. 300 fg.
Arnſtein, Fanny von. 220—226.
Ascarelli, Debora. 159.
Aſſer, Roſa. 215.
Athalia. 17.
Aures Damia, ſ. Damia.

Bacharach, Dabrüſch. 177.
Bacharach, Eva. 176 fg.
Bacharach, Fega. 357.
Barrocas, Thamar. 94.
Baſſewi, Hendel. 113.
Bathſeba. 15.
Bath Halewi. 138.
Bath Lewi. 136.
Beer, Amalie. 229.
Beliſario, Miß. 284.
Belkind, Olga. 313.
Bella. 66.
Bellejeune, Tochter Raſchi's. 136.
Bellette. 68. 136.
Belmonte, Bienvenida Cohen. 174.
Berenice, Tochter der Cypros. 39—45.
Berenice, Tochter der Mariamne. 45.
Berenice, Tochter der Salome. 34 fg.
Bernat, Julie, ſ. Judith.
Bernhard, Sara. 336.
Beruria. 120—124.
Bettelheim Gomperz-, Karoline, ſ. Gomperz.
Biſchitz, Johanna. 115.
Bloch, Mlle. 328.
Bloch, Julienne. 292 fg.
Bloch-Pereyra, Pauline. 292 fg.
Bona. 68.
Bondi, Clara. 115.
Boſer, Mme., geb. Fließ. 320.
Bramſohn, Lea. 313.

Bruna aus Mainz. 138.
Bruna, Tochter Samuel b. Benjamin's. 68.

Çafya. 62.
Cahena, ſ. Damia.
Carillo, Maria. 95.
Cerfbeer, Julie. 291.
Chaja, Gattin des R. Jeſaia Hurwitz. 176.
Chaja Schor, ſ. Schor.
Chaſan, Bella. 153 fg.
Chaves, Maria Gomez. 96.
Chiera, Eſther. 89—91.
Choma. 128 fg.
Cohn, Johanna. 243.
Cohen, Bella Falk. 177.
Cohen, Gütel. 147.
Cohen, Hendel. 139.
Cohen, Mary. 305.
Cohen, Mrs. 285.
Cohen, Mina. 243.
Cohen, P. M. 303.
Conſiglio, Fortuna. 116.
Copia, Sullam Sara, ſ. Sullam.
Coppia, Rahel. 160.
Correa, Iſabella. 172 fg.
Cſillag, Roſa. 328.
Czerna, Meiſels, ſ. Meiſels.
Cypros, Gemahlin Agrippa's. 38 fg.
Cypros, Mutter Herodes'. 29.

Dalsheimer, Alice. 305.
Damia, Aures. 73.
Davids, Sara. 285.
Davidſohn, Lina. 252.
Debora. 119.
Deutſch, Karoline. 244.
Dina, Tochter David Ibn Jachia's. 77.
Dolze, Gattin R. Elaſar's. 68. 138.
Doris, Gemahlin Herodes'. 23.
Druſilla, Tochter der Cypros. 39. 45 fg.

Eglah. 15.
Eichberg, Bertha. 327.
Eichberg, Julie. 327
Eichberg, Pauline. 326.
Ella, Setzerin. 148.
Elluſch, Gattin des Ahron Götz. 153.
Elpis, Gemahlin des Herodes. 32.
Elſäſſer, Dorothea. 243.
Elſon, Miß. 145.
Em. 131 fg.
Ephraim, Rebekka. 221.
Ephroſi, Debora. 308.
Epſtein, Amalie. 313.
Eskeles, Cäcilia von. 220. 225—227.
Eſtellina, Konat, ſ. Konat.
Eſterka. 75.
Eſther, Tochter des Chiskia. 65.
Eſther, Gattin des Jakob Cohen. 71.

Falk Cohen, Bella, ſ. Cohen.
Felix, Dina. 336.
Felix, Eliſe Rachel. 330.
Felix, Liah. 336.
Felix, Rebekka. 336.
Felix, Sara. 335.
Figdor, Emilie. 114.
Fiola, Setzerin. 149.
Fiomina, Gattin des Daniel Modena. 140.

Fiorela, Gattin des Salomon Modena. 141.
Fischel, Chawa. 78.
Fischel, Esther. 78.
Flavia, Domitilla. 50.
Flora, Gattin des Isaak Düren. 140.
Foa, Rebekka Eugenie. 290.
Fortis, Eugenia Pavia Gentilomo. 294.
Frank, Eva. 106.
Frank, Katharina. 336.
Franklin, Lewis Mrs. 285.
Friedenberg, Flora S. C., s. Randegger.
Friedländer, Blümchen. 220.
Friedländer, Rebekka. 243.
Frohberg, Regina. 231—233. 236.
Fuà, Ermina. 295.
Fulvia. 50.

Gad, Esther. 231. 233—236.
Gela, Setzerin. 148.
Gentilomo Fortis, Eug. Pavia, s. Fortis.
Gentiluomo, Marianna. 114.
Gertrud, die Polin. 105.
Ghirondi, Bienvenida. 180.
Glaphyra, Gemahlin Alexander's. 35 fg.
Goldsmid, Anna Maria. 276 fg.
Goldschmidt, Adelheid. 254.
Goldschmidt, Henriette. 264—266.
Goldschmidt, Johanna. 254—258.
Gomperz-Bettelheim, Kar. 323 fg.
Graty, Rebekka. 303.
Guthilde, von Augsburg. 67.
Gutlin, Gattin des Abraham Luzzatto. 141.

Halle, Mad. 229.
Hamel, Glikel. 154.
Hanna. 68.
Hanna, Schwester R. Jacob's. 136.
Hanna, Tochter des Jehuda L. Katz. 152.
Hanna, Tochter Phanuel's. 54.
Hanna, Tochter R. Samuel's. 113.
Harby, Carolina. 303.
Hart, Mrs. 304.
Hart, Mrs. Joseph. 303.
Hartog, Marion. 284.
Heilbronn, Mlle. 328.
Helena. 51—54.
Henriquez, Isabella. 173 fg.
Hendrix, Rosa. 352.
Henry, Mrs., s. Lyons.
Herodias, Tochter der Berenice. 35 fg.
Hertzveld, Estella. 298.
Hertzveld, Maria. 299.
Herz, Elise, s. Lämel.
Herz, Henriette. 183. 186—191. 193. 195—208. 234. 236.
Herz, Klara. 229.
Hirsch, Jenny. 266—270.
Hulda. 119.
Hurwitz, Bathseba. 153.
Hyneman, Rebekka. 304.

Jafé, Sara. 147.
Jalta. 129.
Jaques, Sophie, s. Wertheimstein.
Jentel. 66.
Jephta. 72.
Ima Salom. 124—128.
Jochebed, Gattin des Sabbatai Zewi. 100.

Jochebeb, Tochter des Joſeph Philoſoph. 105.
Johanna, Gattin Chuſa's. 48.
Judith. 72.
Judith, Mlle. 336.
Jüdels, Reichel. 147.

Kamchith. 57.
Kempner, Friderike. 244.
Kempner, Sprinza. 178.
Kleopatra, die Jeruſalemerin. 32.
Konat, Eſtellina. 146.

Lämmel, Babette von. 114 fg.
Lämmel, Eliſe von. 114.
Laza. 178.
Lazarus, Emma. 304.
Lea. 138.
Leibersdorf, Henriette. 270.
Leo, Mrs. Lewis. 284.
Levi, Eliſe, geb. Henle. 240 fg.
Levi, Roſa. 158 fg.
Levi-Perotti, Giuſtina. 158.
Levin, Rahel. 187. 198. 208—220. 227. 229. 232.
Levy. 313. 320.
Levy, Ella. 305.
Levy, Rebekka. 303.
Levy, Sara. 228.
Lewald, Fanny. 245—248.
Liebheid. 68.
Liebmannin. 108 fg.
Liepmann. Mad. 320.
Lindo, Abigail. 285.
Link, Antonie. 336.
Litte aus Regensburg. 150.
Löwenſtein, Katharina. 114.
Löwenſtein, Roſa. 244.
Lucas, Jenny. 284.
Luna, Beatrice de, ſ. Gracia Naſi.
Luria, Mirjam. 180.
Luzzatto, Carolina Coën. 297.
Luzzatto, Conſola. 306.
Luzzatto, Tamar. 308.
Lyons, Emma. 284.

Maachah. 15.
Magnus, Mrs. Philipp. 285.
Majora. 86.
Malchi, Esperanza. 91 fg.
Malthaka, die Mutter des Archelaus. 32.
Manaham, Miß. 303.
Manſi, Paula deï. 137.
Marcus, Brentgen. 320.
Maria, Tochter Eleaſar's. 59.
Maria, Mutter Jeſus'. 47.
Maria Kleophas. 48.
Maria von Magdala. 47 fg.
Maria, die Philoſophin. 135.
Mariamne, Tochter der Berenice. 35.
Mariamne, Tochter der Cypros. 39. 45.
Mariamne, Enkelin Hyrkan's. 23—35.
Mariamne, Tochter Simon's 32. 36. 56.
Mariom aus Palmyra. 55.
Maronna. 66.
Martha, Tochter des Boëthos. 56—59.
Martha, Tochter des Nikodemos. 59.
Matrona. 68.
Meiſel, Eva. 111.
Meiſel, Fromet. 111—113.

Meiſels, Czerna. 147.
Mendels, Edel. 153.
Mendelsſohn, Dorothea. 183—198. 234. 248.
Mendelsſohn, Henr. 184. 197 fg.
Mendelsſohn, Reikel (Recha). 185.
Mendeſia, ſ. Gracia Naſi.
Meyer, Mariane. 216—219.
Meyer, Rahel. 248—253.
Meyer, Sara. 216—218.
Michal. 15.
Mina. 65.
Mina von Speier. 67.
Mina, Gattin des Eljakim b. Samuel. 68.
Mirjam. 119.
Mirjam, die Blinde. 68.
Mirjam, Mutter Abba Saul's. 7.
Mirjam, Enkelin Raſchi's 137.
Moïſe, Peninah. 303.
Mordecai, Emma. 304.
Mordechai, Fiorita. 314.
Morgenſtern, Fanni. 258.
Morgenſtern, Lina. 258—264.
Monteſiore, Charlotte. 275.
Monteſiore, Judith. 272—275. 308.
Morpurgo, Rachel. 306—308.
Moſesſohn, Mirjam (Markel). 311.
Muallima, El. 136.

Naſi, Gracia (Hanna). 80—87. 111.
Naſi, Reyna. 80. 87.
Nathan, Fanni. 116.
Neuda, Fanni. 242.
Neuman, Eleonora. 325.
Nogueira, Blanca. 95.
Nogueira, Franziska. 95.
Nuñez, Beatriz. 95.

Olympias, Tochter der Malthaka. 32.
Oppenheim, Gnendel. 358.
Oppenheim, Jettchen. 221.
Oppenheim, Sara. 178.
Oſer, Sara. 180.
Oſermann, Roſanna. 113.
Ottenheimer, Henriette. 237—239.

Pallas, Mutter des Phaſael. 32.
Pan, Taube. 152.
Paſta, Giuditta. 328.
Paula dei Manſi, ſ. Manſi.
Pereyra, Juſta Nuñes. 98.
Pereyra, Maria Nuñes. 97 fg.
Perlhöfter, Bella. 154.
Phädra, Gemahlin des Herodes. 32.
Pina y Pimentel, Sara de Fonſeca. 174.
Pinne. 154.
Popäa Sabina. 50.
Pulcelina. 67 fg.

Rabbinowicz-Kreidmann, Bertha. 312.
Rachel, ſ. Felix.
Rahel. 68; 353.
Rahel, Gattin des Elieſer b. Mordechai. 68.
Rahel, Gattin des Jakob b. David. 110.

Rahel, Gattin des Mar Salomo. 111.
Rahel, Gattin des R. Salomon Cohen. 66.
Rahel, Gattin des Löb Porges. 154.
Rahel, Gattin des Simſon. 68.
Rahel, Mutter Mari's. 7.
Rahel, Tochter Kalba Sabua's. 8 fg.
Rahel, Tochter des R. Iſaak b. Aſcher. 66.
Rahel-Fermoſa. 74.
Rahel, Tochter des Mord. Sopher. 154.
Rahel, ſ. Levin.
Randegger-Friedenberg, Fl. S. C. 296 fg.
Rebekka. 66.
Rebekka, Setzerin. 149.
Rebekka, Gattin Aron's. 68.
Ribera, Maria de. 95.
Ries, Mathilde. 328.
Rodriguez, Mayor. 97 fg. 171.
Röſel, Gattin des R. Fiſchl. 153.
Roſenthal, Tſcharna. 180.
Rothſchild, Adelheid von. 229 fg. 289.
Rothſchild, Anna von. 287 fg.
Rothſchild, Bettina von. 315.
Rothſchild, Betty von. 289. 314 fg.
Rothſchild, Clementine von. 288 fg.
Rothſchild, Charlotte von. 286 fg.
Rothſchild, Conſtance von. 287 fg.
Rothſchild, Emma von. 289. 336.
Rothſchild, Gutla von. 286.
Rothſchild, Hanna von. 272.
Rothſchild, Heſter. 285.
Rothſchild, Luiſe von. 287 fg.
Rothſchild, Mathilde von. 316.
Roxane, Tochter der Elpis. 32.
Saaling, Marianne. 229. 231.
Salampſio, Tochter der Mariamne, 39.
Salida. 68.
Salome Alexandra. 16—22.
Salome, Schweſter des Herodes. 27—35.
Salome, Tochter der Elpis. 32.
Salome, die Tänzerin. 37 fg.
Salome, Gattin des Zebedäus. 48.
Salomon, Annette. 284.
Salomon, Roſa. 284.
Samacho. 51.
Sara, die Aerztin. 144.
Sara, die Meſſiasbraut. 101—105.
Sara, die Witwe des R. Joſeph. 68.
Sara, ſ. Veturia.
Schapira, Mirjam. 138.
Schöndel, Gattin des R. Iſſerlein. 139.
Schöndele. 154.
Schönfeld, Frau. 336.
Schor, Chaja. 105.
Schott, Sophie Weil-, ſ. Weil-Schott.
Schulhoff, Eſther, ſ. Liebmannin.
Setig, geb. Weil. 237.
Singer, Frau. 336.
Sorel, Tochter des R. Jakob. 154.
Steinhardt, Krendel. 178 fg.
Stern, Karoline. 320—323.
Suleika. 99 fg.
Sullam, Sara Copia. 159—170.
Sulzer, Henriette. 328.
Sulzer, Maria. 328.

Taube Pan, ſ. Pan.
Tedeschi, Fortunata. 328.
Terongi, Catalina. 95.
Thilo, Amalie. 270.
Tiktiner, Rebekka. 152.

Urania, Vorſängerin. 12.

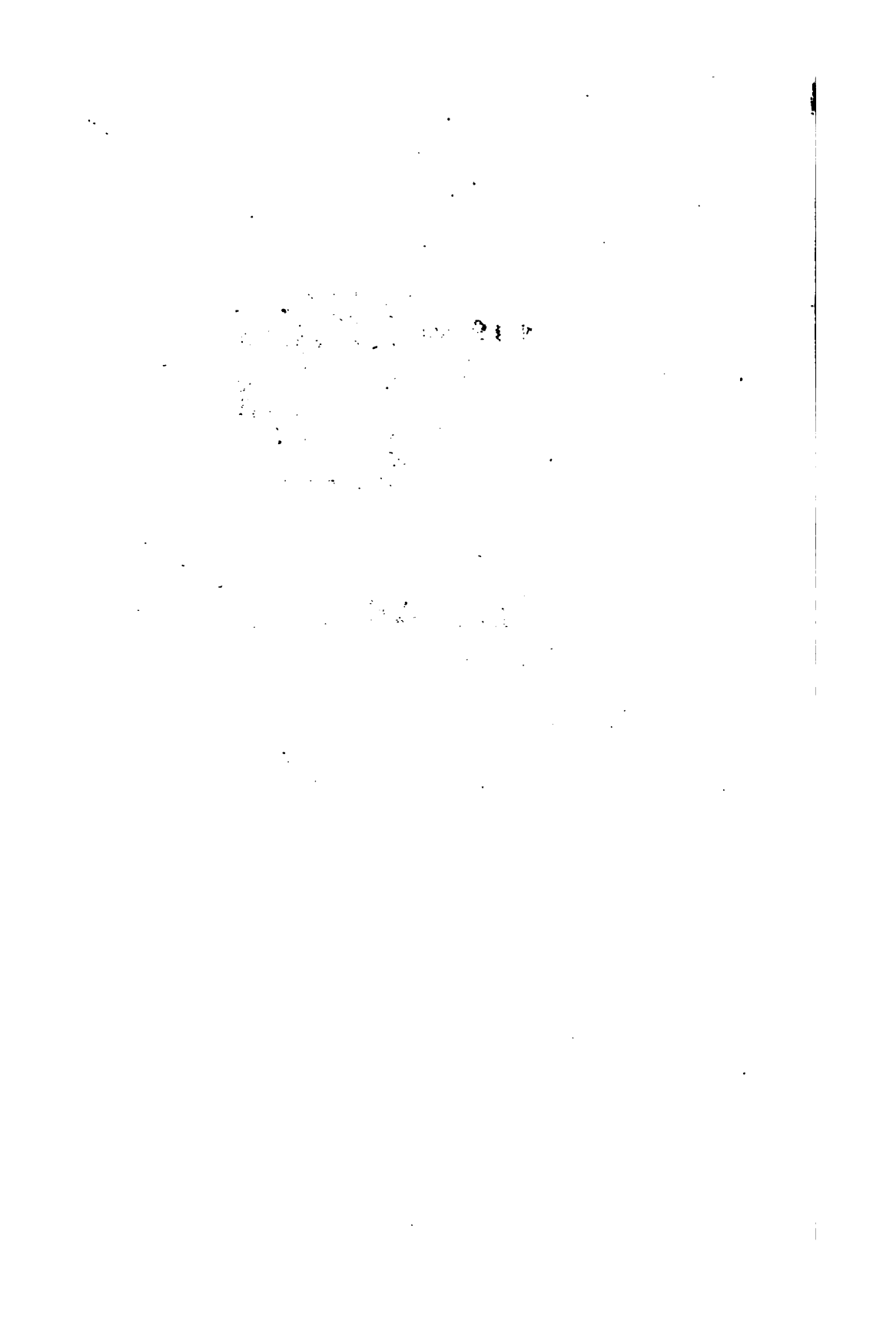
Veturia. 50 fg.
Vögele, Tochter des R. Liwa. 176.
Vögele aus Lublin. 113.

Wahl Dina. 139.
Warendorff, Thereſe. 237.
Warrens, Roſa. 242.
Weil-Schott, Sophie. 297.
Wertheimber, Mlle. 328.
Wertheimer, Mrs. 285.
Wertheimſtein, Sophie von. 323.
Wilda, Jenny. 237.
Wohllerner, Jetty (Jenta). 309—311.
Wolf, Rebekka. 243.
Wolff, Mme. 320.

Xemona. 142 fg.

Zarit. 68.
Zaynab. 61.
Zeruha. 68.
Zippora, Gattin des R. Meſchullam. 65.
Zunz, Adelheid. 230.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED
OCT 31 1982
BOOK DUE
FEB 8 1982

STALL-STUDY
CHARGE

WIDENER
BOOK DUE
SEP 1 0 1991

CANCELLED
JUL 17 1982
JUL 12 1982

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

6 372

G E STECHERT & Co
CALFRED HAF